



HANNS DOHRMANN



Chaos

# Chaos

Ein Revolutionsroman aus dem Baltikum

von

Hanns Dohrmann

1 9 2 5

---

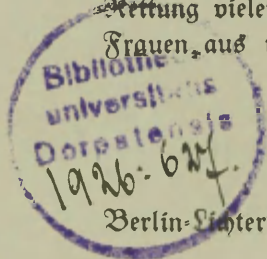
Frundsberg-Verlag G. m. b. H., Magdeburg.



Dieses Buch widme ich dem Gedächtnis jener  
tapferen Soldaten des deutschen Volksheeres,  
mit deren teurem Blut und Leben allein die  
Rettung vieler Tausend deutscher Männer und  
Frauen aus roter Not erkaufte werden konnte.

Hanns Dohrmann

Berlin-Fichterfelde W., im September 1925.



## Vorwort.

Den vorliegenden Roman, eigentlich eine bunte Reihe durch die Handlung nur lose zusammengefaßter Schilderungen der einzelnen Phasen des Baltikum=Unternehmens, schrieb ich im Mai und Juni des Jahres 1920 in Danzig in etwa acht Wochen nieder. Ich tat es unter dem unmittelbaren Eindruck frischer Erinnerungen, denn erst im November 1919, also wenige Monate vorher, war der abenteuerliche und doch von so viel himmelsstürmendem Idealismus getragene nachrevolutionäre baltische Feldzug abgebrochen worden, an dem ich von Anfang bis zu Ende als Leiter der Pressestelle beim Generalkommando des VI. Reservekorps und als Herausgeber der letzten deutschen Soldatenzeitung, der „Trommel“, teilgenommen hatte. Meine Stellung im Verbands der Baltikum=Truppe ließ mich tiefe Einblicke in das Wesen und in die äußere Umwelt des Unternehmens tun. So entstand, als ich mein Buch schrieb, unter meiner hastenden Feder ein fast photographisch genaues, wahrheitsgetreues Zeitbild.

Trotz mancher stilistischen Änderungen, die ich seither am Manuskript vornahm, mache ich mich nun freilich darauf gefaßt, daß dieser und der andere Leser meinen wird, ich hätte als Verfasser eines Romanes, einer Erzählung, das Grauen der Wirklichkeit doch ein wenig mildern, die tiefen Schatten jener Zeit getrost Lichter tönen und den Gesamteindruck allenfalls hoffnungsvoller gestalten können. Ich weiß, daß die Schicksale der handelnden Personen des

Romans in der Tat fast durchweg und mit nur geringen Ausnahmen durchaus nicht dazu angetan sind, zu erheben; und ich habe es entsprechend mit Rücksicht auf die erschütternde Psyche unseres Volkes unterlassen, den Roman schon 1920 zu veröffentlichen. Heute aber, da wir wieder Genesende sind, erscheint es mir nicht mehr bedenklich, meine historisch genauen Schilderungen jener drastischen Epoche des Zusammenbruches einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Denn man soll gerade aus meinem düsteren Zeitbild von damals freudig erkennen, welch ungeheuer großes Stück Weges bergan wir mittlerweile in den wenigen Jahren, die uns erst von dem Ereignis der „Revolution“ trennen, bereits doch wieder zurückgelegt haben. Von dieser Absicht ausgehend, unterließ ich es bewußt, die Zeitstimmung, die mein 1920 geschriebenes Buch atmet, umzufärben. Und bei der Durchsicht des Manuskriptes sind vor dem Druck deshalb nur Längen und allenfalls einzelne Szenen gestrichen worden, die weder einen historisch, noch künstlerisch bleibenden Wert aufwiesen.

Ich hoffe, daß mein Roman besonders meinen zahlreichen Kameraden aus der Baltikum-Zeit als Erinnerungsbuch willkommen sein wird. Es ist ein ernster, unvergeßlicher Abschnitt unserer Entwicklung, den wir da draußen im Fegefeuer einer Weltenwende erlebten. Der Feuerprobe hielten nicht alle stand; manchen verschlang das Chaos... Diejenigen aber, die geläutert und gereift den Weg heimwärts aus dem Drunter und Drüber gefunden haben, zählen heute nicht zu den schlechtesten Söhnen des deutschen Volkes. Sie stehen allerorts in deutschen Landen in der ersten Reihe der nationalen Wiederaufbaufront.

**Der Verfasser.**

## Erster Teil.

In Königsberg wurde am frühen Morgen der Schlafwagen des Berliner D-Zuges abgehängt, und Dr. Wolfgang Grothe, der vorzüglich geschlafen hatte, suchte sich in einem der Waggon's II. Klasse einen Platz für den Rest der Reise bis Insterburg. Der Zug, der von Berlin an beisspiellos überfüllt gewesen war, hatte sich in Königsberg merklich geleert. Vor allem waren aus der I. und II. Wagenklasse, aus den Abteilen und Korridoren die Soldaten der in Auflösung begriffenen Armee verschwunden, die von der Westfront zu Tausenden nach dem deutschen Osten in die Heimat strömten und in ihrem kriegsmüden Drange die Züge rücksichtslos stürmten.

Grothe ging den langen Korridor eines Waggon's entlang und sah prüfend in die Abteile hinein. Einzelne waren ganz leer, und er betrat das eine im wohligen Gefühle, allein und unbehelligt zu bleiben. Aber es erwies sich, daß die Leere ihren guten Grund hatte; die wüsten soldatischen Fahrgäste hatten beim Sturm auf den Zug in Charlottenburg die Fensterscheiben einiger Abteile eingedrückt, und in ihnen herrschte Kälte und Unbehagen. So ging Grothe denn kopfschüttelnd weiter, die Reise-decke über den Arm gehängt, den kleinen Lederkoffer in der Hand und die graue Mütze tief ins Gesicht gezogen. Es sah im Wagen schändlich aus. Am Boden lagen Zigarettenenden, Papierseken und Speiserefte. Die Soldateska hatte auch andere Spuren hinterlassen: die

Fensterscheiben wiesen fettige Fingerabdrücke auf, hier und da hatte einer ausgespien, und es roch nach nassen Kleidern, Soldatenstiefeln, Kaserne und ärmlichen Leuten.

Als Brothe an einem Abteil vorüberkam, in dem nur zwei Offiziere saßen, zog er die Augenbrauen ein wenig hoch und schob die Glastür zurück. Kaum verständlich murmelte er eintretend ein „Guten Morgen!“, das nur einer der Mitreisenden erwiderte, da der andere offenbar schlief; er brachte seinen Koffer im Gepäcknetz unter, wickelte die Knie in die Decke und lehnte sich dann aufatmend zurück, als habe er eine nicht unerheblich mühevollen Handhabung vollbracht. Dann sah er sich bedächtig im Abteil um und fühlte sich zufrieden; der Zug rasselte bereits über die letzten Weichen der ausgedehnten Königsberger Gleisanlagen, im Abteil war es leidlich warm, und die in Königsberg erworbene Morgenzeitung lag auf dem Fenstertisch.

Brothe strich sich mit der flachen Hand über das welke Gesicht. Trotz der gut verbrachten Nacht war er nicht ganz erfrischt. Möglich, daß das Gefühl, sich nicht durch eine Morgenwaschung gekräftigt zu haben, dieses gewisse Unbehagen auslöste, das er auf Reisen trotz aller Bequemlichkeiten, die er schätzte und sich auch stets gönnte, oft empfand; möglich, daß er hungrig war oder ihm sonst etwas fehlte. Er sah nachdenklich in die winterliche Novemberlandschaft hinaus, und der Blick seiner grauen Augen hing sich ein wenig starr an das vorüberfliegende Einerlei. Die Felder unter trübem Himmel deckte nasser Schnee. Die Bäche und Rinnsale, über die der Zug polterte, waren noch offen und voll schwarzen Wassers. Kugelweiden säumten die vielen Wege im endlos weiten, flachen Gelände. Und in den Telegraphendrähten, die immer in gleicher Höhe und in gleicher Zahl, stets in ermüdend gleichen Abständen durch dunkle, vorüberfliegende Pfosten unterbrochen, neben dem Zuge her=



liefen, versing sich der weiße Rauch der Maschine in dicken Schwaden...

Lange Zeit konnte Brothe den Blick von dieser Außenwelt nicht reißen. Sie hatte gleichzeitig etwas unendlich Beruhigendes und etwas offensichtlich Ärgererregendes. So kam es, daß unwillkürlich ein Schatten von Unbehagen und Unzufriedenheit über seine Züge glitt. Seine hohe, aber stark zurückfallende Stirn legte sich in Falten, und die ohnehin vorstehende Unterlippe schob sich noch mehr vor. Sein häßliches, aber nicht unbedeutendes Gesicht begann deutlichen Anmut auszudrücken, der erst wich, als ein vorüberfliegender kleiner Bahnhof und das starke Schwanken des Wagens in den Weichen Brothe jäh aus dem Banne befreiten, in den er in der Stimmung einer gewissen Apathie und Erschlaffung geraten war. Er lächelte und ihm fiel ein, daß die letzten Wochen seit dem 9. November seinen Nerven doch ein wenig mehr zugemutet hatten, als sie vertrugen. Dann drückte er sich tiefer in seine Ecke, blinzelte sein Gegenüber, einen sehr jungen, sehr blonden Offizier, an und schloß die Augen. So, wieder in den Zustand eines gewissen Behagens gewiegt, gab er sich bedächtig seinen nun geordneten Gedanken hin.

Trotz seiner zweiunddreißig Jahre zählte Dr. Wolfgang Brothe zu den am häufigsten genannten Tageschriftstellern der Reichshauptstadt. Was ihm eigentlich Ruf und Ansehen in so frühen Jahren verschafft hatte, wußte man in Berlin selbst in eingeweihten Kollegenkreisen nicht zu sagen. Er hatte in Berlin nie dauernd zum Redaktionsstabe einer Zeitung oder Zeitschrift gehört. Feste Stellungen waren ihm, der seine persönliche Freiheit über alles liebte, zuwider. Aber die feuilletonistischen Zeitaufsätze und die politischen Feuilletons, die er schrieb und in den Blättern konservativer Richtung zu veröffentlichen pflegte, fanden stets Beachtung und

machten seinen Namen schon im ersten Kriegsjahre weit über die Hauptstadt hinaus bekannt. x Zu seinen Verlegern und den Redaktionen unterhielt er sehr unpersönliche Beziehungen. Und nur zwischen der Presse- und Propagandaabteilung des Kriegsministeriums und Grothe bestand ein engeres Verhältnis. Möglich, daß die militärischen Leiter dieser Abteilung, so paradox das klingt, es empfanden, die gewandten und originellen Propagandaschriften, die Grothe für den Pressedienst des Ministeriums schrieb, seien Produkte nicht nur seines kühlen Verstandes, sondern auch des Herzens; möglich auch, daß den empfindsamen Kulturmenschen Grothe die immer korrekten und überlegenen Offiziere anzogen — jedenfalls brachten die Generalstäbler im Kriegsministerium ihm eine durch persönliche Sympathie intimer gestaltete Achtung entgegen, die er in gleicher Weise erwiderte. Es fiel ihm deshalb nicht sonderlich schwer, dem ausdrücklichen Wunsche des Majors von Medenau im August 1918 zu entsprechen, und unter Aufgabe seiner so peinlich gehüteten völligen Unabhängigkeit als Dezernent für östliche Fragen in die Abteilung des Majors einzutreten.

Trotzdem wurde Dr. Grothe nach dem Umsturz der Novembertage das notwendige Scheiden vom Kriegsministerium nicht schwer. Als er sich von Major von Medenau, den anderen Offizieren und dem Büropersonal verabschiedet hatte und in den strömenden Regen auf die Straße trat, war ihm nicht, als sei damit ein immerhin recht bedeutsamer Abschnitt seiner Tätigkeit zum Abschluß gelangt. Das ganze Erlebnis dieses Abschiedes machte wenig Eindruck auf ihn. Er stellte vielmehr gleichgültig fest, daß er die gewohnte Nachmittagsbeschäftigung in seinem Büro im Kriegspresseamt fortan nicht vermissen würde, und daß er als einziger Zivilist unter den Militärs im Grunde bis zuletzt Außenseiter geblieben war. Dieses Gefühl der Fremdheit, dieses Bewußtsein, trotz aller Er-

folge und ausgedehnten Bekanntschaften in Berlin eigentlich nicht Wurzel geschlagen zu haben, beherrschte ihn übrigens in den Tagen ganz, da er sich zur Reise nach seiner kurländischen Heimat rüstete. Er empfand es deutlich, daß seine Abreise aus der Reichshauptstadt keine Lücke hinterlassen würde. Er machte nirgends Abschiedsbesuche. Er erledigte nur widerstrebend die notwendigsten Geschäfte, beauftragte seinen Anwalt, seine Interessen wahrzunehmen, und fuhr abends zum Bahnhof. Das revolutionäre Berlin widerte ihn an. „Gesindel!“, dachte Grothe verächtlich, als er von seinem Rupee Fenster aus einen letzten Blick auf den von pöbelhaftem Publikum belebten Alexanderplatz warf; „Gesindel!“, dachte er, als er hinter Karlshorst das Abendblatt entfaltete, und „Gesindel!“, empfand er zornig, als die Soldaten, die selbst den Korridor des Schlafwagens füllten, ein unreifes politisches Gespräch begannen, das sie fortsetzten, bis sie, auf Koffern und Tornistern eng aneinandergelehnt, mit offenen Mündern einschliefen.

Was ihn in Kurland erwarten würde, interessierte Grothe übrigens lebhaft. Er hatte die einstige Heimat schon lange vor dem Kriege verlassen und sie im Laufe der Jahre, da sie unter deutscher Okkupationsverwaltung stand, nur einige Male als vorübergehender Gast aufgesucht. Trotzdem hing er an ihr — weniger an den Menschen, als an dem Lande mit seinen ihm von Kindheit und Jugend her wohlvertrauten, seltsamen Reizen. Seine Eltern besaßen in der Gegend von Libau ein größeres Gut, das seit Generationen der Familie Grothe gehörte. Nun schien dieser Besitz, das Gut Petraggen, bedroht, jedenfalls in Frage gestellt. Es ließ sich überhaupt nicht absehen, wie sich nach dem Zusammenbruch der deutschen Okkupationsmacht die Lage im Lande, insbesondere das Schicksal des eingeseffenen deutschen Elementes, gestalten würde. Es hatte sich ein selbständiger

lettischer Staat mit chaubinistischen, deutschfeindlichen Männern an der Spitze konstituiert, die Stimmung der lettischen Bevölkerung war dem Deutschtum durchaus nicht wohlgesinnt, und von Osten her drohte der Einbruch der Revolution in entartetster Form: der asiatische Bolschewismus, der Anarchie und Chaos bedeutete. Es war Grothe nicht schwer gefallen, aus den seit dem 9. November an ihn gelangenden, bestürzten Briefen seiner Angehörigen den Schluß zu ziehen, daß sich das Alte in der Heimat bereits im Zustand rascher Auflösung befand. Unter den Deutschen des Landes herrschte offensichtlich Germanendämmerungsstimmung, und man rüstete zur Übersiedlung nach Deutschland, um vor den Schrecken der kommenden Katastrophe wenigstens das Leben und den wertvollsten beweglichen Besitz zu retten.

Grothe hatte sich trotzdem ohne weiteres dazu entschlossen, seinen Berliner Wirkungskreis, der von den Ereignissen im Reiche im Grunde nicht berührt wurde, zu verlassen und in die gefährdete Heimat zu reisen. Es war ein mächtiger Abenteuerdrang in ihm erwacht. Mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung und Genugtuung streifte er die Fesseln ab, die ein geregeltes Leben, eine geregelte Tätigkeit, auch wenn sie noch so frei gelebt und aufgefaßt werden, immer anlegen, und eilte dorthin, wo alle Bande der Ordnung und des Hergebrachten sich zu lösen schienen. Die Aussicht, Ungewöhnliches zu sehen und unter der Voraussetzung vielleicht auch zu erleben, daß ihm persönlich nicht allzu viel Gefahrvolles und Unbequemes zugemutet werden würde, reizte ihn ungemein. Den Rückzug hatte er sich insofern gesichert, als er, darauf vertrauend, daß es immer eine Möglichkeit geben würde, im Augenblick ernstlicher Gefahr zu Schiff oder auf dem Landwege nach Deutschland zurückzukehren, seine Berliner Wohnung beibehalten und seine Berliner Beziehungen nicht abgebrochen hatte.



Bewußte Abenteuerlust war es also, die ihn verlockte, nach Rurland zu gehen; weder das Gefühl, der Heimat, die er für verloren hielt, zu nützen, noch das Bedürfnis, die Seinigen in Petraggen wiederzusehen, die ohnehin entschlossen waren, nach Deutschland überzusiedeln, hätte ihn veranlassen können, diesen Schritt zu unternehmen.

\*       \*       \*

Die Vorstellung, ungewöhnlichen Erlebnissen entgegenzufahren, beschäftigte Dr. Grothe so lebhaft, daß es ihm plötzlich unmöglich wurde, mit geschlossenen Augen unbeweglich sitzen zu bleiben. Er richtete sich auf und griff nach der Zeitung. Dabei begegnete er dem Blick des jungen, blonden Offiziers ihm gegenüber in der anderen Fensterecke. Der Leutnant hatte sein Buch beiseite gelegt und schaute in Gedanken vor sich hin. Grothe war überrascht. Das Gesicht des jungen Menschen war von vollendeter, ebenmäßiger Schönheit, ein Antlitz, wie er es nie zuvor gesehen. Er räusperte sich und entfaltete geräuschvoll das Königsberger Morgenblatt. Aber als er kaum ein paar Zeilen gelesen hatte, ertappte er sich dabei, wie er über den Rand des Blattes zu dem Leutnant hinübersah. Der las wieder in seinem Buch, das runde, fast frauenhaft weichlinige Kinn in eine auf-fallend schmale Hand gestützt. „Er ist in der That ungewöhnlich schön,“ dachte Grothe, „ein Narziß-Modell.“ Vergleichend sah er zu seinem anderen Reisegefährten hinüber. Der schien, obwohl beträchtlich älter, auch Leutnant zu sein. Er schloß, die Arme auf der Brust verschränkt und die großen Füße weit von sich gestreckt, ruhig und tief. Auch er hatte kein alltägliches Gesicht. Unter einer hohen, geraden Stirn lagen die Augen, überschattet von dunklen, sich fast berührenden Brauen, sehr tief. Die Adlernase, ein scharfgeschnittener Mund und das



energische Sinn verliehen diesem Gesicht den Ausdruck herrischer Strenge, der durch die dunkle Hautfarbe noch unterstrichen wurde. „Dieser muß glasklare, blaue Seemanns-Augen haben,“ stellte Brothe fest.

Als der Zug in Wehlau ein paar Minuten lang hielt, erwachte der ältere Offizier, zog sein Notizbuch hervor und begann darin zu blättern. Brothe erhob sich und trat auf den Korridor hinaus. Dort stand er noch am Fenster, als sie schon längst wieder fuhren. Die Tür zu einem Nebenabteil stand offen; Brothe hörte zerstreut der Unterhaltung zu, die in diesem Abteil ziemlich laut eine Dame und ein Herr führten, die offenbar allein waren. Als das Gespräch sich aber baltischen Dingen zuwandte, horchte er unwillkürlich auf. An der Aussprache der beiden und an einzelnen Provinzialismen, die nur in Kurland zu Hause sind, und deren sich besonders die Dame bediente, erkannte er erstaunt Landsleute. „Ich nehme an, daß mein Mann mich in Libau erwarten wird,“ sagte die Dame, „ich schrieb Balthasar, er möchte mir unter allen Umständen bis Libau entgegenkommen. Ich kann mir vorstellen, wie unerquicklich die Zustände auf der Kleinbahn geworden sind. Ich glaube kaum, daß eine Dame es riskieren darf, sich den überfüllten Zügen dieser Bahn heutzutage allein anzuvertrauen. Die Gegend ist schlimm. Man setzt sich Unannehmlichkeiten aus. Am liebsten wäre es mir, wir könnten von Libau aus im Wagen nach Hause fahren.“ Der Herr hüstelte; Brothe sah, wie er den Rauch seiner Zigarre in den Korridor hinausblies. Dann meinte der Herr: „Ich hatte aus der Heimat nur schlimme Nachrichten. Auf dem flachen Lande ist es überall unruhig, in den Städten herrscht schwüle Spannung. Wer weiß übrigens, wie sich die Verhältnisse in Deutschland gestalten. Wir gehen höchst ungewissen Zeiten entgegen.“

Sich darüber zu unterrichten, wer die beiden seien,

ging Brothe einmal am Abteil vorüber und sah durch die Glastür hinein. Er erkannte Frau von Berg sofort. Den Herrn vermochte er im ersten Augenblick in seinem Gedächtnis nicht unterzubringen, aber er erinnerte sich, ihn häufig gesehen zu haben; es war ein älterer Herr mit glattrasiertem Gesicht, ein wenig weibischen Zügen, aber dennoch einem ausgesprochenen Charakterkopf. „Sieh da,“ dachte Brothe im Weitergehen, „Elinor Root auf der Heimreise zu ihrem Vatten!“ Er beschloß, sie zu begrüßen, und kehrte zu ihrem Abteil zurück.

Als er die Tür auseinanderstieß, erkannte auch sie Brothe sogleich. Ehe er sich verbeugen konnte, war sie aufgesprungen und hatte ihm die Hand hingestreckt. „Herr Dr. Brothe,“ rief sie lebhaft, „das ist ein hübscher Zufall. Als sie in Königsberg einstiegen und an unserem Abteil vorübergingen, wollte ich Sie übrigens anreden, so bekannt kamen Sie mir vor. Aber Sie haben sich verändert, Herr Doktor!“ Sie sprach sehr rasch und so, daß Brothe fühlte, wie ehrlich sie sich freute, ihn wiederzusehn. Er küßte ihre Hand, sah sie an, und war überrascht, wie offensichtlich zu ihrem Vorteil sich ihre blonde Schönheit entwickelt hatte. Ihr Reisegefährte erhob sich: „Landrat von Hasterrot,“ sagte er mit einer leichten Verbeugung, und über seine rechte Gesichtshälfte lief ein, heftiges, nervöses Zucken, das ihn entstellte; „wir kennen uns von Riga her, Herr Doktor. Sie waren damals noch Schüler, Selektaner — aber natürlich!“

Brothe entsann sich des Landrates in der That. Aber diese Erinnerung an seine Schülerjahre in Riga, wo er zwei recht unglückliche Jahre verbracht hatte, war ihm nicht besonders angenehm. Er reichte Herrn von Hasterrot die Hand. „O ja, ich weiß sehr wohl,“ sagte er höflich. Es klang jedoch kühl und abweisend. Dann wandte er sich wieder Frau von Berg zu. Sie waren alle drei in den Korridor hinausgetreten, und zwischen Brothe und

der jungen Frau spann sich ein lebhaftes Gespräch über die jüngste Gegenwart, gemeinsame Erinnerungen und die letzten Jahre an, da sie sich nicht mehr gesehen hatten. Der Landrat stand, die Hände auf dem Rücken, ein wenig abseits. Seine rechte Gesichtshälfte zuckte häufig. Gelegentlich sagte auch er einige verbindliche Sätze, die stets mit den Worten: „— aber natürlich!“ schlossen. Es war das eine Angewohnheit Hasterrots, die er nicht zu überwinden vermochte; in der Heimat war er deshalb allgemein als „Landrat Natürlich“ bekannt.

Sie sprachen viel von dieser Heimat. Frau von Berg, die in Gedanken mit ihrer lang herabhängenden Uhrkette gespielt hatte, ließ die Arme sinken und lehnte sich gegen die Glastür; ihr schönes Gesicht wurde ernst, und ein wenig verächtlich sagte sie: „Ganz so feige, wie in Rußland, hat alle Welt Kaiser Wilhelm im Stich gelassen, als es wirklich darauf ankam, den Thron zu schützen. Ich bin tief enttäuscht. Wissen Sie, Herr Doktor, die Deutschen sind doch ein Helotenvolk! Es ist nur tragisch, daß wir im Baltikum auf die falsche Karte gesetzt haben und nun mit den Deutschen zugrunde gehen.“ Brothe schob unmutig die Unterlippe vor. Aber er kam gar nicht dazu, etwas zu erwidern. Denn auf ihre Gruppe trat der ältere der Offiziere zu, mit denen Brothe das Rupee teilte. Er hatte nebenan eine Weile lang am Fenster gestanden und mochte die Worte Frau von Bergs gehört haben. Die junge Frau errötete; sie hatte den Offizier übersehen und gesprochen, als wären sie unter sich.

„Brönner!“ stellte der Offizier sich mit leichter Befangenheit und einer etwas eckigen Verbeugung vor. Es schien, ihm war die Situation einen Augenblick lang peinlich. Aber diese Befangenheit wich nach den ersten Worten, und mit seiner klangvollen Stimme, die Brothe sympathisch berührte, sagte er in überaus verbindlicher Weise: „Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, gnädige

Frau, daß ich mich so unvermittelt in Ihr Gespräch dränge. Ich habe Ihre letzten Worte unwillkürlich hören müssen. Sie waren mir aus der Seele gesprochen. Man hat sich in Deutschland in diesen Tagen tatsächlich wie eine Herde Sklaven benommen! Aber sagen Sie nicht, daß Sie im Baltikum auf die falsche Karte setzten. Es wäre doch unnatürlich gewesen, wenn Sie als Deutsche Ihre deutschen Sympathien verleugnet hätten.“ Leutnant Brönnner sah Frau von Berg mit seinen lichtblauen Augen strahlend an. „Ich selbst reise jetzt, da in Deutschland alles mich anfeindet und anwidert, ins Baltikum, weil ich dort als Soldat die glücklichsten Stunden meines Lebens verbrachte, und man nirgends so deutsch ist, wie bei Ihnen.“ Er stand hochaufgerichtet vor der jungen Frau.

Frau von Berg war verwirrt. „Man sagt im Zorn mancherlei, Herr Leutnant, was man sonst nicht behaupten würde,“ versuchte sie sich zu rechtfertigen; „im übrigen — ich würde nochmals auf dieselbe Karte setzen. Und mit mir wahrscheinlich all meine Landsleute. ‚Hab’ ich nicht recht, Herr Doktor?“ Grothe nickte. „Ich hoffe es, gnädige Frau,“ sagte er verbindlich.

Mit enthusiastischem Eifer setzte Leutnant Brönnner das Gespräch fort. Er sagte über Deutschland und den Niederbruch des deutschen Volkes mit seiner schönen Stimme sehr viel Originelles und Kluges, und Frau von Berg hörte ihm interessiert zu, oder opponierte freundlich, wenn der Offizier seine Anklage gegen weite deutsche Volkskreise allzu bitter gestaltete. Brönnner war überaus radikal. „Man darf sich in die vollzogene Tatsache nicht fügen,“ sagte er; „noch ist zum Handeln Zeit. Ich möchte mich darüber orientieren, wie die Stimmung unter den Truppen im Osten ist; sollte sie gut geblieben sein, dann muß im Osten gewagt werden, was im Westen versäumt wurde, als der Kaiser sich nach Holland rettete und alles



im Stiche ließ. Die Offiziere müssen sich an die Spitze der Truppen stellen, nach Berlin marschieren und mit dem Unfug der Revolution aufräumen. Milde darf nicht walten, Kompromisse lehne ich ab! Es geht auf Biegen oder Brechen. Bleiben wir erst diesmal Herren der Lage, so ist noch lange nicht alles verloren. Dann rufen wir zur nationalen Verteidigung auf und gebieten der Entente am Rhein Halt. In den zwei, drei Wochen seit dem 9. November hat die Revolution noch nichts vernichtet. Aber es kommt auf die Truppen im Osten an!“

Grothe beobachtete Brönnner interessiert. Dieser Mensch, offenbar ein Mann der Tat, war entschlossen, so zu handeln, wie er sprach. Aber er berauschte sich an seinen Worten und Einfällen und übersah wahrscheinlich das Wirkliche. In Grothe regte sich trotz allen Wohlwollens für ihn Opposition. Und in diesen Widerspruch mengte sich so etwas wie ein Tröpfchen Geringschätzung, als er sah, wie das Phantastische in den Plänen des wettergebräunten, rücksichtslosen Offiziers die Dame faszinierte und in seinen Bannkreis zog.

Kurz vor Insterburg wurden sie mit dem anderen Offizier in Grothes Abteil bekannt. Er stellte sich als von Driesen oder von Friesen zuerst Grothe vor. Auch er reiste nach Libau; er war von seinem Bataillon dorthin kommandiert worden, wußte aber noch nicht, in welcher Eigenschaft er Verwendung finden sollte. Mit dem Landrat knüpfte er ein unpersönliches Gespräch über Fliegererlebnisse in der Türkei an.

Als Frau von Berg Herrn von Friesen und den Landrat so im Gespräch beieinander stehen sah, fiel auch ihr unvermutet die ungewöhnliche Schönheit des jungen Menschen auf. Sie machte Grothe darauf aufmerksam. „Ja,“ sagte der, „ich habe Ähnliches nie zuvor gesehen. Ein Gesicht von auffallender Harmonie!“ Grothe mußte lächeln. Dann sah er sich nach dem Gepäck Frau von



Bergs um. Der Zug lief in den Insterburger Bahnhof ein.

\*

\*

\*

Die Weiterreise von Insterburg ab gestaltete sich abenteuerlich. Bis Tilsit ertrug Dr. Grothe die Kälte in den ungeheizten Wagen mit Spott und Humor. Es fügte sich von selbst so, daß die Gesellschaft, die im D-Zug miteinander bekannt geworden war, in Insterburg im selben Abteil Platz nahm. Nur Herr von Friesen, in Insterburg von seinem Burschen mit Gepäck aus Allenstein erwartet, war seiner eigenen Wege gegangen. Aber in Tilsit, als es hieß, der Zug werde aus unbestimmten Gründen nicht fahrplanmäßig nach Memel und über Bajohren weiter nach Libau geleitet, gesellte auch er sich mit seinem Burschen der Gesellschaft wieder zu, von allen Vier mit jener harmlos-intimen Freundlichkeit empfangen, die flüchtige Reisebekanntschaften auszeichnet.

„Was nun?“ sagte der Landrat in amüsiertem Unmut und trat, in seinen dünnen Lackshuhen frierend, von einem Fuß auf den anderen. Sie standen, nachdem der leere Zug das Gleis längst wieder freigemacht hatte, fröstelnd bei ihrem Gepäck auf dem verlassenen Bahnsteig. Der Himmel hatte sich im Laufe des Tages aufgeklärt. Es froh ein paar Grad. Die Sonne war im Untergehen. In den Fenstern einer öden Häuserreihe der Stadt lohnte rotglühender Schein. „Ja, man muß sich fügen und geduldig sein,“ meinte Frau von Berg. Das Abenteuer belustigte sie. Mißgestimmt und mürrisch war allein Dr. Grothe. Er hatte damit gerechnet, sich noch heute, wenn auch spät abends, nach dieser beschwerlichen Reise in einem warmen Libauer Hotelzimmer wiederzufinden. Statt dessen war vorerst gar nicht abzusehen, wie sich die nächste Gelegenheit zur Weiterreise gestalten würde. Verärgert erbot er sich, in Erfahrung zu bringen, was zu

unternehmen sei. Den Pelzfragen hoch aufgeschlagen, unmutig und fröstelnd, stieg er die Treppe in den Schacht hinunter, den Bahnhofsvorsteher aufzusuchen und auszufragen. Frau von Berg lachte hinter ihm her. „Der arme Doktor, das ist er nicht gewöhnt,“ höhnte sie gutmütig. Über die rechte Gesichtshälfte des Landrats lief ein mehrfaches Zucken. Er verzog das Gesicht zu einer liebenswürdigen Maske: „Kriegsberlin hat nicht jedermann abgehärtet — aber natürlich!“ sagte er böshaft und trat erschauernd wieder von einem Fuß auf den anderen.

Grothe kam nach einiger Zeit sehr unzufrieden mit dem Bescheid zurück, nach zwei Stunden werde voraussichtlich ein Güterzug nach Memel abgelassen werden. Für Passagiere sei ein leerer Viehwagen reserviert. Ein Trupp Urlauber wolle in jedem Falle mitfahren. Für einen weiteren Anschluß nach dem besetzten Gebiet hinein könne der Vorsteher jedoch keine Gewähr übernehmen. Morgen früh fahre aber bestimmt ein Personenzug bis Bajohren. Grothe ließ das Gepäck durch zwei Leute, die er mitgebracht hatte, in den Wartesaal schaffen, und endlich verließen sie zusammen den einsamen Bahnsteig.

Der Wartesaal, der sich als sehr enger Raum erwies, war schmutzig und überfüllt. Soldaten, die mit ihren Mützen ohne Kokarden und offenen Mänteln an Gefangene oder Deserteure erinnerten, wogen vor. Sie dachten nicht daran, die beiden Offiziere zu grüßen und maßen den feinen Burschen Friesens mit höhnischen Blicken. An einem freien Tisch, auf dem leere und halb-leere Bierseidel standen, nahm die Reisegesellschaft Platz. Die Soldaten betranken sich am Büfett an Rognak und sangen mit lauten Stimmen. Dann drehte der Kellner das elektrische Licht an. Die Helligkeit enthüllte das Bahnhofsmilieu in all seiner abstoßenden Schabigheit. „Pfui Teufel,“ sagte Brönnner verächtlich; „wie eine Sintflut von Schlamm und Unrat hat sich die ‚Freiheit‘ von

Berlin aus über das ganze Reich verbreitet. Finden Sie nicht, daß sich dieses hier den Berliner Bildern würdig an die Seite stellt? Ich hätte diesen Niederbruch in Ostpreußen nicht für möglich gehalten.“

Frau von Berg drängte zum Aufbruch. Sie hatte, ebenso wie der Landrat von Hasterrot, beschlossen, in Silsit zu übernachten und die Reise erst mit dem nächsten fahrplanmäßigen Zuge fortzusetzen. Leutnant von Friesen, der mit viel Gepäck reiste, schloß sich ihnen an. Grothe war minutenlang im Zweifel darüber, was er tun sollte. Brönner, der ungeduldig und nervös schien, und den es drängte, nach Libau zu gelangen, entschied sich kurzerhand für den Viehwagen. Da erklärte auch Grothe, mit ihm fahren zu wollen.

Sie nahmen im Wartesaal voneinander Abschied und machten ab, sich in Libau wiederzusehen. „Ich wünsche Ihnen Glück auf Ihre Fahrt als Rundschaffer hinaus ins Chaos,“ sagte Frau von Berg, als sie Grothe die Hand reichte. Er sah überrascht zu ihr auf und behielt ihre Hand zerstreut in der seinen. „Wie merkwürdig,“ erwiderte er nachdenklich, „ich habe die ganze Zeit überlegt, daß es doch eigentlich unvorsichtig von mir ist, mich ohne triftigen Grund in diese heimatlichen Ungewißheiten hinauszuwagen. Wissen Sie, gnädigste Frau, ich erwog, ob es nicht besser und bequemer wäre, umzukehren. Aber nun Sie mir Glück gewünscht haben, reizt mich das Abenteurer doppelt.“ „Das ist schön,“ entgegnete sie und entzog ihm ihre Hand. „Dr. Grothe sieht nicht wie einer aus, der draußen sein Glück machen wird,“ scherzte Brönner. In diesem Augenblick trat Leutnant von Friesen auf Grothe zu und sagte in seiner korrekt-zuvorkommenden Höflichkeit mit einem Lächeln, das dieses jungen Menschen knabenhaftes Gesicht seltsam verschönte: „Ich hoffe, Herr Doktor, wir sehen uns in Ihrer Heimat recht häufig. Ich würde mich glücklich schätzen, Sie näher kennen

zu lernen.“ Es waren im Grunde nichts sagende Worte, der Ausdruck konventioneller Höflichkeit eines wohl-erzogenen jungen Menschen, der peinlich auf gute Formen hält. Aber Grothe beschäftigten diese Worte und dieses Lächeln noch, als er längst neben Brönner auf seinem Koffer im mangelhaft erleuchteten Güterwagen saß und es angenehm empfand, daß in dem eisernen Ofen Kohlen glommen.

\*

\*

\*

Um die kurze Strecke von Silsit bis Memel zurückzulegen, brauchten sie Stunden. Brönner erwies sich als vorzüglicher Reisegefährte, und Grothe fand seine Annahme bestätigt, daß der Offizier in allen Stücken ein angenehmer Mensch sei. Selbst die großzügigen, militärpolitischen Pläne, die Brönner ihm mit viel Feuer entwickelte, erschienen ihm nicht mehr so phantastisch. Gegen seine Gewohnheit gab Grothe Brönner gegenüber seine instinktive Reserve langsam auf und hörte ihm nachdenklich zu, ohne die Vorschläge des anderen innerlich von vornherein mit einer gewissen arroganten Überhebung, die ihm zur zweiten Natur geworden war, abzulehnen.

Dann schwiegen sie ein Weilchen, rauchten stumm und paßten ihre traggewordenen Gedanken dem rasselnden Rhythmus der Fahrt an, bis Brönner unvermittelt fragte: „Kennen Sie Frau von Berg näher? Sie hat mir ausnehmend gut gefallen. Unter den Damen im Baltikum ist mir dieser Typ seit jeher wert gewesen. Es ist eine merkwürdige Mischung von Herbheit und Liebreiz — sehr deutsch, sehr vornehm und in Deutschland immer seltener anzutreffen. In Pommern und Ostpreußen lernte ich auf den Gütern ähnliche Frauen kennen.“ Grothe warf seine Zigarette fort und schob seine Reisemüge aus der Stirn. „Wir sind als Kinder Spielgefährten gewesen,“ entgegnete er, „und sind uns auch später im Leben oft begegnet.“



Die Besizung des alten Herrn von Root grenzt an das Gut meiner Eltern. Nun haben wir uns jahrelang, seit Kriegausbruch, nicht mehr gesehen. Frau von Berg, damals noch Elinor von Root, war ein entzückendes, junges Mädchen und auf den Mitauer Kasinobällen des Adels eine gefeierte Schönheit und viel umworbene Partie. Was sie veranlaßt hat, verhältnismäßig spät, und zwar erst im ersten Kriegsjahre, einen älteren, kränklichen Mann zu heiraten, weiß ich nicht. Es soll trotzdem, sagen die Leute, eine Liebesheirat gewesen sein. Die Frau ist entschieden ein Charakter, und als solcher nicht immer leicht zu beurteilen.“

Sie schwiegen wieder eine Zeitlang. „Ich bin neugierig, Herrn von Berg kennen zu lernen,“ sagte dann Brönnner plötzlich und streckte die langen, dünnen Beine von sich. „Überhaupt bin ich begierig, mich mit den Verhältnissen bei Ihnen näher vertraut zu machen. Ich bin gespannt, wie das Deutsch-Baltentum das Chaos, das hereinbricht, erleben und überleben wird.“

Grothe gähnte verstohlen. Er erhob sich und dehnte, in der unbequemen Stellung etwas steif geworden, die Glieder. „Nicht besonders heldenhaft, fürchte ich,“ entgegnete er auf Brönnners Frage. In ihm regten sich plötzlich wieder Geringschätzung und Widerspruch.

Es war völlig dunkel, als sie endlich in Memel eintrafen. „Neun! Sehr spät!“ meinte Brönnner, steckte die Uhr wieder ein und kletterte hinter Grothe aus dem Wagen. Der Zug hielt irgendwo weit vom eigentlichen Bahnhof, dessen grelle Lichter durch den sternklaren, frostigen Abend blizend zu ihnen herüberbrannten. Der Zugführer kam, und sie vertrauten ihm Brönnners schweres Gepäck an. Dann stolperten sie über die vielen Gleise, geblendet von den fernen Bogenlampen, zu dem Bahnhofsgebäude. Ein Trupp Urlauber, unter ihnen offenbar die betrunkenen Soldaten aus dem Silsiter Wartesaal,



lärnte und johlte vor ihnen her. Brönner tastete nach seiner Pistolentasche. „Ekelhaftes Gesindel!“ sagte er mit tiefer Stimme. Grothe fror. Er überlegte, daß es nun doch darauf herauskommen würde, auf den Inhalt seiner Handtasche beschränkt, in irgendeinem Memeler Hotelzimmer zu übernachten. Denn der Zugführer hatte ihnen gesagt, es gehe erst anderen Tags in aller Frühe ein gemischter Proviantzug nach Libau, in dem sie allenfalls Platz finden könnten. „Ich kann mir verlockendere Abenteurer vorstellen,“ grollte Grothe.

Vor der Sperre im Durchgangsraum des Bahnhofes rumorten die Soldaten. Ein schwerbewaffneter, junger Unteroffizier mit roter Armbinde, unterstützt von zwei ebenso ausgerüsteten Soldaten, prüfte die Ausweise der Ankömmlinge. „Der löbliche Memeler Soldatenrat,“ bemerkte Brönner. Sie mußten ein Weilchen warten, da sie zuletzt gekommen waren. Dann wies zuerst Grothe seine Papiere vor. Nach genauer und mißtrauischer Durchsicht, an der sich die beiden Soldaten mit wichtigen Mienen beteiligten, reichte der Unteroffizier ihm die Ausweise wortlos zurück und maß ihn mit feindseligem Blick. Einige Soldaten, die vorhin passiert hatten und zu der Urlaubergesellschaft gehörten, waren stehen geblieben und verzogen die Gesichter zu frechem Grinsen, als Brönner dem Unteroffizier seine Papiere reichte; der riß sie dem Leutnant förmlich aus der Hand und musterte ihn höhnisch. Er sagte aber nichts. Nur einer der unbeteiligten Soldaten murrte. „Feine Achselstücke, was?“, schwieg jedoch betroffen, als Brönner ihn scharf ansah, und blickte zu Boden. Es dauerte lange, ehe Brönners Papiere durchgesehen waren. Sie machten bei allen drei Vertretern des Soldatenrates die Runde. Brönner blieb ruhig und trommelte mit den Fingern auf dem Holz der Barriere. Schließlich räusperte sich der Unteroffizier und gab Brönner die gefalteten Ausweise zurück. „Sie dürfen

passieren,“ sagte er laut und mit deutlicher Herausforderung; „auf Ihrem Militärausweis fehlt der Vermerk des Soldatenrates Ihrer Formation. Wir gestatten Ihnen deshalb die Grenzüberschreitung nicht. Wenn Sie sich zu Ihrem Truppenteil zurückbegeben wollen, haben Sie sich auf Ihren Papieren einen Vermerk des Memeler Soldatenrates machen zu lassen. Ohne diesen Stempel dürfen Sie die Sperre ein zweites Mal nicht passieren.“ Die Soldaten rückten neugierig und schadenfroh näher. Brothe zog nervös die Augenbrauen hoch. Er haßte Auftritte dieser Art.

Brönner sah den Unteroffizier einen Augenblick lang ruhig an. Dann richtete er den Blick seiner kalten, blauen Augen fest auf den Soldaten, der vorhin die Bemerkung über seine Achselstücke gemacht hatte und nun dicht neben ihm stand. „Ich werde die Grenze morgen früh passieren, und Sie werden mich daran nicht hindern, Unteroffizier,“ sagte Brönner mit schneidender Stimme. Sekundenlang schwieg er. In völlig verändertem Tonfall fügte er dann hinzu: „Des Weiteren bitte ich mir von Ihnen und Ihren Begleitern ein kameradschaftlicheres Benehmen aus. Ich bin nicht Ihr Feind. Wir haben Schulter an Schulter die Heimat verteidigt.“ Und mit einer raschen, militärischen Bewegung streckte er dem verwirrten Unteroffizier die Hand hin; der schlug zögernd ein. Die verblüfften Soldaten wichen zurück. Mit einem freundlichen, aber achtungsgebietenden Kopfnicken ging Brönner, von Brothe begleitet, an ihnen vorbei und auf die Straße hinaus.

Im Hotel „Union“ belegten sie zwei Zimmer. Sie nahmen im Restaurant in einer Ecke Platz und bestellten ein Abendessen und Wein. Ihnen zu Ehren wurden die Gaslampen angezündet, und im Lokal erschien auf leisen Sohlen der Wirt, der vielleicht schon geschlafen hatte, nun aber ein Gespräch mit den späten Gästen anknüpfte. Er war in Sorge. In der Stadt schaltete und waltete ein

radikaler Soldatenrat, der die tollsten Willkürakte beging. Mit den Leuten sei gar nicht mehr auszukommen. Widerseßlichkeiten, Streiks! Man sei kaum mehr Herr im eigenen Hause. Er seufzte. „Wer weiß, was uns bevorsteht?“ meinte er. „Von jenseits der Grenze kommen schlechte Nachrichten. Und die Soldaten, die in Scharen eigenmächtig aus dem Osten heimkehren, vermehren das arbeitscheue Gesindel.“ „So?“ fragte Brönnner; „was erzählt man sich denn von drüben?“

„Die Truppen wollen nicht mehr draußen bleiben,“ berichtete der Wirt. „Nach den Bestimmungen des Friedensvertrages soll wohl das Baltikum nicht geräumt werden. Aber wer von den Soldaten kümmert sich heutzutage um Befehle! Überall haben sich Soldatenräte aufgetan; die verheizen die Leute und paktieren mit den Bolschewiken. Mein Sohn kam vorgestern aus Riga zurück. Sie haben auch ihn in den Soldatenrat gewählt — aber er hat sich schön bedankt. Er meint, kaum vier Wochen werden vergehen, dann ist kein Deutscher mehr auf russischem Boden, und die Bolschewiken stehen an unserer entblößten Grenze. Ich habe den Russeneinfall in Memel miterlebt; es war schlimm genug; aber was uns jetzt bevorsteht, ist weit schlimmer. Die deutschen Balten aus Riga flüchten, weil sie sich nicht mehr sicher fühlen. Noch kürzlich übernachtete eine Mitauer Familie bei mir, die nach Pommern weiterfuhr. Auf dem Lande in Kurland und Litauen wird gestohlen und geplündert. Meist sind deutsche Soldaten dabei beteiligt. Mit den Letten und Bolschewiken sind unsere Leute ein Herz und eine Seele. In Libau gibt es nachts Schießereien zwischen lettischen Arbeitern und unseren Patrouillen, und die deutschen Offiziere werden auf offener Straße beschimpft. Besonders rot ist der Libauer Soldatenrat; er soll neulich dem kommandierenden General verboten haben, einen Urlaub anzutreten.“ Der Wirt strich das Tischtuch

glatt und sah zuerst Grothe, dann Brönner nachdenklich an.

„Angenehme Aussichten!“ sagte Grothe, der ernst geworden war, als der Wirt ging. Brönner wehrte lässig mit der Hand ab. „So schlimm wird's nicht sein. Der Tropf sieht die Dinge durch die Brille kleinbürgerlicher Angst,“ tröstete er sich und Grothe. Aber auch er war verstimmt, und sie brachen auf, um zu Bett zu gehen. „Ihre Pläne zerrinnen nun in nichts,“ meinte Grothe, als sie zum ersten Stock hinaufstiegen. Brönner blieb auf dem Treppenabsatz stehen. „Das kann ich nicht ohne weiteres zugeben,“ sagte er bestimmt. „Ganz abgesehen davon, daß ich glaube, der Wirt habe übertrieben, scheint es sich doch so zu verhalten, daß die Offiziere Fehler begehen. Wozu läßt man die Soldatenräte zu so großer Geltung gelangen? Man verspreche den Leuten hohen Sold und gebe ihnen zu verstehen, daß sie, aus dem Heer entlassen, zu Hause hungern oder stehlen müssen. Passen Sie auf — dann bleiben alle draußen, und es melden sich noch Tausende freiwillig aus dem Reich. Es kommt die Zeit, da die Leute freien Söldnerverbänden in Scharen zuströmen werden. Aber es muß gehandelt werden! Wir müssen die Armee im Osten sammeln und neu aufstellen, ehe es zu spät ist. Nur im Osten kann das noch geschehen. Hier deckt uns die Bestimmung des Friedensvertrages, nach der wir die Truppen aus dem Baltikum nicht entfernen dürfen. Zudem kann uns hier niemand auf die Finger sehen.“ Er lief die Treppe hinter Grothe her rasch und elastisch hinauf. „Auf entschlossenes, sofortiges Handeln — darauf kommt es an!“

\*

\*

\*

Am anderen Morgen fanden sich Grothe und Brönner in aller Frühe auf dem Bahnhof ein. Der Unteroffizier mit der roten Binde ließ Brönner nicht nur anstandslos



passieren, sondern erwies sich sogar als überaus zukommend und verschaffte den beiden persönlich Plätze im Abteil eines Urlaubertwagens.

Als hinter Bajohren der Zug über die Grenze fuhr, wurde Grothe munter. Nun ging es der Heimat entgegen, und Deutschland mit den vielen Erlebnissen und Eindrücken der letzten Wochen, die sich alle ausschließlich auf deutsche Verhältnisse bezogen hatten, verlor unwillkürlich an Bedeutung. In den Vordergrund rückten andere Fragen und andere Interessen, andere Menschen und andere Probleme.

Das schneebedeckte litauische Land dehnte sich, hier an der Küste fast nirgends von Wäldern begrenzt, flach und eintönig bis an den Horizont. Nur hier und da eine ärmliche, strohbedeckte Hütte; einzelne verkrüppelte Birken oder kleine, vom freien Wind zerzauste Haine, die in ihrer winterlichen Nacktheit noch schattenhafter wirkten; breit- ausgefahrene Wege quer übers Feld; umgefallene Zäune; und dann als katholische Wahrzeichen des Landes da und dort am Wegrand oder mitten im Acker hoch emporragende, hölzerne Kreuze mit Marienbildern und verwaschenen Strohblumenkränzen' . . . Trotz des wolkenlos blauenden Himmels und der strahlenden Winter Sonne, die den Schnee noch blendender, noch weißer erscheinen ließ, lag über diese Erde doch eine unendliche Schwermut gebreitet. Der lange Zug fuhr schwerfällig und langsam durch die Ebene, als lähme die Traurigkeit dieses Landstreifens auch seine seelenlose Maschinenkraft . . .

Auf den kleinen Stationen hielten sie stundenlang. Allmählich wurde die Fahrt Brönner und Grothe zur Folter. Sie gingen im kalten Abteil, wie Tiere im Käfig, auf und ab, um die steifgewordenen Glieder zu dehnen und sich zu erwärmen, rauchten und sprangen, wenn der Zug hielt, aus dem Wagen, um frische Luft zu schöpfen. An den kleinen Bahnhofsgebäuden, die im Kriege an dieser

von deutschen Eisenbahnern neu gebauten Strecke barackenartig und notdürftig aus Brettern und Bohlen errichtet worden waren, standen litauische Landleute in rauhen Schafspelzen und Bastschuhen an den in Lumpen gehüllten Füßen. Sie hatten ausdruckslose, naive Gesichter und stierten den Zug blöde an. „Das ‚freie‘ Volk der Litauer!“ spottete Grothe; „unsere Niederlage hat sie ins Unglück gestürzt. Unter deutscher Herrschaft wären sie nach und nach kultiviert worden. Nun werden sie eine Negerrepublik im Stile Liberias begründen und an der Korruption ihrer regierenden, studierten Söhne zugrunde gehen. Da sind meine Letten doch anders! Da ist wenigstens das ganze Volk schon heute korrupt und das ganze Volk schon heute in dem Sinne aufgeklärt, daß es sich mit allen negativen Errungenschaften der Kultur befreundet hat. Die vielen bösen Instinkte dieses schlechten Volkes hat falsch aufgefaßter Fortschritt ins Ungeheuerliche gesteigert, die Tugenden hat derselbe Fortschritt erstickt. Passen Sie nur auf, Herr Brönnner. Sie werden Ihre Freude erleben. Hier in Litauen wird man traurig berührt, jenseits der kurländischen Grenze wird das Gebaren des freien Lettenvolkes Sie abstoßen. Darum paktiert die deutsche demoralisierte und revolutionierte Soldateska mit den Letten.“

Es war bereits Abend geworden, als der Zug sich langsam über eine kleine Brücke schob und damit den Fluß überquerte, der die Grenze zwischen Litauen und Grothes' kurländischer Heimat bildete. Trotzdem sah Grothe zum Fenster hinaus. Den sonst so fühlen, gleichgültigen Menschen, der während des Krieges und auch früher oft aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt war, ohne daß ihn jemals weichere Gefühle bewegt hätten, stand durchwogt von merkwürdigen Empfindungen, und starrte in die Dunkelheit. Minutenlang gab er sich über diese Stimmung keine Rechenschaft, minutenlang ließ er sich von diesem

seltamen Rausch ganz betäuben. Und in dieser kurzen Zeit tauchten aus den innersten Tiefen der Erinnerung vor seiner in Jahren der Arbeit, des Troges und des Ehrgeizes gewaltsam mißgestalteten Seele tausend längst entschwundene Bilder auf: die erlenumstandenen Bäche der Heimat mit ihren wunderbaren Reizen zu allen Jahreszeiten; sein Elternhaus mit dem ganzen Zauber des Zuhause-seins; der silberne Scheitel der Mutter; Jugendfreunde; die hagere Gestalt des Vaters; Knabenstreiche; und Stunden hellodernder Begeisterung aus den Tagen, da noch Sturm und Drang in ihm gärten. Er lächelte weh. In der Dunkelheit ließ er sich gehen: sein häßliches Gesicht verzog ein Zug von Schmerz und Mattigkeit . . . Dann, nach wenigen Minuten — Brönner ging frierend auf und ab — nahm er sich zusammen. Sein ganzer Körper straffte sich und lehnte sich plötzlich gegen diese Regungen auf. Er suchte, erwacht und ernüchtert, nach einem höhnischen, überlegenen Wort. Als er es aber nicht fand, setzte er sich, noch nicht ganz geheilt von den weichen Gefühlen, und lehnte sich, in Gedanken versunken, zurück. Es drängte ihn, sich klar darüber zu werden, was ihn so bewegt hatte. Er fand die Erklärung bald. Er, der sich in den Jahren des Krieges als nationaler Politiker in die Vorstellung hineingelebt hatte, das Land, das er aus zahlreichen Gründen für Deutschland forderte, und das ihm gleichzeitig Heimat war, würde deutsch werden und bleiben, wurde sich erst in dieser Stunde klar darüber, was er als Politiker und Mensch verlor. Für Deutschland ging es tatsächlich um das weite Siedlungsland im Osten, das endlich dem Abströmen des Volksüberflusses nach fremden Ländern Einhalt gebieten sollte; für ihn selbst ging es um die Heimat, das Land, in dem er geboren und groß geworden war. Das alles war nun mit ungezählten Hoffnungen unwiederbringlich begraben.

Kurz vor Libau hatte der Zug längeren Aufenthalt auf einem kleinen Bahnhof. Einige Kilometer entfernt lag Petraggen, das Gut, auf dem die Grothes seit drei Generationen saßen. Grothe beschloß, den Bahnhofswirt zu begrüßen und ihn zu beauftragen, seinen Eltern mitzuteilen, daß er heimgekehrt sei. Auf dem Bahnsteig, der hell erleuchtet war, herrschte wirres Durcheinander: Soldaten, lettische Bauern, bewaffnete Zivilisten und allerhand andere Leute drängten nach dem Ausgang. Ein deutscher Posten mit roter Armbinde stand mitten auf dem Bahnsteig und sah dem Treiben gleichmütig zu. Als ein paar bis an die Zähne bewaffnete lettische Stadtarbeiter ihn in ihrer Sprache unter dem Jubel der Bauern verspotteten, lächelte er nur verlegen und wandte sich ab. Die anderen deutschen Soldaten nahmen von dieser Szene gar keine Notiz. „Daß es so weit gekommen ist!“ dachte Grothe. So schlimm hatte er sich die Auflösung, den Fall derer, die noch gestern Herren gewesen waren, nicht gedacht. Er zögerte deshalb, in den Bahnhof hineinzugehen. Aber schließlich trat er doch an die offene Tür der Wirtschaft. Es bot sich ihm ein Bild seltsamer Wandlung. Der einst so saubere Wartesaal, von dem aus er als Knabe und Jüngling alle seine Reisen angetreten, und in dem er an weißgedecktem Tisch in den Kriegsjahren manchesmal mit deutschen Offizieren gezechet hatte, dieses Allerheiligste des Bahnhofes, das früher bei Strafe nur die Reisenden erster und zweiter Klasse betreten durften, glich nun einer verräucherten Kaschemme schlimmster Art. Den Fußboden deckte Schlamm, auf den Bänken längs der Wand hockten Soldaten und verlumpte Zivilisten, und um einen Tisch in der Tiefe des Raumes, hinter dem ein fettes Weib Brote, Würste und Limonade verkaufte, drängten sich stoßend und zankend dieselben Gestalten, die den Bahnsteig bevölkerten. Ein ekler Dunst von Armut und nassen Kleidern schlug Grothe entgegen. Und ein



lettischer Halbwüchsling, die Fäuste in den Hosentaschen, das lange Haar tief in die Stirn herabhängend, die Zigarette schief im Mund, maß ihn mit herausforderndem Blick. Grothe wandte sich ab und suchte unverrichteter Dinge sein Abteil wieder auf. „Ich finde mich zu Hause nicht mehr zurecht,“ sagte er resigniert. „Es scheint alles drunter und drüber zu gehen . . .“ \*

Mit bedeutender Verspätung trafen sie in Libau ein. Auf dem Bahnhof herrschte dasselbe Durcheinander, dieselbe Unsauberkeit, wie auf der Zwischenstation. Einige Juden, die Grothe erkannten, als er sich mit Brönner durch die dichtgedrängte Menschenmenge einen Weg zu den Droschken bahnte, grüßten ihn unterwürfig. Unter diesen Händlern waren welche, die er seit seiner frühesten Kindheit kannte. Aber er redete keinen von ihnen an; mit einem Gesichtsausdruck, der tiefste innere Abgespanntheit verriet, erwiderte er ihre Grüße nur stumm. Von Brönner, der im Offiziersheim Wohnung nehmen wollte, trennte er sich vor dem Bahnhof. Dann bestieg er eine der verwahrlosten Droschken, löhnte den Gepäckträger ab und nannte dem lettischen Kutscher als Ziel seiner Fahrt das Hotel „St. Petersburg“. Der Letzte hieb oft auf den mageren kleinen Gaul ein, das rechte Hinterrad, dessen Gummibereifung man nicht hatte ersetzen können, polterte phrenbetäubend auf dem schlechten Pflaster, und die Polster des Sitzes strömten unangenehme Gerüche aus. Beim ungewissen Schein der wenigen Gaslaternen erkannte Grothe zu beiden Seiten der Straße die altbekannten, niedrigen Vorstadthäuser. Auf ihren Dächern lag ruhiger, schmutziger Schnee, hier und da brannte hinter roten oder grauen Vorhängen in den ärmlichen Wohnungen Licht. Die Straße war fast ausgestorben; nur vor einem Wirtshaus lärmten fragwürdige Gestalten.

Als sie über die Hafenbrücke fuhren, erschauerte Grothe; vom Meer her blies eisiger Wind. Der Hafen

war leer; nur am Seemannshause schienen ein paar dunkle Schiffskörper dicht nebeneinander am Kai zu liegen. An ihren Masten brannten gelbe und grüne Laternen. Der Kutscher wies mit der Peitsche nach diesen Lichtern hin. „Französische Torpedoboote,“ sagte er in breitem Lettisch; „sie sind heute eingelaufen; aber niemand wird an Land gelassen, solange die Preußen in Libau bleiben.“ „Sollen die Deutschen denn so bald aus der Stadt?“ fragte Brothe und wunderte sich darüber, daß er sich noch so geläufig lettisch verständigen konnte. „Hoffentlich!“ murrte der Kutscher; „es ist längst Zeit, daß diese Blutausauger verschwinden.“ Brothe preßte die Lippen fest aufeinander. Als er zuletzt in Libau gewesen war, hatten deutsche Torpedoboote am Seemannshause gelegen... Die Richter des Leuchtturms, die durch vier Kriegsjahre gelöscht waren, sandten in strahlendem Spiel ihre hellen Farben hinaus aufs Meer...

Vom Personal des Hotels wurde Brothe im Vestibül mit einer rührenden Mischung von Unterwürfigkeit und Herzlichkeit empfangen. Aber er verzichtete darauf, die Leute, die ihn zum größten Teil seit Jahren kannten, einzeln zu begrüßen. Er war zu müde, zu abgespannt, zu tief enttäuscht dazu. Er pries sich glücklich, als er inmitten seines Zimmers stand, und die Tür sich hinter dem alten Hausknecht schloß. In dem strahlend erleuchteten Hotelzimmer war es wohlthuend warm; vor den Fenstern hatte man die gelben Vorhänge herabgelassen. Und im ganzen Raum herrschte jenes eigene Behagen, das den modernen Reisenden in allen Luxushotels mit so berechnendem Raffinement verwöhnt. Es verging eine Weile, ehe Brothe seine Sachen auf Schränke und Kommoden verteilt hatte. Dann aß er auf seinem Zimmer und legte sich nach langstiligen Vorbereitungen aufatmend zu Bett. Aber er hatte das Licht kaum ausgedreht, als er empfand, daß es im Zimmer zu warm sei. So er=

hob er sich denn noch einmal und öffnete das Fenster, um etwas kalte Nachtlust eindringen zu lassen. Aber der schlafenden Stadt wölbte sich der dunkle Himmel, überschüttet vom Blütenstaub unzähliger Sterne. Grothe legte die Hand an den Mund, um sich vor Erkältung zu schützen, und beugte sich ein wenig zum Fenster hinaus. „Wie still und friedlich!“ dachte er und war bereit, Vergleiche mit Berlin anzustellen. Da fielen in einer nahen Straße ein paar scharfe Schüsse und aus der Gegend des Kriegshafens antwortete ihnen von fernher gedämpfter eine ganze Salve. Hastige Schritte hallten auf dem Pflaster. Dann frachten wieder in verschiedenen Gegenden langhinhallende Schüsse, bis der Lärm schließlich abebbte und nur noch ein Maschinengewehr irgendwo ganz weit im Speicherviertel im Winterhafen bellte. Grothe schloß das Fenster und ließ die Vorhänge herab. Mit einer abwehrenden Handbewegung beschloß er, sich nicht stören zu lassen. Er nahm ein sicher wirkendes Schlafmittel und deckte sich umständlich zu. Dann sank er ermattet und betäubt in bleischweren Schlaf...



Anderen Tags verbrachte Grothe um die Mittagszeit ein paar Stunden in den Klubräumen der Libauer Gesellschaft „Muße“, um, ehe er sich mit eigenen Augen in der Stadt umsah, von seinen Landsleuten dies und das zu erfahren. Er nahm unfrohe Eindrücke vom Stammtisch mit, und folgte einer bizarren Laune, als er später im Raminzimmer mit einem Jugendfreund, dem Oberlehrer Buhse, Sekt trank. Schließlich brachen sie zusammen auf, um zur See hinunterzugehen. „Der Spaziergang und Seeluft werden uns wohlthun,“ meinte Grothe; er hatte mehr getrunken, als er vertrug, und er fühlte, daß er ein wenig bezechet war.

Ein scharfer Nordwest hatte den Himmel reingefegt. Türkisblau und kalt wölbte er sich über der Stadt. Obwohl die Sonne im Mittag stand, fror es einige Grad. Die von Wind und Frost zerfressene Schneedecke lag wie ein durchlöcherter Schleier auf den Dächern; auf der Straße aber war die schäbige Winterherrlichkeit, mit Sand und Staub vermengt, längst zertreten und zwischen Wagenrädern zermalmt.

Sie gingen Arm in Arm die Kornstraße hinauf bis zum Kurhausprospekt. Grothe hatte nicht geglaubt, daß man dem Straßenleben das Wesen der Zeit so deutlich anmerken würde. Kaum ein gutgekleideter Mensch begegnete ihnen, und die Auslagen der großen Geschäfte in dieser belebten Verkehrsstraße waren elend, ärmlich und verstaubt. Im großen Fenster eines Kaffeehauses hingen zwei rote Plakate in deutscher und lettischer Sprache. Das eine rief die lettischen Arbeiter zur Wahl eines neuen Komitees auf; das andere enthielt die Bestimmungen des Libauer deutschen Soldatenrates. In dieser deutschen Rundgebung war die Rede davon, daß sich die deutsche Armee fortan als Gast des freien lettischen Volkes betrachte und diese Gastfreundschaft „keine Stunde länger, als unbedingt erforderlich sei, um die Räumung durchzuführen, mißbrauchen“ werde. Im Gegensatz dazu enthielt der lettische Aufruf gehässige Angriffe gegen den deutschen „Militarismus“ und die deutschen, landfremden „Blutsauger“. Buhse drängte Grothe weiter zu gehen. Die wenigen deutschen Soldaten und Matrosen, die ihnen begegneten, sahen verwahrloht aus. Um so mehr halbwüchsige lettische Arbeiterjugend trieb sich umher. Dieses Element, das den schwarzen Schlapphut gleichsam als revolutionäre Uniform trug, beherrschte frech und herausfordernd die Straße. Gassenjungen boten an den Ecken jedermann eine sozialdemokratische lettische Zeitung zum Verkauf an. „Der Zu-



sammenbruch der deutschen Armee!“ schrie ein rothhaariger Knabe mit schriller Stimme, als Brothe an ihm vorüberging. Und hinter ihm her lachten die Jungen laut und unsflätig, als hätten sie über einen Witz zu lachen...

Der lange Kurhausprospekt, der zum Meer führt, war nahezu ausgestorben. Starr und dürr reckten die entlaubten Kastanien der breiten Allee ihre nackten Zweige in das harte Himmelsblau. Vor der großen Villa, in welcher der kommandierende General residierte, stand ein Posten im Stahlhelm, Handgranaten am Gürtel. Schief hing über dem grauen Tor das Schild mit dem deutschen Reichsadler. Einige Häuser weiter prangte am Eingang zu einem reizlosen Holzbau inmitten nackter Bäume ein rotes Plakat: „Soldatenrat der Garnison Ribau.“ Am Fenster standen rauchend zwei feldgraue Gestalten und blickten sinnend auf die stille Straße hinaus. Ein Windstoß wirbelte Schnee und dürre Blätter auf und trieb sie den Prospekt entlang in wildem Spiel vor sich her...

„Ein Bild der Auflösung,“ sagte Buhse, den Brothes Schweigen bedrückte, bekümmert; „ich entsinne mich des 7. Mai 1915 so genau, als wäre es erst gestern gewesen. Damals — es wurde in jenem Jahr spät Frühling — hatten sich die Kastanien noch nicht belaubt. Ein orkanartiger Sturm legte über die Straßen. Man ging durch wirbelnde Staubwolken und konnte kaum aus den Augen sehen. Dazu war es eifig kalt. Aber die Deutschen zogen an jenem Tage in Ribau ein, und es hätte gar nicht der Sonne bedurft, unsere Begeisterung zu vergolden. Nun, dreieinhalb Jahre später, hat sich alles ins Gegentheil verwandelt. Wie wird man das ertragen?“ Brothe entgegnete nichts. Er wühlte das Kinn tiefer in den weichen Pelz seines Kragens und ging mit zusammengepreßten Rippen gegen den Wind an, als gelte es einen harten Kampf.

Sie durchschritten den öden Kurhausgarten. Die

Fenster des hölzernen Baues und die Veranden waren dicht mit Brettern vernagelt. Im Schutze des Kurhauses in der Sonne spielten ein paar Bürgerkinder, von ihren Müttern oder Bonnen betreut. Dann lag plötzlich das Meer vor ihnen. Auf der obersten Stufe der verwitterten Terasse, die zum Strand hinunterführt, blieb Grothe einen Augenblick lang stehen. Der Sturm blies ihn fast um. Die schneidende Kälte, die vom Meer kam, durchschauerte ihn. Aber er blieb stehen und atmete, hochaufgerichtet, unwillkürlich tief auf. Hart und unmittelbar hob sich das blendende Weiß des sandigen Strandes vom dunklen Grün der Meeresfläche ab. Und ebenso hart und unmittelbar zog der Horizont seine scharfe Linie zwischen der dunklen See und dem hellblauen Himmel. Das aufgeregte Meer trug tausend und abertausend weiße Wellenkronen; und dazu orgelte der Sturm; brausend rauschte die Brandung. „Schön!“ sagte Grothe einfach; „ich habe das Meer so lange nicht mehr gesehen.“

Sie machten kehrt und wählten ein geschütztes Plätzchen nahe von den spielenden Kindern. Auf den Stufen der Kurhausveranda ließen sie sich so in der Sonne nieder, daß sie einen Ausschnitt des Meeres sehen konnten. Grothe brannte sich eine Zigarette an, Buhse zeichnete mit dem Spazierstock Kreise und Striche in den groben Kies. Dann mußte er eingehend berichten, wie sich der deutsche Zusammenbruch in Kurland bislang abgespielt hatte. Schließlich sagte er: „Unter unsere siebenhundertjährige baltische Geschichte können wir einen dicken Strich ziehen. Unser Schicksal hier hängt davon ab, wie rasch sich Deutschland und Rußland erholen. Da das meiner Ansicht nach nicht bald geschehen wird, resigniere ich. Unsere Hitzköpfe werden die Position freilich nicht gutwillig aufgeben wollen. Deshalb wird es zu nutzlosen Kämpfen kommen. Ich fürchte, dem Lande stehen

chaotische Zeiten bevor. Deshalb wandere ich aus, solange es Zeit ist. Ich beneide dich, daß du es schon früher getan hast und nun in Deutschland zu Hause bist. Ich löse meinen Besitz in Libau auf. Nach Weihnachten fahre ich voraus, mir eine Stellung zu suchen. Dann soll meine Familie mir nachfolgen.“ „Ja,“ meinte Grothe, „du mußt die Verhältnisse besser überschauen können, als ich.“ Ihm fiel wieder Brönner ein und dessen Abenteuerlust; und im Zusammenhang mit Brönner erinnerte er sich Frau von Bergs. „Du,“ sagte er, „auf der Reise hierher traf ich Frau von Berg aus Schelehnen. Du kennst sie; weißt du, die geborene Root. Sie kam aus Berlin. Ich hatte fast vergessen, daß sie unterdessen geheiratet hat. Was ist das für eine Ehe? Ich kann mir nicht denken, daß sie mit Balthasar Berg glücklich geworden ist.“ Buhse nahm seinen Kneifer ab, blinzelte aus kurzlichtigen Augen zur Sonne hinauf und begann die dicken Gläser mit dem Taschentuch blank zu reiben. „Natürlich ist es keine glückliche Ehe,“ stimmte er Grothe bei. „An diesem Schwächling wird Frau von Berg nie eine Stütze haben. Man war hier allgemein überrascht, als sie ihn heiratete. Aber was kommt nicht alles vor! Berg ist krank, oder er bildet sich wenigstens ein, es zu sein. Man hat sich auch schon erzählt, sie bemühe sich darum, eine Scheidung herbeizuführen. Aber ich weiß nicht, was Wahres an diesem Gerücht ist. Ich selbst glaube nicht, daß Elinor Berg sich zu einem solchen Schritt leicht entschließen könnte. Bergs haben ein Töchterchen, glaube ich. Es wurde vor drei Jahren geboren; es ist das einzige Kind geblieben.“ Grothe klopfte mit der flachen Hand bedächtig den Staub vom Ärmel seines Pelzes. „Komm,“ sagte er dann, „wir wollen gehen.“

Im Laufe des Tages traf er im Hotel „Petersburg“ und in den Straßen, durch die er beobachtend wanderte, zahlreiche Bekannte. Am Hafen, in dem tatsächlich nur

drei französische Torpedoboote lagen, und der deshalb einen fremden, toten Eindruck machte, stieß Grothe auf Baron Einlage-Mausdorff. Der corpulente, elegante Herr trug eine dicke Aktenmappe unter dem Arm und tat sehr geheimnisvoll. Er war einer der Führer des kurländischen Adels und als solcher eine geachtete Persönlichkeit im Kreise. Aufmerksam sah er sich nach allen Seiten um. Dann faßte er einen der Knöpfe an Grothes Pelz und begann, das degenerierte Gesicht mit der schiefen Nase dicht an Grothes Ohr, zu flüstern: „Es ist ausgezeichnet, daß Sie gekommen sind, Herr Doktor; wir werden Sie bitten, uns zu helfen. Ich besuche Sie morgen; wir besprechen dann dies und das. Übermorgen fahre ich mit einigen anderen Herren nach Riga zum Oberbefehlshaber und weiter nach Berlin. Ich habe an Bord eines englischen Kreuzers bereits mit dem englischen Zivilvertreter für das Baltikum gesprochen. Ein scharmanter Angelsachse! Sehr leichtes Verhandeln. Ich bin zufrieden — es geht alles nach Wunsch! Die Hauptsache ist, daß wir die deutschen Truppen behalten und noch neue dazu bekommen. Meine Söhne sind bei ihren Regimentern in Württemberg und werben Freiwillige. Also, auf Wiedersehen; ich spreche bestimmt bei Ihnen vor.“ Er schüttelte Grothe die Hand und trippelte davon.

Grothe sah ihm nach. Ob das der geeignete Mann war, die Führung zu übernehmen? Mausdorff war ein ausgesprochener Repräsentant der alten, zusammenbrechenden Welt. Als Korpsbruder des deutschen Kaisers und häufiger Gast Wilhelms II. hatte er während der Okkupationszeit eine führende Rolle gespielt und an exponierter Stelle gestanden. Vor dem Kriege war er als russischer Kammerherr häufig in der nächsten Umgebung des Zaren gewesen, und man erzählte sich, Nikolaus habe viel auf seinen Rat gegeben. Im Lande war Mausdorff als Feudalpolitiker allgemein bekannt. Man



sagte ihm intrigantes Wesen nach und schilderte ihn als rechthaberisch und herrschsüchtig. Raum ein zweiter war jedenfalls den Letten so verhaßt, wie er. Grothe kannte ihn im Grunde nur flüchtig. Aber soviel leuchtete ihm doch ein, daß Mausdorff die staatliche Selbständigkeit des lettischen Volkes niemals anerkennen würde. Wohin steuerte er dann? Strebte er eine kurländisch=deutsche Adelsrepublik oder die Wiedervereinigung mit Rußland an? Beide Ziele lagen in nebelhafter Ferne. Die Einbrüche eines einzigen Tages in Libau hatten Grothe genügt, zu erkennen, wie ungeeignet der Boden im Lande für eine deutsche Willkürherrschaft war, seit die deutschen Truppen versagten. Und in Rußland raste vorerst die Revolution in ihrer äußersten Entartung.

In Gedanken ging Grothe langsam zum Hotel zurück und in sein Zimmer hinauf. Er brachte seine Toilette in Ordnung und ging in den Speisesaal hinunter. Es war ohnehin Zeit, zur Nacht zu essen.

Als er den hellerleuchteten und mit weltstädtischer Eleganz eingerichteten Speisesaal betrat, fand er nur wenige Tische besetzt. An einem Ende des Saales saß eine Gesellschaft von Offizieren. Unter diesen Herren erkannte Grothe den Leutnant Holst, mit dem er sich während seiner letzten Anwesenheit in Libau gut angefreundet hatte. Holst, ein Offizier von außergewöhnlichem Schneid, genoß das uneingeschränkte Vertrauen seiner vorgesetzten Militärbehörde. Trotz seiner jungen Jahre und seines Leutnantranges bekleidete er, als Grothe ihn kennen lernte, den Posten eines deutschen Polizeidirektors in Libau, und es ward allgemein anerkannt, daß der junge Offizier dieser Stellung durchaus gewachsen war. Grothe imponierte vor allem die Unerforschlichkeit Holsts. „Ich kenne keinen zweiten Menschen von so unerforschlichem persönlichen Mut,“ pflegte er zu sagen, wenn er von ihm sprach.

Auch Holst erkannte den Eintretenden sofort. So setzte sich Brothe denn an den Tisch der Offiziere, von denen ihm keiner von früher her bekannt war. Daraus, daß Holst sehr laut zghnische Liebesabenteuer mit Negermädchen aus seiner südwestafrikanischen Zeit erzählt hatte, über die die Offiziere noch lachend sprachen, schloß Brothe, daß an dem Tisch bereits viel getrunken worden war. Auf dem roten Teppich am Boden stand tatsächlich eine ansehnliche Reihe geleerter Sektflaschen. „Na, also auch wieder im Lande?“ meinte Holst und schenkte Brothes Glas voll. „Abgignens kommst du aus dem Regen in die Traufe. Ich sag dir, Berlin ist ein Kinderspiel gegen Ribau. Es riecht hier nach Blut. Dafür habe ich eine feine Witterung. Es wird heiße Tänze geben. Mehrere Vorspiele haben wir bereits erlebt.“ „So, so,“ entgegnete Brothe; „und dich haben sie wohl längst abgesägt?“ Holst reckte sich kerzengrade in die Höhe und schlug mit der flachen Hand gegen seine breite Brust. „So seh’ ich aus! Versucht haben sie’s wohl. Aber ich laß mich nicht so ohne weiteres beiseite drängen. Stell dir vor, die Halunken! Am 10. November, als sich hier der famose Soldatenrat bildete, und die Kerls mit roten Fahnen und lettischen Arbeitern am Arm durch die Straßen zogen, voran natürlich unsere Matrosen, da sprachen sie auf dem Rosenplatz meine Absetzung aus. Und der Alte, schlapp wie immer, gab nach. Es kam dann noch besser: sie stellten mich vor ihr revolutionäres Kriegsgericht — ich hätte das Blut lettischer Bürger vergossen. Damit meinten die vom Soldatenrat die Hinrichtungen, die ich an einigen Raubmördern hatte vornehmen lassen.“ Holst sicherte. „Ich geb’ es ja zu, es waren etwas mehr, als ein paar, und es waren auch nicht immer nur Raubmörder. Wir hatten da eine Ecke im Gefängnishof, in der mit schweren Jungens kurzer Prozeß gemacht wurde — ganz nach russischem Muster. Aber es ging einfach nicht

anders. Soudso viel bolschewistische Elemente, Heher, die uns die Leute verdarben, und die man gerichtlich nicht abtun konnte, mußten auf diese Weise beseitigt werden. Es waren verschiedene darunter, Ketten, ehemalige russische Gefangene, deutsche Soldaten und Deserteure. In Gefangenenlager, Zuchthäuser und Militärstrafanstalten paßten sie nicht. So unterzog ich mich der Mühe, sie abzutun. Na, Schwamm drüber! Es war nicht immer schön. Mal dir ein Bild davon — es ist schon vor- gekommen, daß so ein Kerl, wenn ich aus nächster Nähe im Morgengrauen schoß, mich im Fallen von oben bis unten mit Blut und Bregen bespritzte.“ „Hör auf!“ bat Grothe, der blaß geworden war. In durstigen Zügen trank er sein volles Sektglas leer. Holst starrte mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin. Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen. Dann lächelte er ein wenig gezwungen, deckte für Sekunden die Hand über die Augen und fuhr fort zu sprechen. „Also ich wollte dir von der kriegsgerichtlichen Verhandlungen erzählen. Sie sahen natürlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit über mich zu Gericht. Nachweisen konnten sie mir nichts. Es kam hinzu, daß sich der Oberbefehlshaber von Riga aus für mich einsetzte und alles, was mir das Genick hätte brechen können, ausdrücklich als auf seinen Befehl hin geschehen erklärte. Ich wurde freigesprochen, aber meine Amtsenthebung wurde gefordert. Ganz im Sinne der wackligen Logik dieser Soldatenräte, in der Hauptsache ehemaliger Kompagnieschreiber oder =unteroffiziere, bat man mich dann aber, meinen Posten so lange zu versehen, bis sich ein geeigneter Nachfolger finden würde. Der Vor- sitzende, der frühere Pferdeburche des Generals, besuchte mich sogar und sagte mir, eigentlich wünsche der Soldaten- rat, ich möchte Polizeidirektor bleiben. Sie fürchten sich nämlich selbst vor dem Bolschewismus. Aber sie wollen den Ketten, die mich hassen, einen Beweis ihres Ent-

gegenkommens liefern, und darum soll ich gehen.“ „Also erledigt?“ fragte Grothe. Holst lachte laut auf. „Nein, da kennst du mich schlecht! Im Gegenteil, jetzt kommt erst für mich die Zeit, da ich auf dem Posten sein muß. Ich habe alle Schritte unternommen, mich zu behaupten. Und im übrigen liegen Pulver und Blei bereit! Die Jagd kann beginnen! Hier draußen wird uns nur Terror und Brutalität helfen. Paß auf, mit dem Revolver und mit der Peitsche treib ich die ganze Kettenrebellion zu Paaren.“ Gleichsam abschließend hieb Holst mit dem Handrücken durch die Luft. Als Grothe nichts entgegnete, sagte er: „Daß sie's im Reich nicht ebenso handhaben, daß man nicht auch dort kurzen Prozeß macht und den und jenen zur Abschreckung an die Wand stellt, wird zur Katastrophe führen. Weidmannsheil!“ Er hob sein Glas gegen seine Freunde und nickte Grothe zu.

Sie waren schließlich allein im Saal. Als der letzte Herr mit seiner Dame gegangen war, schloß Holst die Tür zum Korridor. Ein Oberleutnant setzte sich an den Flügel und spielte einen Walzer. Zwei Offiziere tanzten, und ein Rittmeister verwickelte Grothe in ein langweiliges Gespräch über Berliner Nachtlokale. Es kam ganz von selbst eine ausgelassene, tolle Stimmung auf; und aus dem Abend wurde eine improvisierte Orgie, als gegen Mitternacht auf einen telephonischen Anruf hin das Mädchen, mit dem Holst zusammenlebte, in Begleitung zweier Freundinnen erschien. Grothe bestellte nun seinerseits eine Reihe von Flaschen und trank viel. „Wie der Tag begonnen hat,“ entschied er und erinnerte sich an den Stammtisch in der „Muße“ und an Buhse, „so soll er auch enden!“

Als gegen zwei Uhr morgens Holst auf einen Tisch sprang und ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte, stimmte er übermütig in die Zurufe ein und hielt sogar eine kurze, geistreich-spöttelnde Rede auf den Libauer „Xero“ Holst.



Dann artete das Fest allmählich aus. Grothe ließ sich von der dunklen Vorstellung leiten, daß diese Orgie in den Rahmen der verworrenen Eindrücke passe, die er bisher in Ribau empfangen hatte. „So muß es sein!“ rief er einmal über das andere und animierte in trunkenem Eifer die tanzenden Paare zu immer gewagteren Touren. „Toller, toller!“ feuerte er sie an, warf sich in einen Plüschfessel und ließ die Arme hängen. Er sah ziemlich müd und erhitzt aus; und weil ihm tatsächlich heiß war, trank er von neuem.

Holst war schließlich der einzige, der genau wußte, was er tat. Er vertrug unglaublich viel. Daß Grothe so in Eifer geraten konnte, amüsierte ihn. Der Rittmeister, ein Lebemann, schief auf seinem Stuhl. Einer der Offiziere hatte sich mit einem kleinen Mädchen davon-geschlichen. Grothe aber lag in seinem Plüschfessel, die Beine weit von sich gestreckt und lachte unbändig über den grotesken Tanz, den einer der Offiziere mit der Freundin Holsts ausführte. Da trat der Polizeidirektor zu Grothe und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ein wüster Abend, was?“ Grothe erhob sich mühsam. „Ja, ja,“ sagte er mit schwerer Zunge. „Man ist das nicht mehr gewöhnt; aber interessant, sehr interessant!“ Er steckte die Hände in die Hosentaschen und versuchte, Haltung anzunehmen. Es gelang ihm jedoch nicht ganz. Wie er da in übertrieben hochmütiger Auslage neben dem untersehten, soldatisch-strammen Offizier stand, sah es eher komisch, als würdig aus. Holst betrachtete ihn prüfend. Dann sagte er leise: „Ich habe Pech; immer wenn etwas los ist, gibt es Feste. Ich hätte diese Nacht Schlaf brauchen können. Nach einer Stunde muß wieder einer ins Jenseits befördert werden. Neulich eingeliefert. Ein ganz Gefährlicher! Er kam aus Dünaburg mit dem Auftrage, in Ribau eine Entscheidung herbeizuführen, und hatte zweihundert Tausendrubelscheine in seiner schweren

Altenmappe.“ Brothe sah Holst starr an. Jäh kam ihm die Erinnerung wieder. Ein kühler Schauer lief ihm über den Rücken. „Pfui!“ rief er und griff mit unsicherer Hand nach dem Sektglase auf dem runden, kleinen Tisch. Holst zog die Schultern hoch. Dann reckte er sich auf den Fußspitzen empor und ließ sich wieder zurücksinken. „Was willst du? Es muß sein. Für euer aller, auch für deine Sicherheit,“ meinte er und sah an Brothe vorbei den Tanzenden zu. Brothe strich sich das feuchte Haar aus der Stirn. „Aber in diesem Zustande!“ beharrte er; „du bist doch betrunken, Mensch, wenn du dich auch mehr zusammennehmen kannst als ich.“ Die Vorstellung dessen, was Holst in einer Stunde bevorstand, ernüchterte ihn. „Denk, wenn du fehlst und den Kerl nur anschießt!“ „So schlimm ist das nicht,“ wehrte Holst mit kaltem Lächeln ab. „Es kommt auf die Gewohnheit an. Und dann — man wird in solchen Augenblicken verflucht nüchtern, das kann ich dir sagen!“ Er streckte dem Freunde die Hand hin: „Guten Morgen,“ sagte er rasch; „schlaf schön! Wir sehen uns wohl morgen wieder. Ich muß gehen.“ — —

Brothe erwachte anderen Tags erst um die Mittagszeit mit heftigen Kopfschmerzen und überaus elend. Als der Kellner das Frühstück gebracht und die Vorhänge zurückgezogen hatte, blieb er mit geschlossenen Augen auf dem Rücken liegen. Es regnete; eintönig trommelten die Tropfen gegen das Blech des Fensterimses. Langsam erwachte in ihm die Erinnerung an die einzelnen Szenen des tollen Abends. Dunkel besann er sich auch darauf, daß er im Vestibül nach dem bizarren Abschied von Holst und beim Hinaufgehen in sein Zimmer auf Soldaten mit Handgranaten und in Stahlhelmen gestoßen war. Auf der Straße war es wieder zu einer nächtlichen Schießerei gekommen, und man hatte in das Hotel, in dem viele höhere Offiziere wohnten, einige Wachmann=

schaften gelegt. Und dann Holst mit seinen blutigen Bekenntnissen! Der Mann tat unerschrocken seine graufige Pflicht; er blieb aller Achtung wert. Aber es war doch ein eigenes Gefühl, mit ihm Umgang zu pflegen. Unwillkürlich fröstelte Grothe. Ihn fror tatsächlich. Und draußen regnete es; zäher, durchdringender Ribauer Regen . . . Nur an der Küste kennt man diesen jähen Witterungswechsel. Müde, gelangweilt und matt schlief Grothe noch einmal ein.

Abends hatte er einen Brief von seiner Schwester. Sie war mit ihrem Mann nach Petraggen zu den Eltern vorausgefahren und erwartete den Bruder dort. Auch von Mausdorff erhielt er ein Billet. Der Baron teilte ihm mit, er habe eher nach Riga abreisen müssen, als er beabsichtigt hatte. Grothe werde in Petraggen von seinem Schwager genauer unterrichtet werden. „Ich hoffe, Herr Doktor, Sie werden in Ribau anwesend sein,“ schrieb er, „wenn ich aus Berlin zurückkehre. Auf Ihre Mitarbeit lege ich den größten Wert. Wir müssen daran gehen, dem Lande so bald als möglich eine Verwaltung, sagen wir eine Regierung, zu geben.“ Grothe legte das Billet beiseite und gähnte. Vielleicht machten sie ihn noch zum Minister irgendeines kurländischen Schattenherzogs, dachte er geringschätzig und bestellte ein Glas heißen Tee. Er war immer noch nicht erholt.

Petraggen! Die Eltern und die Schwester! Es war Zeit, daß er die Seinen wieder sah. Er wollte die Heimkehr nicht länger hinauschieben. Nach Ribau kam er früh genug zurück! Der Portier, den er hatte rufen lassen, gab ihm leider die unerfreuliche Auskunft, daß der einzige Zug, der tagsüber in der Richtung nach der Grenze abgelassen wurde, um fünf Uhr in der Frühe ging. Das war fatal! Um fünf Uhr war es noch stockfinster. Und dazu der Regen, der nicht aufhören wollte, die Unsicherheit der nächtlichen Straßen und die Schwierigkeiten, Fahr-

karten zu erlangen. Trotzdem ordnete Grothe an, ihn rechtzeitig zu wecken und seine Eltern telephonisch durch Vermittlung des deutschen Amtsvorstehers in Petraggen zu benachrichtigen. Er war entschlossen, zu fahren. Das Notwendigste packte er zusammen. Das Zimmer wollte er behalten. Dann ging er schon um neun Uhr zu Bett, die Glieder immer noch schwer und träge vom Alkoholgenuß der vorigen Nacht.

\*

\*

\*

Um vier Uhr stand Grothe bereits im spärlich erleuchteten Vestibül des Hotels und fror. Der verschlafene Portier erklärte kleinlaut, eine Droschke sei nicht aufzutreiben gewesen; der Herr Doktor werde sich zu Fuß zum Bahnhof bemühen müssen; ein Hausknecht habe sich bereit erklärt, das Gepäck im Handwagen zur Bahn zu schaffen. Sie traten in die schwarze Nacht hinaus. Es regnete in Strömen. Immer wieder trat Grothe auf dem schadhaften Pflaster in tiefe Löcher, daß das Wasser hoch aufspritzte. Auf der Hafenbrücke riß ihm der Sturm fast den Schirm aus der Hand und den Hut vom Kopf. Das Rasseln des Handwagens auf dem schlechten Pflaster und das Rütteln des Sturmes an Fensterläden, Zäunen und Laternen machte ihn nervös. Erhielt er erreichte er endlich den Bahnhof.

Vor dem Schalter drängten und stießen sich in regellosem Durcheinander Hunderte von Fahrgästen, in der Hauptsache arme Leute, Arbeiter, Bauernweiber. Das Faustrecht galt. Wer seine Ellenbogen am rücksichtslosesten gebrauchte, erhielt die Fahrkarte am ehesten. Grothe konnte gar nicht daran denken, sich an dieser brutalen Konkurrenz zu beteiligen. Er ließ die Arme hängen und stellte sich ratlos in eine Fensternische. Aber ein Helfer erwuchs ihm sehr bald in der Person eines Libauer Juden. Es war der Händler Salmonowitsch, ein



alter, zerlumpter Jude, den er seit Jahren kannte. Er hatte Grothe bemerkt und kam auf ihn zugeschlichen. „Wai, der Herr Dr. Grothe,“ begrüßte er ihn mit wehmütig-lächelnder Freundlichkeit. „Kennt ich dem Herrn Doktor sein behilflich, dem Gepäc zu tragen?“ Grothe war erfreut. „Gewiß, lieber Salmonowitsch, aber ich hab’ noch keine Fahrkarte.“ Salmonowitsch wühlte mit den Fäusten eifrig in seinen Manteltaschen. „Wie heißt,“ schwagte er. „Ich kann dem Herrn Doktor die Gefälligkeit erweisen. Es wird mir sein eine Ehre, dem Herrn Doktor zu helfen.“ Aus den Tiefen einer seiner Taschen förderte Salmonowitsch einen ganzen Packen Fahrkarten zutage und reichte Grothe eine davon mit gespreizten Fingern: „Ich bitte, Herr Doktor, ich bitte, nehmen Sie!“ Grothe war erstaunt. „Ja, aber —“ sagte er verwirrt; „ich kann doch nicht — mit diesem abgelaufenen Billet... Nein, Salmonowitsch, das geht nicht!“ Salmonowitsch tat entrüstet, seine dünne Stimme überschlug sich: „Nu, wo werd ich dem Herrn Doktor wollen betrügen!? Hat Ihnen Salmonowitsch schon einmal betrogen, Herr Grothe? Ich steh hier die ganze Nacht, und wenn sie dem Schalter effnen, denn bin ich der erster und kauf mir Stücker zwanzig Billetten. Sie sehen, es ist Nachfrage danach. Ich geb die Karten mit hundert Prozent Aufschlag ab. Es ist ein Geschäft. Man muß was haben zu leben!“ Grothe lachte und Salmonowitsch war beglückt. Aber die zwanzig Mark, die Grothe ihm in die Hand drückte, wies er unter einem gewaltigen Wortschwall zurück. „Daß mir die Hand verdorr!“ schrie er, „daß ich mir soll vom Herrn Dokter, wo wir uns so lange kennen, bezahlen lassen vor eine Gefälligkeit!? Soll für die nächste Karte ein lettischer Kerl das Doppelte geben,“ sagte er schlau, sah sich aber doch ängstlich um, ob ihn niemand gehört hatte. Grothe mußte sich fügen. Von Salmonowitsch begleitet,

bahnte er sich einen Weg durch den überfüllten Wartesaal, der einem Moskauer Nachtschl glich. Nur, daß die Elendgestalten hier in der Hauptsache deutsche Deserteure waren, die zu Hunderten in die Heimat zurückkehrten. Lettische Frauenzimmer trieben unter ihnen ihr Unwesen. Es gab Betrunkene, die lärmten und skandalisierten. In einer Ecke verkauften einige Soldaten ganz öffentlich ihre Karabiner und Ausrüstungsstücke an lettische Agenten. Eine betrunkene Dirne hatte sich einem jungen, hübschen Matrosen an den Hals geworfen und schrie hysterisch mit einer nervenzerreißenden, gesprungenen Stimme. Der Matrose warf den schönen braunen Kopf lachend zurück und wehrte die Rasende gutmütig ab. Sein starkes, weißes Raubtiergebiß bligte.

Grothe atmete erleichtert auf, als er nach langem Suchen in einem engen, dunklen Abteil dritter Klasse zwischen Soldaten, Weibern und lettischen Arbeitern Platz gefunden hatte. Aber die Bahnfahrt sollte zur Tortur werden, so kurz sie war. Man dachte vorerst nicht daran, den Zug abzulassen, obgleich es mittlerweile sechs Uhr geworden sein mußte. Vom Bahnsteig aus fiel der grelle Lichtschein einer Taschenlampe einmal in das Abteil, als draußen jemand vorüberging, und beleuchtete blickartig die Umgebung, in der Grothe sich befand. Ein Soldat schnarchte mit offenem Munde; das blasser, unrasierte Gesicht erinnerte an einen Totenkopf. Die Gepäckstücke lagen voller Tornister, Säcke, Karabiner. Und ein Weib mit sinnlichem, sommersprossigem Gesicht, in das wirres rotes Haar hinein, hatte sich einem schmutzigen älteren Soldaten auf den Schoß gesetzt.

Einmal entstand draußen auf dem Bahnsteig lauter Tumult. Alles drängte an die Türen. Man stieg aus. Auch Grothe wurde unruhig. Im grellen Licht der Bogenlampen unter dem Schuttbach des Bahnhofes liefen die Leute zusammen und drängten in den Wartesaal. Posten der

Bahnhofswache trieben sie auseinander. Aus dem Wartesaal gellte eine schrille Frauenstimme, offenbar das hysterische, betrunkene Weib, das vorhin den Matrosen belästigt hatte. Hinter den hellen Fensterscheiben des Bahnhofs liefen sie aufgereggt durcheinander. Nach einiger Zeit stiegen neue Fahrgäste ins Abteil; sie erzählten, was vorgefallen war: die tolle Dirne hatte im Abort dem deutschen Matrosen mit seinem eigenen Seitengewehr die Kehle durchschnitten. Nun führte man sie ab.

Dann setzte sich endlich gegen halb acht Uhr der überfüllte Zug langsam in Bewegung und rollte in den nassen Morgen hinaus. Grothe seufzte tief auf. Er ließ das Fenster ein wenig herab. Ein kühler, feuchter Windstoß schlug ihm entgegen. Das erfrischte ihn. Starr sah er ins trübe Tagwerden. Regen, Wind und Nebel hatten die dünne Schneedecke von der freien Fläche außerhalb der Stadt vollends verschwinden lassen. Trostlos dehnte sich die weite Heide ins Uferlose, wie es schien, weil der dicke Nebeldunst den waldbegrenzten Horizont undurchdringlich dicht verhängte . . .

\*

\*

\*

Es war völlig hell geworden, als Grothe nach einer halben Stunde den Zug verließ. Am Bahnhof fand er die Equipage aus Petraggen vor; der Vater hatte ihm die Kalesche entgegengeschickt. Der lettische Kutscher, ein junger, blonder Mensch, grüßte höflich. Grothe lehnte sich im Wagen bequem zurück. Als die Pferde anzogen, flogen in den nackten Birken des Bahnhofsgartens ein paar Krähen auf; mit schwerem Flügelschlag segelten sie in den Nebel hinaus. Der Wagen folgte ihnen, wie es Grothe scheinen wollte, ins Ungewisse . . .

Er versuchte eine Unterhaltung mit dem Kutscher anzuknüpfen. Aber der Junge war anfangs wortfarg. Es währte eine geraume Weile, ehe Grothe erfuhr, daß er aus

Livland stamme und sich in der Livbauer Gegend fremd fühle. Nach Kurland war er als Zwangsarbeiter während der Okkupationszeit verschlagen worden; man hatte ihn am Bau einer Kleinbahn beschäftigt. Dann war er schließlich entlassen worden und hatte Dienste als Stalljunge in Petraggen genommen. Rutscher war Jacob Jaunsem eigentlich nicht; er vertrat nur den erkrankten alten Jannsohn. Als Grothe andeutete, er kenne Livland, wurde der Junge gesprächiger; schließlich redete er sich in Eifer, und Grothe entdeckte, daß sich der grüne Mensch zu ganz radikalen politischen Anschauungen bekannte. Er tat es nicht ohne eine gewisse Treuherzigkeit, die Grothe, je länger er dem Burschen zuhörte, um so nachdenklicher stimmte. „Ich hab’ nie jemand etwas zuleide getan, gnädiger Herr,“ schüttete der Junge sein Herz aus; „und ich wünsche auch niemandem etwas Böses. Aber mit mir haben sie es arg getrieben. Als die Revolution in Livland ausbrach, da hab’ ich Versammlungen mitgemacht und Umzüge. Einmal habe ich, als wir vors Schloß zogen und den Inspektor aufforderten, das Gut dem Volk zu übergeben, die rote Fahne vorantragen müssen. Schließlich wählten sie mich auch ins Komitee. Was sollte ich tun? Ich nahm die Wahl an. Die Bolschewiken waren streng! Wenn ich mich geweigert hätte, wäre ich an die Wand gestellt worden. Ich selbst bin nie Bolschewik gewesen; ich hatte auch keinen Grund dazu: meine Eltern haben durch die Bolschewiken alles verloren; früher waren sie Hofbesitzer, jetzt sind sie arme Leute.“ Der Stalljunge schwieg und beschäftigte sich mit den Pferden. Er fuhr erst fort, als Grothe ihn ermunterte, weiter zu erzählen. „Dann zogen die Deutschen in Livland ein. All die großen, bolschewistischen Führer entkamen rechtzeitig nach Rußland. Was sollte ich dort? Ich blieb auf dem Gut, denn ich hoffte, mich würde niemand anrühren. Aber ich hatte mich verrechnet. Gleich



bei den ersten Deutschen, die auf dem Hof erschienen, verflachte mich der Inspektor. Ich wurde halbtot geprügelt; dann wollten sie mich erschießen, wie sie alle Bolschewiken erschossen. Es wäre besser gewesen, sie hätten es getan! Denn was ich später zu erleiden hatte, kann kein Mensch sich vorstellen. Der Inspektor meinte, die jüngsten seien immer die schlimmsten gewesen; und weil ich noch sehr jung war, prügelten sie mich immer und immer wieder. Als die Deutschen weiterzogen, nahmen sie mich als Gefangenen mit; wochenlang hab' ich die erschossenen Bolschewiken beerdigen müssen. Schließlich kam ich zu einem Zwangsarbeiterbataillon, das nach Kurland geschickt wurde. Neun Monate habe ich an der Bahn gearbeitet. Es gab wenig zu essen, viel zu arbeiten, viel Schläge, schlechte Kleider. Ein Unteroffizier hat mich besonders oft mißhandelt. Es war ein dicker, roher Kerl, der uns als Vieh betrachtete. Wenn ich dem einmal begegne — ihn schlag' ich tot! Ich könnte mich nicht zurückhalten.“ Der Junge schwieg wieder. Plötzlich, den Peitschenstiel fest umklammernd und mit ihm zu seinen unbeherrschten Worten taktierend, brach er noch einmal los: „Ich bleibe nicht in Petraggen! Jetzt bin ich Bolschewik, gnädiger Herr; jetzt ist mir alles gleich! Der Inspektor auf unserem Gut in Livland soll mir nicht unter die Augen kommen, ebenso nicht der deutsche Unteroffizier. Die Preußen kann ich überhaupt nicht mehr sehen, so hasse ich sie. Jede Nacht träume ich von Blut und Flammen und roten Fahnen.“ Er hielt inne, ganz weiß im Gesicht, und wandte sich seinen Pferden zu. Grothe stützte das Kinn in die Hand. Wo er hinhörte, glomm Haß, gefielen sich die Menschen in haßerfüllten Reden. Die vorläufig noch gehemmte Flut von Wut und Feindschaft würde sich nimmer dauernd eindämmen lassen. Kam sie aber einmal zum Durchbruch, dann schlug über der Heimat lodernde Blut zusammen, dann tobte sich etwas Unausprechliches

in uferloser Raserei aus . . . So also lagen die Dinge, so rettungslos abgründig hatten die Verhältnisse sich gestaltet! Es stieg wie ein dumpfes Unbehagen in Grothe empor. Und er begann zu ahnen, wie sich die nächste Zukunft entwickeln würde.

Als endlich hinter einem Hügel zuerst die Baumkronen des Parkes von Petraggen, dann das graue Schieferdach des Herrenhauses und schließlich der ganze Hof und der große Teich davor sichtbar wurden, ein wenig nebelberwischen, aber ihm doch genau vertraut, da richtete sich Grothe mit jähem Ruck empor. In seine blassen Wangen stieg leichte Röthe, und er fühlte sein Herz rascher schlagen. Nun es bergab und sichtlich heimwärts ging, legten sich auch die Pferde ins Geschirr. Und unwillkürlich presste Dr. Wolfgang Grothe die Rippen fest aufeinander und rang seine innere Bewegung gewaltsam nieder, als der Wagen in rascher Fahrt über den knirschen- den Kies der Auffahrt rollte und dann vor der überdachten Freitreppe hielt. Er stürmte die zwölf Stufen hinauf. Im Vorhaus, in dem ihm deutlich und bewußt von ihm empfinden der eigene Duft seines Vaterhauses entgegenschlug, begrüßte er die Eltern. Die Mutter umfing ihn mit beiden Armen. Er küßte ihren Scheitel und ihre Stirn; mit weicher Hand streichelte sie seinen Armel. „Endlich, Wölschen; Gott segne dich!“ Mehr sagte sie nicht. Der Vater schüttelte ihm beide Hände. Dann küßte er ihn auf den Mund. „Alter Junge!“ sagte Johannes Grothe mit rauher Stimme und klopfte seinem Sohn auf die feuchte Schulter. Auch die Schwester umarmte Grothe; zuletzt küßte ihn sein Schwager Bodo von Bodenbach.

Dann legte er ab. Der Vater ging voraus, die Mutter hing sich an seinen Arm, und Schwester und Schwager folgten. Aber in der Thür zum sogenannten Herrenzimmer blieb Grothe wie angewurzelt stehen. Im

Raume sah es ziemlich wüst aus, Stroh lag umher, kein Möbel stand an seinem Platz, alle Bilder waren von den Wänden entfernt, und zwei Männer standen vor einer Kiste und verpackten Bücher, Bilder und Vasen. In den anderen Zimmern der langen Flucht von Räumen gewahrte Grothe, soweit er unterscheiden konnte, dasselbe überraschende Bild der Auflösung. Er sah die Mutter fragend an und vergaß darüber, den Gruß der Packer zu erwidern. „Ja, aber sag' bloß, was bedeutet denn das?“ Frau Grothe seufzte: „Zeichen der Zeit, mein Junge! Ich hab's mir ja gedacht, es würde dir wehtun, dein Vaterhaus in diesem Zustand wiederzusehen.“ „Wir haben dir deshalb auch nichts von unseren Plänen geschrieben,“ wandte Johannes Grothe ernst ein; „wir wollten dir, offen gesagt, keinen Anlaß geben, womöglich in Berlin zu bleiben. Wir halten es für richtig, in diesen unsicheren Zeiten unsere besten Möbel zur Stadt zu schaffen, um so mehr, als wir nach Weihnachten für längere Zeit nach Ribau übersiedeln wollen. Du selbst hast uns ja dazu geraten.“ „In der That —“ sagte Grothe, noch ganz genommen. Die Mutter drängte weiter. Als sie in den großen, runden Saal traten, der nahezu ausgeräumt war, so daß ihre Schritte fremd und laut auf dem Parkett hallten, sagte Frau Grothe leise: „Ich spreche nicht gern in Gegenwart dieser Packer; es sind Ketten. Weißt du, es fällt uns natürlich unendlich schwer, hier alles aufzugeben und zur Stadt zu ziehen. Aber man ist auf dem Lande so furchtbar einsam und allen möglichen Zufälligkeiten ausgesetzt. Da ist es doch besser, man räumt das Feld. Ringsum verläßt alles die Güter. In Bohnen bei Rootz wird auch schon gepackt. Du weißt ja noch gar nicht, wie es bei uns zulande aussieht. Von heute auf morgen kann niemand Bestimmtes sagen. Wir fürchten ernstlich, daß der Bolschewismus auch Kurland überflutet, wenn die Truppen so unzuverlässig bleiben, wie sie

es heute sind. Dann können wir natürlich auch nicht in Ribau Hütten bauen, sondern müssen weiter nach Westen ziehen.“ Grothe nickte. „Tolle Zeiten!“ sagte achselzuckend der Vater und sog an seiner russischen Paphros; „die Bolschewiken sollen gegen Rebal und Pleskau vorrücken, und die demoralisierten deutschen Verbände reißen wie Schafsfleder aus. Was hilft uns da der Waffenstillstand mit seiner Klausel, daß der Schutz der Ostseeprovinzen der deutschen Armee anvertraut bleibt!“ „Geh, du mit deinem unentwegten Pessimismus,“ schalt die Mutter. Grothe küßte sie. Aber einen Trost wußte er für sie nicht.

Im dunkelgetäfelten Speisezimmer mit den großen Hirschgeweihen, dem riesenhaften, ovalen Eßtisch und den holländischen Majolika-Tellern an den Wänden stand noch alles ziemlich unberührt. Nur das silberne Gerät auf der eichenen Anrichte fehlte. Sie setzten sich; man hatte mit dem Frühstück auf den Sohn des Hauses gewartet. Grothe war hungrig. Er aß mit Appetit. Dabei wanderte sein Blick zufrieden von einem zum anderen. Erika Bodenbach, Grothes einzige Schwester, war eine anmutige junge Frau geworden. Vor einem Jahr hatte sie, eigentlich durchaus gegen den Willen des Bruders, Bodo von Bodenbach, einen noch sehr jungen Gutsbesitzer aus der entfernteren Nachbarschaft Petraggens, geheiratet. Bodo war bei Ausbruch des Krieges russischer Gardeoffizier gewesen und hatte als solcher ziemlich bunt gelebt. Man erzählte sich damals in der Gegend viel von seinen auffallenden Liebschaften und seinen großen Ausgaben für amuröse Abenteuer. Dann war das alles durch den Krieg vergessen worden. In Ostpreußen in den ersten Kriegsmonaten in deutsche Gefangenschaft geraten, war er nach der Besetzung Aurlands durch deutsche Truppen auf die Verwendung seiner Verwandten, vor allem Baron Einlage-Mausdorffs hin, in die Heimat entlassen worden.



Sein Vater starb um diese Zeit, und Bodo übernahm die Bewirtschaftung des Majoratsgutes Dünenhof selbst. Er schien sich zu seinem Vorteil verändert zu haben, war ernster und solider geworden. Einer der häufigen Gäste des Grotheschen Hauses in Petraggen, in dem zahlreiche Offiziere verkehrten, wurde nach und nach auch er. So lernte das Paar sich kennen und lieben. Lieben!? . . . Grothe war innerlich nie davon zu überzeugen gewesen, daß es wirklich große, überwältigende Liebe gewesen war, die die beiden zusammengeführt hatte. Für Liebe, wie Grothe sie gewissenhaft auffaßte, waren Bodo und seine Schwester auch heute noch zu jung. Zuneigung gab er zu und hoffte, daß nach und nach Liebe daraus entstehen würde. Ob das Ehepaar in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht hatte? Es sollte ihn freuen! Seiner Schwester, die ihm oft ein wenig oberflächlich erschienen war, hätte er Vertiefung und Veredelung gewünscht. Für Bodo fürchtete er Rückfälle in die alte Lebensweise, besonders in dieser wirren Zeit mit ihrer Unruhe, ihren Rarotika, ihren ungezählten Versuchungen. Erika aber stand das große Erlebnis bevor, da die Frau aufhört, nur Gattin zu sein. Der großen Stunde ging sie in dunkler, ungewisser Zeit entgegen.

Der Vater brachte das Gespräch wieder auf Politik. Grothe mußte seine Berliner Eindrücke schildern. Er tat es, als er satt war, gern und mit viel persönlicher Wärme. Als man sich dann erhob, und die Mutter ihrem Jungen sein Zimmer zeigen wollte, äußerte Bodo: „Wenn man so hört, was sich alles in Berlin zugetragen hat, kann man hier, meine ich, seinem Schöpfer dankbar sein. Mit uns ist die Zeit denn doch recht schonend umgegangen.“ Grothe legte die Hände auf die Rückenlehne seines Stuhles. Er überlegte sekundenlang, ob er recht tat, auszusprechen, was er fühlte. Dann sagte er langsam und sehr ernst: „Du irrst, lieber Bodo. Deutschland ist überhaupt kein Boden

für Revolutionen. Meine Schilderungen hören sich wohl schlimm an. Aber im Grunde steckt nicht viel dahinter. Es ist ja in gewisser Hinsicht geradezu beschämend, wie humoristisch sich, wenn ich so sagen darf, diese große Umwälzung in Berlin abgespielt hat, die doch, betrachten wir es genau, eine Welt in Trümmer legte. Und was Deutschland noch in Zukunft an Erschütterungen revolutionärer Art bevorsteht, wird auch durchaus nicht entsetzlich im hergebrachten Sinne des Begriffes „Revolution“ sein. Aber hüte dich vor Optimismus in bezug auf die Beurteilung örtlicher Verhältnisse. Mein lieber Bodo, ich habe mich erst zwei, drei Tage lang zu Hause umgesehen. Aber ich will es offen aussprechen — mir graut, wenn ich daran denke, was alles diesem Lande in nächster Zeit an Schrecknissen beschieden sein wird. Das bedingen die absonderlichen Verhältnisse in diesem Wetterwinkel. Wer Berliner Revolutionstage miterlebt hat, wird gar nicht mitsprechen dürfen, wenn dereinst jene erzählen werden, die das Chaos hierzulande verschontel!“ Grothe schob seinen Stuhl an den Tisch heran. „Aber Wolf!“ rief Frau Grothe erschrocken; „ist das dein Ernst?“ „Doch,“ entgegnete er ruhig. „Aber laß nur, wir bringen uns vorher in Sicherheit.“

Abends, als Grothe schon zu Bett gegangen war und vor dem Einschlafen noch ein wenig in seiner Boccaccio-Ausgabe blätterte, besuchte ihn Bodo. Er hatte von Mausdorff den Auftrag, Grothe über die verschiedenen Pläne zu unterrichten, die man in Riga, Mitau und Libau betrieb, um das Außerste vom Lande abzuwenden und der seit dem 9. November völlig veränderten politischen Situation Rechnung zu tragen. Bodo entledigte sich seines Auftrages nicht sonderlich geschickt; er schien selbst nicht recht zu wissen, was geplant war. Grothe verstand so viel, daß man vorhatte, eine deutschbaltische Selbstschutztruppe zu bilden, deutsche Freiwilligenkorps ins

Land zu ziehen und zusammen mit den Führern gemäßigter lettischer Elemente eine Art Direktorium einzusetzen, welches das Land nach außen hin vertreten und im Innern verwalten sollte. Man schien entschlossen, den Kampf gegen Aufruhr und Bolschewismus aufzunehmen. „Und was soll ich denn dabei?“ fragte er mürrisch, als Bodo berichtet hatte; „dein Onkel Gaston Mausdorff redete viel davon, er rechne auf meine Mitarbeit.“ „Ja doch —“ bestätigte Bodo; „du sollst eine Art Generalsekretär des Direktoriums werden, meinte Onkel Gaston. Aber, weißt du, genau verstanden hab’ ich ihn auch nicht.“ Grothe reckte sich; es war bezeichnend für das Unternehmen Baron Mausdorffs, daß er so konfuse Leute, wie Bodo von Bodenbach, zu seinen Vertrauensmännern machte. Alles an den baltischen Projekten war phantastisch und dilettantenhaft. „Ich denke vorerst gar nicht daran, diesen Unsinn mitzumachen,“ rief Grothe böse. „Ich habe wichtigere Dinge zu tun, als Theater zu spielen. Vor allem will ich mich gründlich erholen. Bis über Weihnachten bleibe ich in Petraggen.“ Bodo schüttelte den Kopf, nahm eine von des Schwagers guten Zigaretten und ging.

\*

\*

\*

Brönner war es gleich in den ersten Tagen seines Ribauer Aufenthaltes gelungen, sich zum Stabe des Gouvernements Ribau kommandieren zu lassen. Er hatte dabei so gut wie keinen Dienst zu tun. Um so eifriger erforschte er die militärische und politische Lage und knüpfte Beziehungen zu führenden, eingeseffenen Persönlichkeiten des Adels, der Ribauer Kaufmannschaft und des Bürgertums an. Trotz der deprimierenden Eindrücke der Reise und der ersten Ribauer Tage gab er seine Hoffnung nicht auf, daß, wenn überhaupt, hier im Osten der ins Rollen geratene Stein deutscher Geschichte handelnd aufgehalten werden

konnte. Er glaubte an die praktische Möglichkeit, unter Umständen in Kurland, jenseits der deutschen Grenzen, eine Wandlung der deutschen Schicksale herbeizuführen. Die Waffenstillstandsbedingungen boten die Handhabe dazu. Die gegen Westen vordringende rote Flut mußte Deutschland Gelegenheit bieten, eine neue, schlagkräftige Armee aufzustellen. Vom Bolschewismus indirekt bedroht, würde die Entente ohnmächtig zusehen müssen, wie Deutschland sich im Osten von neuem emporraffte. Freilich gehörte dazu, daß unter dem Vorwande des Schutzes der baltischen Provinzen mit allen Mitteln sofort für diese Idee geworben wurde. Brönner fühlte seine Kräfte sich stählen, seinen Einfällen wuchsen Flügel.

Er fuhr nach Riga hinüber. Zurückgekehrt, verhandelte er mit den Generalstäblern des Libauer Gouvernements. Das Resultat dieser Unterredung und die Rigaer Eindrücke überzeugten ihn davon, daß die hier draußen bestehenden militärischen Organisationen völlig unzulänglich seien. Es mußte alles neu aufgebaut werden; denn das Bestehende bröckelte nicht nur ab — es brach in kurzen Wochen gänzlich zusammen. Er begann fieberhaft zu arbeiten. Zuerst schrieb er an sein Regiment, dann an einflußreiche Persönlichkeiten im Reich, die er kannte. Er entwickelte ihnen seine Pläne und bat um Hilfe und Unterstützung. Vor allem mußten sich ältere Offiziere finden, welche die Führung in die Hand nahmen. Als er anderthalb Wochen nach seiner Ankunft in Libau erfuhr, daß Baron Einlage-Mausdorff, von dem man ihm gesagt hatte, er sei einer der einflußreichsten Männer im Lande, aus Berlin zurückgekehrt war, besuchte er ihn sofort und stellte sich ihm zur Verfügung. Mausdorff war entzückt. Nach einer halben Stunde umarmte er Brönner. Solche Offiziere, solche Männer brauche er! Mit den Resultaten seiner Berliner Reise war er überaus zufrieden. Eine Reihe von namhaften Balten und Deutschen in der



Reichshauptstadt hatte es übernommen, das Unternehmen zu fördern. Die Reichsregierung, der daran gelegen war, der Entente gegenüber die übernommenen Verpflichtungen in bezug auf den Schutz der Ostseeprovinzen zu erfüllen, stellte reichliche Mittel zur Verfügung. Überall in Deutschland sollten Werbestellen errichtet werden, die Freiwillige für den Kampf gegen den Radikalismus im Reich und gegen den Bolschewismus im Osten warben. Die Regierung hatte bereits in Person des Sozialdemokraten Winnig einen deutschen Kommissar für das Baltikum ernannt. „Es tut nichts, daß der Mann Sozialdemokrat ist,“ beschwichtigte Mausdorff, als Brönner sich über diese Wahl erregte. „Wir werden den Herrn schon richtig zu behandeln wissen. Die Hauptsache bleibt, daß er sich uns fügt. Er ist schon in Riga eingetroffen, verhandelt mit der neuen lettischen Regierung, wird von unseren Herren instruiert und gewinnt hoffentlich bald Einfluß auf die Truppen.“ Auch Ostpreußen müsse für die Aktion interessiert werden. Das dürfte nicht schwer fallen, da ja auch diese Provinz unmittelbar vom Bolschewismus bedroht sei, wenn hier alles davonlief.

Brönner schied befriedigt und angeregt von Mausdorff. Im Laufe der nächsten Tage sahen sie sich häufig. Er wurde zu geheimen Konferenzen hinzugezogen und in alle Pläne eingeweiht. Auch mit Holst machte Brönner sich bekannt. Die beiden ähnlich gearteten Menschen sagten einander zu. Durch Vertrauenspersonen, die zu meist seine Regimentskameraden waren, ließ Brönner unterdessen in seiner westpreussischen Heimat zuverlässige Mannschaften für ein Freikorps werben, dem er seinen Namen geben, und das er nach Kurland führen wollte. Aus den nördlichen Provinzen, aus Pommern und Estland, aber, von der roten Front, kamen beunruhigende Nachrichten. Überall rückte die bolschewistische Armee, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, vor. Die deut-

schen Formationen verbrüdereten sich entweder mit den Roten, oder räumten die Positionen fluchtartig vor ihnen. Keine Überredungskünste der Offiziere, keine Aufrufe des Oberbefehlshabers in Riga und des Sozialdemokraten Winnig fruchteten etwas.

„Es sieht ernst aus,“ sagte Mausdorff niedergeschlagen, als ihm Brönner einmal besonders ungünstige Nachrichten brachte, die auf dem Gouvernament eingelaufen waren. Und Landrat von Hasterrot, der dieser Besprechung im Hotelzimmer Mausdorffs beizwohnte, seufzte. Brönner faltete das Telegrammformular zusammen. „Ich habe es nicht anders erwartet,“ bemerkte er ruhig; „wir werden vorerst noch viel schlimmere Überraschungen erleben. Passen Sie auf, meine Herren, die bolschewistische Welle wird vielleicht bis nahe an Libau heransfluten. Wir müssen vor allem handeln und etwas Positives leisten, ehe uns der Boden vollends unter den Füßen schwindet.“ Er verabschiedete sich und ging. Herr von Hasterrot sah ihm säuerlich nach. „Optimist!“ meinte er geringschätzig. „Dich, Gaston, bewundere ich, daß du überhaupt noch Mut hast. Auch in Berlin ist die Lage ernst — aber natürlich! Der Radikalismus der Liebknecht und Genossen hat an Boden gewonnen. Es kann täglich zu einem bewaffneten Aufstand seiner Anhänger in Berlin kommen. Dann schlägt der Bolschewismus von Ost und West über uns zusammen.“

Auf dem Rosenplatz, mitten im Gewühl der Passanten, traf Brönner eines Tages Frau von Berg. Er grüßte sehr zuvorkommend. Sie grüßte so freundlich zurück, daß er es wagte, sie anzusprechen. „Gnädigste Frau auch in Libau?“ „Wir sind gestern ganz hierher übergesiedelt,“ lautete ihre Antwort. „Auf dem Lande ist es wirklich nicht mehr geheuer. Unser Gut Schelehen liegt aus aller Welt. Und mein Mann ist kränklich. Er selbst wünschte die Übersiedlung. Ohne männlichen Schutz hab’

ich's nicht riskiert, mich und das Kind länger Zufälligkeiten auszusetzen. Da geht man lieber zeitig, ehe man vertrieben wird.“ Sie zögerte, ob sie ihn verabschieden sollte. „Ich bedauere Sie aufrichtig, gnädigste Frau,“ beteuerte er; „wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann — ich stehe gern jederzeit zu Ihrer Verfügung. Sie alle tun mir so furchtbar leid.“ Sie dankte ihm lächelnd. „Besuchen Sie uns doch, Herr Brönner,“ bat sie; „meine Eltern leben bei uns. Auch sie haben ihren Landsitz ausgegeben. Da sind wir zusammengezogen. Eine Kolonie aus Schelehn und Bohnen. Es ist ein wenig eng; aber man muß sich fügen. Sie besuchen uns doch!?“ Er schlug die Hacken zusammen: „Werde nicht versäumen!“

Als er weiterging, fühlte er sich beglückt, er wußte selbst nicht warum. Voll heiterer Gedanken ging er gesenkten Blickes die Große Straße hinunter. Einen dicken Libauer Juden stieß er nahezu um; der sah dem Offizier erstaunt nach; dann spie er aus und schimpfte. Später rannte Brönner fast in einen Wagen der Straßenbahn. An der Ecke der Kirchenstraße blieb er am gußeisernen Gitterzaun, der den Kirchenplatz umgibt, nachdenklich stehen. Auf der Straße flutete bunt der geschäftige Verkehr vorüber. Das Militär wog vor, das bürgerliche Publikum war eigentlich durchweg schäbig gekleidet. Brönner fiel das zum erstenmal in aller Deutlichkeit auf. Hier hatte der Krieg unendlich verarmend gewirkt. Raum eine Frau trug einen Hut, die Männer vielfach abgelegte Soldatenröcke. Ein junges Weib ging dicht an Brönner vorüber; ihr volles, blondes Haar quoll unter dem schwarzen Kopfstuch hervor. So volles, blondes Haar hatte Frau von Berg . . .

Brönner ging, von einer plötzlichen Unruhe durchwogt, von Gedanken bewegt, die er nicht auszudenken wagte, weiter. Im Hotel „Petersburg“ legte er im Vestibül ab und suchte sich im Restaurant einen bequemen

Schlaß. Er bestellte eine Flasche Rottwein und rauchte mit Genuß eine Importe. Es war ihm Bedürfnis, in aller Ruhe mit seinen Gedanken und Gefühlen ins Reine zu kommen. Er war nicht zufrieden mit sich selbst. Was ging es ihn an, daß Herr von Berg fränklich, daß Elinor Bergs Ehe vielleicht nicht glücklich war? Sie blieb eine verheiratete Frau, und in ihren Kreisen zog man aus einmal gegebenen Tatsachen tapfer auch dann bis zum Schluß die Konsequenzen, wenn diese Tatsachen enttäuschten und verbitterten. Er hatte also nicht daran zu rütteln und nichts zu hoffen! Als er sich das letzte Glas vollschenkte und die leere Flasche hart auf den Tisch stellte, rann ihm das Blut wärmer durch die Adern. Er dehnte die Glieder in faulem, körperlichem Behagen, das mit seiner seelischen Verfassung vorerst nichts gemein hatte. Aber plötzlich drängte sich ihm eine Vorstellung eigentwillig auf, die ihn freudig erschrecken machte. Galten denn noch Geseze, Traditionen und Formen im Wirbel dieser chaotischen Zeit? Mußten sie gelten, brauchten sie eingehalten zu werden? Es gab Vorteile des Chaos; wenn alles zusammenbricht und durcheinander gerät, packt man härter zu; und es ist jedermanns eigene Sache, sich durchzusetzen und sich zu nehmen, was begehrenswert erscheint. Ihn schwindelte . . . Wohin trieb er da und welchen wirren Vorstellungen hing er nach!? Er trank den Wein bedächtig aus und streifte die Asche von seiner Zigarre. Es galt nüchtern zu bleiben! Er als Fremder in diesen abgeschlossenen Kreisen hatte allen Grund, Distanz zu wahren, wollte er nicht alles verschütten, was er erstrebte.

Einige Tage später machte er Frau von Berg seinen Antrittsbesuch. Bergs bewohnten im Villenviertel eine Fünzimmer-Wohnung, die sie mit Möbeln aus Schelehen und Bohnen behaglich ausgestattet hatten. Er wurde freundlich empfangen. Nicht nur Frau von Berg war von seinem Kommen aufrichtig erfreut; auch der alte



Herr von Root, ihr Vater, erwies sich als entgegenkommend, und Balthasar von Berg schlug gar von vornherein einen ganz vertrauten Ton an. Brönner blieb das erstemal nur eine knappe halbe Stunde lang und empfahl sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Er hielt Wort. Nach einer Woche war er ein täglicher, gern gesehener Gast des Hauses. Bergs verstanden es offenbar, Personen, die sie mochten, ihr Haus zum zweiten Heim zu machen, und waren es wohl gewohnt, stets Gäste bei sich zu sehen. Brönner strahlte; er lebte förmlich auf. Es war ihm eine Genugthuung, daß er der Familie auch seinerseits dadurch ein paar Gefälligkeiten erweisen konnte, daß er seinen neuen Freunden für alle Fälle Reisepässe nach Deutschland besorgte, den Transport ihrer Möbel aus Schelehnen mit Hilfe militärischer Fahrtausweise wesentlich erleichterte, und ihnen auch sonst manche Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. So wurde er ganz von selbst eine Art Vertrauensperson im Hause, an die sich alle Mitglieder der Familie mit der gleichen Zuneigung schlossen. Es lag wohl im Wesen der raschlebigen Zeit, daß diese Annäherung sich so schnell vollzog. An Sorgen und Aufregungen aber fehlte es Bergs nicht. Die Nachrichten von der Front beunruhigten sie stark. Die Zukunft war trübe, und ungewiß, was aus den Gütern werden würde, die man diebischen, lettischen Inspektoren überlassen hatte. Auch der Umzug, der Transport des wertvollsten Besitzes, machte trotz aller Hilfe Brönners immer noch Schwierigkeiten und bereitete Herrn von Root und Frau von Berg manches Kopfzerbrechen. Balthasar von Berg war seiner Frau in nichts eine Stütze. Alle Sorgen und Mühen, Gänge und Laufereien überließ er egoistisch ihr. Er war mürrisch und stets übler Laune. Nichts war ihm recht. Verwöhnt, wie er war, vermifste er den Luxus, mit dem er sich in Schelehnen umgeben hatte. Nur wenn es seine eigene Person, seine Bequemlichkeit und Gesundheit

galt, konnte er aus seiner Untätigkeit erwachen. Dann kommandierte er die Leute, brachte einen riesigen Apparat in Bewegung, beklagte sich verdrießlich über die Teilnahmslosigkeit seiner Frau und stritt mit dem Schwiegervater, der seinerseits jähzornig und aufbrausend sein konnte. Zwischen den beiden Männern kam es auf diese Weise häufig zu peinlichen Auseinandersetzungen. Frau von Root, eine sehr stille, sehr vornehme alte Dame, pflegte diese Konflikte wohl stets mit viel Takt beizulegen und die Gegensätze zu überbrücken. Aber ihre Tochter litt doch unter all diesen Anzuträglichkeiten, denen sie in der Enge der Ribauer Stadtwohnung weit mehr ausgesetzt war, als in Schelehn.

Brönner fand Grothes Vermutung, daß die Bergsche Ehe unglücklich sei, übrigens sehr bald bestätigt. Gegen seinen Willen, gegen sein Anstandsgefühl erfüllten ihn diese Beobachtungen mit einer gewissen Genugtuung. So weit hatte er sich bereits seinem Gefühl für Frau von Berg hingeeben, daß er aus dieser Tatsache heimlich Vorteile für sich erhoffte. Aber seine Empfindungen verriet er der jungen Frau mit keiner Geste, mit keiner noch so versteckten Andeutung, mit keiner Handlung. Er war und blieb trotz der wachsenden Vertrautheit mit dem Bergschen Kreise korrekt, wie am ersten Tage. Auf der anderen Seite tat ihm Frau von Berg leid. Sein rauhes, hartes Wesen rührte ein ihm bisher fremdes, weiches Mitleidsgefühl, wenn er an den Abenden, die er in der Familie verlebte, beobachtete, mit welcher inneren Disziplin die Frau sich beherrschte und ein Wesen zur Schau trug, dem man nichts anmerkte. Mit herber Zurückhaltung, die sich jeden Einblick in die inneren Angelegenheiten ihrer Familie verbat, und doch mit liebender Herzlichkeit war sie stets die charmante Frau des Hauses, die ihre Gäste bezauberte. Trotzdem fragte sich Brönner, wie lange sie das aushalten würde. Denn

auf ihr lastete zu viel. Es waren nicht die alten Zeiten, da sie ihren ganzen Menschen dafür hätte einsetzen können, ihr persönliches Leid zu tragen. Diese Zeit der Auflösung, des Zusammenbruches, der täglichen Hiobsposten und der düsteren Zukunft stellte ganz ungeheure Anforderungen an die tapfere, junge Frau. Einmal, dann kam vielleicht doch die Stunde, da Elinor Berg eines Haltes bedurfte und eines Armes, der sie stützte.

Brönner wagte nicht weiterzudenken. Nur in ganz wenigen unbewachten Augenblicken, wenn er die Gewalt über sich verlor, gab er sich der schwindelnden Vorstellung hin, daß er es vielleicht würde sein können, der sie dann aufrichtete. Aber solche Gedanken wies er, kaum daß er sich ihrer bewußt geworden war, stets energisch zurück; denn wußte er denn, ob sie ihn wiederliebte, wußte er überhaupt, ob er ihr mehr bedeutete, als all die anderen Herren, die als Gäste in ihrem Hause verkehrten, als Holst, als der junge Leutnant von Friesen, den ihr Brönner eines Tages als Gefährten jener Reise von Königsberg bis Tilsit zugeführt hatte, und dessen jugendhafte Schönheit Frau von Berg mit mütterlich anmutender, harmloser Freude am Schönen bewunderte?

Eine Wahrnehmung beunruhigte Brönner übrigens ernstlich und veranlaßte ihn, auf der Hut zu sein und sich zusammenzunehmen, damit er sich nicht wirklich verriet. Eine so zärtliche Zuneigung er nämlich zu dem dreijährigen Töchterchen Elinors, der kleinen Rita, gefaßt hatte, eine so ausgesprochene Abneigung begann ihn Balthasar von Berg gegenüber zu beseelen, obgleich dieser sich offensichtlich um seine Freundschaft und sein Vertrauen zu bewerben schien. Brönner war diese Tatsache unsagbar peinlich; sie brachte ihn ganz aus dem Gleichgewicht, machte ihn unfrei und abhängig. Aber seine Antipathie, die sich nach und nach zu einer körperlich empfundenen Aversion steigerte, vermochte er nicht zu überwinden.

Bergs Anwesenheit verleidete ihm das Zusammensein mit Elinor. Und in der „Muße“, wo Berg noch zu allem Unglück Brönners Gesellschaft suchte, wich er ihm in einer Weise aus, die schließlich auffallen mußte. Ein ausgesprochenes Unbehagen befiel Brönner, wenn er die leisen Schritte Bergs über das Parkett gleiten hörte. Dieser Mensch mit dem fahlen Kopf, dem häßlichen, verlebten Geniehergesicht, der stets peinlich und nach der letzten Mode gekleidet war, hatte eine tänzelnde, schleichende Art zu gehen, die Brönner, wenn er nervös war, rasend machen konnte. Und dazu das ewige Lächeln auf Bergs wulstigen Lippen, die immer trocken schienen, so daß er sie ständig mit der Zunge anfeuchten mußte! Seine gichtischen, weichen, gepflegten Hände rieb er unentwegt gegeneinander, wenn er seine inhaltslosen Reden hielt, in denen eine ganze Flut von Fremdworten und französischen Brocken vorkam, und die nur von ihm selbst und seinem Leberleiden handelten. Je vertrauter Brönner im Bergschen Hause wurde, desto häufiger ließ er sich dem Hausherrn gegenüber zur Ungeduld hinreißen. Elinor merkte es. Sie errötete jedesmal und stand wohl gar auf und ging aus dem Zimmer. Aber sie ließ es Brönner, der mit seinem Unbehagen zu kämpfen hatte, nicht merken, in welcher zwiespältige Empfindungen seine Unbeherrschtheit sie stürzte.

\*

\*

\*

Eines Tages kurz vor Weihnachten, als Brönner schon um die Frühstückszeit bei Bergs vorsprach, um sich nach dem Befinden der kleinen Rita zu erkundigen, die mit einer leichten Erkältung zu Bett lag, fand er das ganze Haus in Aufregung. Elinor war still und bedrückt, auch Herr von Root war einsilbig. Berg aber fluchte und gebraachte recht gewöhnliche Schimpfworte. Er beschuldigte seine Frau, seine Stimme krächzte und es fiel ihm schwer,



rasch den gesellschaftlichen Ton wiederzufinden, als der Gast eintrat. Nach und nach erfuhr Brönnner, worum es sich handelte. Die Leute in Schelehn, dazu vom revolutionären Gutskomitee aufgestachelt, widersetzten sich mit Gewalt, den Abtransport der letzten zwanzig Bergschen Kisten aus Schelehn nach Libau zuzulassen. Sie hatten die Kisten von den Wagen gehoben, beschlagnahmt und als „Volkseigentum“ erklärt. Es handelte sich um wertvolles Gut. Fast die gesamte Wäsche, das Porzellan und die wichtigen Gutsakten befanden sich unter diesen Sachen. Außerdem hatten die Leute die Wirtschafterin, die noch eine Nachlese halten und das Wertvollste verpacken sollte, soweit Elinor es in der Eile des Ausbruches versäumt hatte, aus dem Gutshause vertrieben und mit dem Tode bedroht, wenn sie trotzdem etwas aus dem Hause, das dem „freien Volk“ gehöre, fortzuschaffen wagen sollte.

„Ich pfeife auf die ganze Wäsche,“ schrie Berg, „mögen die Hunde den Plunder behalten. Aber es war unverantwortlicher Leichtsinns von dir, Elinor, die Gutsakten in Schelehn zu lassen. Ich verstehe dich wirklich nicht. Du bereitest mir damit die größten Angelegenheiten.“ „Dann hättest du dich selbst um diese Dinge bekümmern sollen,“ grollte in tiefem Haß Herr von Root. Er machte ein finsternes drohendes Gesicht. „Die Akten gehen allein dich etwas an. Elli weiß ja kaum mit solchen Dingen umzugehen.“ „So?“ brauste Berg auf. Aber er beherrschte sich in Brönners Gegenwart gewaltsam. Er schluckte ein paarmal atemlos und verließ dann mit einer hastig gemurmelten Entschuldigung das Zimmer.

Brönnner war es unangenehm, Zeuge dieser Auseinandersetzung gewesen zu sein. Frau von Berg hatte den Blick gesenkt. Reglos saß sie da. Er gab sich Mühe, ganz unbefangen zu sprechen: „Es liegt kein Anlaß zur Beunruhigung vor, gnädigste Frau, wenn Sie mir ge-

staten, bringe ich die Angelegenheit noch heute in Ordnung. Es sind einige dreißig Kilometer bis Schelehen. Ich setze mich sofort mit dem Gouvernement in Verbindung und reite mit zwanzig Mann hinaus.“ Er lachte unternehmungslustig. „Das Pack möchte ich in Schelehen sehen, das mir die Kisten nicht in fünf Minuten ordnungsmäßig ausliefert. Ich kenne diese feige Bande; sie ist überall dieselbe. Wenn ich könnte, wie ich wollte, ich würde die Halunken die Kisten auf dem Rücken nach Libau schleppen lassen.“ Herrn von Koots Mienen heiterten sich auf. Elinor aber erhob sich rasch. „Wie ich Ihnen danke, Herr Brönner! Aber ich habe einen Wunsch, und nur unter der Bedingung seiner Erfüllung nehme ich Ihr Anerbieten an. Ich reite mit.“ „Aber, gnädigste Frau!“ rief Brönner in ehrlichem Schreck aus. Gleichzeitig schlug ihm eine heiße Welle ins Gesicht, und seine hellblauen Augen färbten sich dunkel. Aber dann sagte er, jäh wieder ernüchtert, mit ein wenig belegter Stimme: „Davon kann gar nicht die Rede sein, gnädigste Frau. Sie können sich unmöglich ernstlich an dieser militärischen Expedition, die das Unternehmen immerhin bleibt, beteiligen wollen.“ Er lachte plötzlich belustigt. „Und dann — die Kälte, Gnädigste, der weite Ritt, der wahrlich kein Spazierritt ist. Sie sind das Reiten sicherlich nicht mehr gewöhnt.“ „O,“ meinte Elinor, „ich bin viel in meinem Leben geritten.“ Sie setzte sich wieder. „Aber ich sehe ein, es ist Unsinn. Trotzdem muß ich noch einmal nach Schelehen hinaus. Es weiß ja niemand Bescheid — weder mit den Akten, noch mit den anderen Dingen. Auch mein Vater nicht. Und meinem Mann darf ich bei diesem Wetter nichts zumuten.“ Sie seufzte. Brönner schwieg. Da meinte sie: „Wäre es nicht möglich, Herr Brönner, daß ich unsere Kalesche anspannen ließe, und wir dann zusammen in Begleitung der Patrouille hinausfahren? Mir liegt viel daran, unter

sicherem Schutze noch einmal in Schelehen nach dem Rechten zu sehen. Die Gelegenheit ist so günstig. Auf die verängstigte Babette, die sie aus dem Hause gejagt haben, kann ich mich nicht verlassen. Allein würde ich mich nach Ihrer Expedition vorerst nicht so bald unter die Leute wagen; man sieht ja jetzt, wie sie gesonnen sind. Und Ihrem Schutze darf ich mich doch wohl sicher anvertrauen; nicht wahr, Herr Brönner?" Es klang wie eine Bitte, wie eine Schmeichelei. Brönner wollte ihr diesen Wunsch trotzdem unter keinen Umständen erfüllen. „Ich bitte Sie, gnädige Frau!“ Da trat Berg mit leisen Schritten ein. Elinor entwickelte ihm ihren Plan. Zu Brönners größtem Erstaunen ging er verdrießlich und zerstreut sofort auf den Vorschlag ein. Brönner fand gar keine Zeit, sich über diesen neuesten Zug kalten Eigennutzes Bergs klar zu werden. Denn Elinor drängte ihn, wenn es einmal sein sollte, den Ausbruch der Patrouille zu beschleunigen, damit sie noch vor dem Dunkelwerden in Schelehen eintreffen konnten. — —

Eine Stunde später ritt Brönner neben Elinors Wagen auf der Landstraße nach Schelehen. Vor und hinter der Kalesche trabten zwanzig Mann von der berittenen Gendarmerieschwadron des Gouvernements, den Karabiner auf dem Rücken. Der Zug bot einen seltsamen Anblick. Als sie durch das Städtchen Grobin kamen, stürzten die Menschen aus den Häusern und wußten nicht, was sie denken sollten. Es war ausnahmsweise ein strahlender, frostiger Tag. Der mit glasklarem, dünnem Eis überzogene Mühlenteich blendete wie ein riesengroßer runder Spiegel, der aus dem blauen Himmel auf die nackte, schmucklose Erde gefallen war. Über dem braunroten Gemäuer der alten deutschen Ordensburg kreiste lärmend ein Krähenschwarm. Die entlaubten Ellern und Birken boten eine freie Aussicht auf den stumpfen, plump ins Land ragenden Burgberg. Dann, hinter

Grobin, weitete sich der Blick ins hügelige, herrliche Land. Überall am Horizont blauten Wälder über Wälder. Das Ellerngebüsch, das hier und da die Straßen und Bäche säumte, schimmerte violett. Da und dort leuchteten die grünen Vierecke der Roggenfelder. Wenn sie an einem Gehöft vorbeikamen, kläfften die Hunde. Die Frauen rissen die Augen auf, die Männer standen mit finsternen Mienen. Sie sahen den neuen Krieg kommen; der wurde vielleicht schrecklicher als der große, der vor drei Jahren übers Land gegangen war, und viel zerstampft, manchen mitgenommen hatte. Was jetzt kam, war Bürgerkrieg, Kleinkrieg — da verloren die letzten Geseze Sinn und Anwendung; da galten nur die Fäuste, Stöcke und Rist...

Elinors Gesicht hatte sich in der frostigen Luft gerötet. Sie fühlte sich trotz des unerfreulichen Anlasses dieser Fahrt frei und stark, wie in ihren glücklichsten Mädchenjahren. Lange nicht mehr, schien es ihr, war sie so frohen Mutes gewesen. „Ihre Heimat ergreift mich jedesmal von neuem, so schön ist sie,“ sagte Brönnner, der dicht neben dem Wagen her ritt. Er beschattete die Augen mit der Hand und sah ins Land hinaus. Elinor nickte ihm freundlich zu. Dann wurde sie ernst und sagte traurig: „Und doch erscheint mir das alles heute wie eine Fata Morgana. Die Heimat hört auf, uns zu gehören. Ich habe keine Freude an einem Besitz, den man mir wütend und gehässig streitig macht. Seit Jahren, seit dem Revolutionsjahr 1905, ringen wir hier doch eigentlich verzweifelt um die Erde, auf der wir geboren wurden. Wieviel Blut ist seither geflossen um dieses Besitztum! Und heute fahre ich als Frau wieder mit dem Revolver in der Tasche über Land, umgeben von diesen bewaffneten Leuten. Es wird wohl noch viel neues Blut die Erde tränken, ehe wir oder sie, Deutsche oder Letten, uns unangefochten auf heimatlicher Scholle behaupten. Ich



fühle, ein Zusammenleben ist unmöglich. Und ich fürchte, wir werden die Unterliegenden sein. Wir weichen ja schon. Die Heimat entgleitet uns.“

Wie bitter und doch wie feierlich diese junge Frau sprach! Brönner war bewegt. Eine Flut großer, schöner, begeisterter Gefühle wallte in ihm auf. Wie eine Offenbarung erfüllte es ihn mit neuer Gewißheit, daß hier, in diesem Lande, auch die Würfel rollen würden, die Deutschlands Schicksal entschieden. Und die junge Frau, die an diesem Land mit allen Fasern ihres Seins hing, liebte er!... Er krallte die Hände in die losen Zügel. „Nimmer, gnädige Frau!“ sagte er einfach. „Diese Heimat darf deutschen Frauen und Männern niemals entgleiten, nimmer fremd werden. Wir im Reich müssen dafür einstehen.“ Ihre Züge verschönte ein wehmütiger Ausdruck, als sie ihm entgegnete: „Ach, Herr Brönner, Sie im Reich werden nicht imstande sein, altes deutsches Land zu behaupten, nach dem die Sieger ihre Hände gierig ausstrecken. Das deutsche Rückgrat ist gebrochen! Da haben wir in der Kolonie und vor den Toren gar keine Ansprüche mehr geltend zu machen.“ Er kannte diese Mutlosigkeit sonst nicht an ihr. Sie befremdete ihn. So sprechen hörte er sie nicht gern. „Sie irren,“ rief er ihr zu, und seine Idee, der er jetzt ganz lebte, begeisterte ihn von neuem. „Im Gegenteil, hier draußen im Osten wollen wir's wagen, von vorne zu beginnen. Der Versuch scheitert vielleicht. Dann muß unverdrossen ein zweites Mal unternommen werden, was fehlschlug. Aber kämpfen werden wir vor allem!“ Sie sah ihn an. Ihr wurde zum erstenmal bewußt, daß seine stählerne, männliche Schönheit Eindruck auf sie machte. Herrisch und selbstbewußt saß er zu Pferde. Da wandte sie, von einer geheimnisvollen Ahnung berührt, den Blick rasch von ihm ab und schaute zum Himmel hinauf. Er blaute fern, unendlich tief und kalt und flöhte Zuversicht und

Ruhe ein. „Ja, kämpfen wollen wir!“ sagte sie fest. In diesem Augenblick dachte sie nicht an Balthasar Berg; auch ein Vergleich Brönners mit ihrem Manne drängte sich ihr nicht auf. So weit war ihr in dieser Stunde alles gerückt, was sie beschwerte. — —

Am Sonnenuntergang erreichten sie Schelehen. Einige hundert Meter vom Gutshof entfernt, ließ Brönner halten. In den Giebelfenstern des Herrenhauses, das, von alten Bäumen umstanden, weißleuchtend über die Stallungen und Insthäuser hinausragte, brannte Abendsonnenschein. Brönner bereute es plötzlich heiß, Elinor ihren Willen gelassen und sie mitgenommen zu haben. Es war ungewiß, wie sie auf dem Hof empfangen werden würden. Zwischen dem grauen Geäst der Bäume glaubte er am Flaggenmast auf dem Hofplatz ein rotes Tuch zu erkennen. Was dann, wenn sich in Schelehen eine starke Bande Bewaffneter eingenistet hatte? Ein Zusammenstoß war dann bei aller Feigheit der Aufrührer unvermeidlich... Er behielt nur zehn Leute bei sich; die anderen sollten um den Hof herumreiten und dann von allen Seiten her, wenn er ins Gut eintritt, die Ausgänge besetzen. Die Reiter entsicherten ihre Waffen; es gab einen vielfachen metallischen, knackenden Klang, der Elinor in der abendlichen Stille zusammensfahren machte. Dann ritten die zehn, die Karabiner gegen die Schenkel gestemmt, rechts und links von der Straße über die Felder davon. Als blutroter, strahlender Feuerball versank die Sonne hinter den schwarzen Wäldern; es war kalt geworden. Alle Farben erloschen. Die Welt versank in stumpfes, bläuliches Grau. Brönner lockerte seine Pistole. Unwillkürlich griff auch Elinor nach ihrem kleinen Browning. Das Metall der Waffe fühlte sich so kalt an, daß sie erschauerte. „Los!“ rief Brönner dem Unteroffizier an der Spitze des kleinen Zuges zu.

Ohne Zwischenfall gelangten sie auf den Gutshof.

Neben dem Unteroffizier ritt Brönner an der Spitze. Gleichzeitig erreichten die anderen Gendarmen die übrigen Ausgänge und sprangen von den Pferden. Vom Flaggenmast auf dem Rondell hing schlaff in der Tat ein roter Fegen herab. Die Instleute standen vor den Häusern; niemand grüßte. Eine dunkle Gestalt setzte über die Brüstung der Veranda des Herrenhauses und verschwand im Park. Elinors Wagen hielt vor der Freitreppe. Brönner, der abgesprungen war, half ihr beim Aussteigen. Dann gingen sie ins Haus. Die Tür war unverschlossen. Hier hatte offenbar eine Wache gestanden. Im Vorzimmer erkannte Elinor im Zwielicht die Kisten, um derentwillen der Aufruhr entstanden war. Von Brönner begleitet, ging sie durch die anderen leeren Räume. Laut hallten ihre Schritte. Auch im Arbeitszimmer Bergs, wo noch ein paar zerschlossene weiche Möbel standen, ein Bett, zwei Tische und ein alter Schrank, fand sie alles so, wie sie es verlassen hatte. Auf einem Tisch stand ein Leuchter; Brönner steckte das Licht an; es schien, als wäre es dadurch draußen dunkler geworden. „Traurig, so ein leeres Haus,“ sagte Elinor beklommen. Ihre Stimme zitterte ein wenig. „Wenn man darin zu Hause gewesen ist,“ entgegnete Brönner. „Wir Krieger sind abgehärtet gegen Verwüstung und Zerstörung.“ In der Diele hallten die Schritte der Gendarmen. Zwei Reiter begleiteten den Wagen zum Stall. „Ich werde den Inspektor kommen lassen!“ sagte Brönner. Elinor ging, den Leuchter in der Hand, mit ihm. Sie wollte die Kisten in Augenschein nehmen.

Im Saal kam ihnen die Wirtschafterin Babette, in ein großes Umschlagetuch gehüllt, entgegen. Sie weinte. Ihr gutes altes Gesicht war rot und ganz geschwollen. Hestig von neuem aufschluchzend, küßte sie Elinors Hand. Sie war anfangs kaum fähig, etwas Zusammenhängendes zu sagen. Auf Elinors freundliches Zureden begann sie

schließlich stotternd: „Ich habe Schreckliches ausgehalten, Frau Baronin. Es fing vorgestern mit den Risten an. Sie ließen sie nicht fort. Alle hatten Revolver und Jagdflinten, auch deutsche Karabiner. Viele Fremde waren darunter, weiß Gott, woher. Der Anführer aber war unser Schmied vom Gut. Wer das gedacht hätte! Der Ruzzen war doch sonst ein stiller, ruhiger Mensch. Dann setzten sie den Verwalter ab und schließlich jagten sie mich aus dem Hause. Die Flinten haben sie auf mich angelegt. Eine Nacht schlief ich beim Inspektor in der Wohnung. Aber am anderen Morgen kamen sie, nahmen mich fest und sperrten mich im Pferdestall ein. Da lag auf dem Stroh der deutsche Lehrer Freyberg. Er war ganz grün und blau — so hatten sie ihn geschlagen. Er weinte und sagte, sie würden ihn wohl noch totschießen, weil er 1905 während der Revolution Polizeibeamter gewesen war. Den ganzen Tag blieben wir im kalten Stall. Draußen lärmten und schrieten sie. Abends ließen sie mich heraus, und ich lief wieder zum Inspektor hinüber. Aber der war geflohen, zu Fuß fortgegangen. Die vorige Nacht hab' ich auf dem Heuboden über dem Kuhstall geschlafen. Am Tage versteckte ich mich beim Vorarbeiter. Der hat mir nun eben erzählt, daß sie heute den Lehrer Freyberg im Park erschossen haben sollen.“ Wieder fing Babette zu weinen an. Elinor war sehr blaß geworden, der Leuchter in ihrer Hand schwankte. Brönner aber biß sich auf die Lippen. Es war ein namenloser Leichtsinns gewesen, Elinor in diesen Hexenkessel mitzunehmen. „Halunken!“ sagte er mit tiefer Stimme.

In diesem Augenblick krachte auf dem Hof ein Schuß. Glas splitterte und dort, wo die Kugel hinter ihnen eingeschlagen war, rieselte der Mörtel von der Wand. Babette kreischte auf. „Licht aus!“ schrie Brönner. „Zurück in die hinteren Zimmer!“ Dann fielen nacheinander wieder mehrere Schüsse. „Um Gottes willen,“ beschwor



Brönner die Frauen. „Werfen Sie sich hin und kriechen Sie in die hinteren Räume — ich flehe Sie an! Sind sie verwundet?“ Der Leuchter war Elinors Händen entfallen. „Nein,“ sagte sie leise. Ihre Stimme klang schwach und matt. Dann erreichte sie mit Babette kriechend die Tür zum Speisezimmer, das nach dem Park zu lag. Brönner atmete tief auf. Er stürzte zu seinen Leuten in das Vorzimmer. Seine Pulse flogen. Elinor! dachte er. Ihm zitterten die Knie. Aber er bewahrte trotzdem die Ruhe.

Die Gendarmen hatten gar nicht auf ihn gewartet. Sie waren auf die Veranda hinausgetroffen, lagen auf den Bänken und erwiderten das Feuer der Ketten, die das Haus heftig beschossen. Auch vom Stall her feuerten die beiden Gendarmen, die Brönner mit den Pferden fortgeschickt hatte. Es war noch nicht völlig dunkel geworden. Im Bruchteil einer Sekunde sah Brönner, wie einer seiner Leute, welche die Ausgänge besetzt hielten, in die Luft schoß, die Arme empor schleuderte und dann vornüber in die Büsche fiel. Eine rasende Wut packte ihn. Deutlich waren die Gegner zu sehen, die sich im Garten des Inspektorhauses versteckt hielten. Sie waren im Nachteil: der Widerschein des schwefelgelben Abendhimmels lag auf diesem Gartenstück, während ihn und seine Leute der tiefe Schatten des Hauses schützte. Die Ketten drüben schossen wie rasend und ohne Rücksicht auf ihre Munition. In den Insthäusern gellten ein paar Frauenstimmen. Ein Hund heulte; und wenn einen Augenblick lang Stille war, hörte Brönner, wie das Tier an seiner klirrenden Kette riß... „Verflucht!“ murmelte er. Am glasklaren, grünen Himmel stand über den grauen Dächern der Ställe silbern der Mond. Die Bäume, Häuser und Büsche begannen seine Schatten zu werfen...

Die Schießerei, die sich zu einem regelrechten Gefecht entwickelt hatte, währte bereits eine halbe Stunde lang.

Die Letten wagten es nicht, aus dem Garten vorzutreten und zum Angriff zu schreiten, obgleich ihre Lage sich gebessert hatte. Nun lag der Garten im Dunkel, während der Mond das Haus hell beschien. Brönner und zwei von seinen Leuten hatten sich vorgearbeitet, standen unterhalb der Freitreppe und feuerten, gedeckt durch die dicken Stämme alter Kastanien. Da brachen die Letten das Feuer jäh ab. Atemlos lauschte Brönner. Hinter den Büschen, in denen Zweige knackten, wurde einmal eine dunkle Gestalt sichtbar. Brönner schoß nach ihr. Ein wilder, wütender Schrei klang zurück. Dann war wieder minutenlang Stille. Aber plötzlich stürzten gegen zwanzig Männer, die Flinten in der Hand, aus dem Gebüsch hervor und rannten über das Rondell und den Hofplatz zu den Insthäusern, zu den Ausgängen und zur großen Straße. Hinter ihnen her krachte Salbe um Salbe. Drei, vier der Flüchtenden fielen, richteten sich auf und brachen wieder zusammen. „Feuer!“ brüllte Brönner, und „Vorwärts! Zwei Mann zu den Pferden! Es darf keiner der Halunken entwischen!“ Er trat hinter seinem Baumstamm hervor und lief den Letten nach, die Gendarmen hinter ihm her. „Brav! Das habt ihr gut gemacht, Kerls!“ schrie er atemlos den neun Leuten zu, die einer um den andern, vom Mond grell beschienen, hinter dem Hause hervorliefen und die Verfolgung aufnahmen. Als die ersten Schüsse gefallen waren, hatten sie, bis auf den einen, der einer lettischen Kugel zum Opfer gefallen war, ihre Standorte an den Gutsausgängen geräumt, sich zusammengetan und die Letten in der Flanke überraschend angegriffen.

Einige Leute liefen zu den Pferden; in wenigen Sekunden waren sie beritten und galoppierten hinter den Flüchtenden drein. Die anderen drangen in die Insthäuser, Scheunen und Ställe. Die Weiber kreischten, Fensterscheiben barsten, ein paar Türen gingen erst auf, als

die Kolben sie zertrümmerten. In einer dunklen, engen Stube fiel noch einmal ein dumpfdröhnender Schuß. Er zerschmetterte dem eindringenden Unteroffizier den Oberarm; aber mit wuchtigem Kolbensschlag streckte ein Gendarm den Schützen, einen blutjungen Menschen, zu Boden. In einer Viertelstunde war die Bande überwältigt. Brönner befahl, die Gefangenen vorerst in die Wohnung des Inspektors zu bringen. Er selbst lief ins Herrenhaus hinüber.

Der Mond schien übermäßig hell ins Speisezimmer hinein. In diesem Licht sah Elinor geisterhaft blaß aus. Ihre Augen hatten sich seltsam geweitet. Während Babette jammernd neben einem alten Divan am Boden gelegen hatte, war sie die ganze Zeit über mit herabhängenden Armen an der Wand stehen geblieben — ganz gedankenlos und von häufigen Schwindelanfällen betroffen. Als Brönner die Thür stürmisch aufriß und eintrat, raffte sie sich mit übermenschlicher Anstrengung auf; es gelang ihr sogar, ein schwaches Lächeln auf ihre Rippen zu zwingen. „Das war eine aufregende, schreckliche Stunde!“ sagte sie tief erschöpft. „Gottlob, daß Ihnen nichts geschehen ist.“ Sie streckte ihm die kalte Hand hin. Er ergriff sie und führte sie an die Rippen. Sie ließ sie ihm und zog sie auch nicht zurück, als er auf diese schmale Hand in seiner Faust herabblickte. Erst als er noch einmal den Mund darauf gedrückt hatte, ließ sie die Arme wieder sinken. Ein Frösteln schüttelte sie. Brönner lief davon, ihren Pelz zu holen. Dann hüllte er sie ein und führte sie zum Divan. Babette schickte er hinaus, nach dem verwundeten Unteroffizier zu sehen. Elinor schloß die Augen und lehnte sich erschöpft zurück. Er stand vor ihr. „Es war wohl unrecht, daß ich mich Ihnen aufgedrängt habe,“ flüsterte sie. Wie sie das sagte, klang es, als bitte sie ihn um Verzeihung. Das rührte ihn. „Ja,“ sagte er, „gnädigste Frau hätten sich

diese aufregende schlimme Stunde ersparen können. Aber die Schuld trage allein ich. Es war Tollheit von mir, mich Ihrem Wunsche zu fügen.“ Rasch unterbrach sie ihn: „Erzählen Sie mir lieber, was sich eigentlich zugetragen hat.“ Er berichtete in kurzen Zügen. Als er den Toten erwähnte und den verwundeten Unteroffizier, fuhr sie auf und strich sich nervös mit der Hand über die Stirn. „Niemals werd' ich's mir verzeihen, daß ich um dieses Blunders willen, um meine Wäsche, und diese dummen Akten meines Mannes, den Tod eines Menschen verschuldete. Auch ihr Leben haben wir der toten Sachen wegen Gefahren ausgesetzt.“ Er versuchte sie zu trösten, so gut er es verstand. Draußen führten die Leute die Pferde vorüber; offenbar waren sie von ihrer Streife zurück.

Als Babette eintrat und Licht brachte, ging Brönner, nach dem Rechten zu sehen.

In der guten Stube des Inspektorhauses brannte flackernd ein Licht, das man in einen Flaschenhals gesteckt hatte. Brönner mußte die Augen mit der Hand beschatten, um in dieser ungewissen Beleuchtung etwas zu unterscheiden. In der Tiefe des Raumes standen eng beieinander die Gefangenen. Die Gesichter schimmerten fast weiß. Vor ihnen ragten die Gestalten zweier Gendarmen mit aufgepflanzten Seitengewehren. Der Widerschein der unruhig brennenden Kerze lag auf dem stumpfen metallischen Glanz der Bajonette. Einer der Verwundeten, der halbwüchsige Bursche, dem in der Stube der Instleute der Kolben das Schlüsselbein zerschmettert hatte, wimmerte und stöhnte. Die anderen schauten finster drein. Hin und wieder räusperte sich einer. Draußen unter den Fenstern drängten sich neugierig die Gutsleute, Frauen, Männer und Kinder. Sie weinten, schrien und lärmten und drückten die Gesichter an die Scheiben. Brönner ließ sie fortjagen. Dann rückte er einen Tisch



beiseite und setzte sich. Der Vorarbeiter trat vor und wollte dem Offizier nach alter Landessitte den Armel küssen. Brönner verbat es sich untwirsch. Mit zitternder Stimme schilderte der Alte wirr und konfus die Vorgänge der letzten Tage. Er beteuerte, daß sich die eigenen Leute am Aufruhr und am Überfall nur aus Furcht vor den fremden Hegern beteiligt hätten. „Ist der Schmied Ruzzen unter den Gefangenen?“ fragte Brönner streng. Ein untersehter, härtiger Mann von etwa dreißig Jahren trat zögernd vor. „Ja! ich bin Ruzzen,“ sagte er heiser. Er riß mit gekrampften Fäusten an seinem Schlapphut, sah Brönner aber mit verbissener Ruhe direkt in die Augen. „Sprechen Sie deutsch?“ fragte Brönner. Ruzzen nickte stumm. Da wandte sich Brönner wieder an den Vorarbeiter. „Mir ist erzählt worden, daß der Schmied den ganzen Aufruhr hier in Schelehn angezettelt hat. Ist das wahr?“ Der Alte schwieg und sah zu Boden. „Sie! —“ schrie Brönner ihn an. „Antworten Sie mir! Ich stehe hier nicht zu meinem Vergnügen.“ Der Vorarbeiter schwankte, ein Gendarm mußte ihn halten.

Da rief aus der Mitte der Gefangenen eine laute tiefe Stimme: „Ja, Herr Leutnant — der Ruzzen war der Anführer. Wir anderen sind unschuldig.“ Mehrere Sekunden lang war nun Totenstille. Selbst der Bursche mit dem zertrümmerten Schlüsselbein wimmerte nicht mehr. Aber plötzlich kam Bewegung in die Gruppe der Gefangenen. Es war, als hätte der verräterische Zuruf des einen die gemeinen Instinkte all der anderen geweckt, und als fühlten sie in ihrer elenden Feigheit, daß es doch noch eine Möglichkeit gab, sich rein zu waschen, und nun, da sie gefangen waren, für diesmal reumütig zu Kreuze zu kriechen und das Leben zu retten. Sie schrieten durcheinander, riefen Brönner ihre Anklagen gegen den Schmied zu und gerieten in eine solche Aufregung, daß die beiden Posten sie zurückdrängen mußten. Diesen Abgrund von

Erbärmlichkeit hatte Brönner nicht erwartet. Es stieg heiß in ihm auf. Seine Verachtung für dieses Gefindel und sein Haß gegen die Mörder des Gendarmen schlugen zu einer einzigen hellodernden Flamme der Rachlust über ihm zusammen. Mit Donnerstimme gebot er den Schreiern Ruhe. Sie duckten sich wie Hunde, denen man die Peitsche zeigt. Nur der Schmied stand unbeweglich und starrte in das flackernde Licht. Man hätte meinen können, ihn ginge der ganze Vorfall nichts an. Nur daran, wie seine breite Brust sich hob und senkte, und sein rötlicher Bart bebte, erkannte Brönner, welche Stürme ihn durchwogen mochten. Es widerstrebte ihm, nach dieser Entdeckung das Verhör unnütz in die Länge zu ziehen. Er vernahm die einzelnen Gefangenen kurz über den Schmied. Sie sagten alle gegen ihn aus. Nur der Jüngling, der sich als Ribauer Arbeiter erwies, weigerte sich hartnäckig und mit einem fanatischen Blick auf Brönner, irgend etwas gegen Ruzzen vorzubringen. Mit verbissenem Grimm ließ er sich hinausführen; denn Brönner sah, daß er vor Schmerzen einer Ohnmacht nahe war; Babette mochte ihn verbinden. Brönner wandte sich an den Schmied. „Sie haben sich des bewaffneten Aufruhrs gegen die Okkupationsmacht schuldig gemacht, Ruzzen,“ sagte er langsam. „Sie haben den hinterhältigen Überfall auf meine Leute geleitet, nachdem sie vorher die anderen Mitglieder Ihrer Bande zu Raub, Mord und Plünderung genötigt haben. Ihre eigenen Genossen sagen einstimmig gegen Sie aus. Ich mache vom Recht, das mir kraft der Kriegsgesetze zusteht, Gebrauch und lasse Sie unverzüglich standrechtlich erschießen!“ Ruzzen wurde um einen fahlen Schatten blasser. Im Bruchteil einer Sekunde ging eine jähe Wandlung in seinem Gesicht vor: in seinen großen dunklen Augen erlosch die Glut, die darin gebrannt hatte. Die anderen Gefangenen wichen unwillkürlich einen Schritt zurück.

Einige Minuten später wurde der Schmied, der bis zuletzt keine Miene verzog, hinter einer Scheune nahe vom Hof hingerichtet. Brönnner blieb bei der Erschießung zugegen. Die Szene, von mitleidslosem, weißem Mondlicht übergossen, hatte ihn doch erschüttert, so echt sein Haß auch war. Er fühlte sich nicht fähig, unmittelbar vom Nichtplatz zu Frau von Berg hineinzugehen. So bereitete er denn noch alles für den Ausbruch vor. Sobald Elinor mit dem Packen fertig sein würde, sollte der Rückmarsch angetreten werden. Die Nacht war hell, die gefährlichste Bande der Gegend unschädlich gemacht. Und für Elinor, die nach all diesen Eindrücken zum Umsinken müde sein mochte, war es immer noch besser, die Fahrt durch die Nacht auf sich zu nehmen, statt länger, denn unbedingt notwendig, in diesem verruchten Schelehen zu bleiben.

Als er sie, nachdem er selbst sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, im Speisezimmer aufsuchte, war sie allein. Sie hatte offenbar mit dem Essen auf ihn gewartet. Der Tisch war den Verhältnissen entsprechend gedeckt. Ihr Besteck war noch unberührt. „Sie werden hungrig sein!“ sagte sie, als sie sich setzten. „Doch!“ gab er freimütig zu und begann mit Appetit davon zu essen, was die Frau des Vorarbeiters herübergeschickt hatte. Sie sah ihm zu; er fühlte es, ließ sich aber nichts anmerken. Plötzlich fragte Elinor: „Vorhin fielen wieder Schüsse. Ich erschrak gehörig. Was gab es denn?“ „Es hatte nichts auf sich,“ log Brönnner. „Die Leute haben ein paar Schreckschüsse abgegeben.“ Er nahm sich vor, Babette streng anzusagen, daß sie der gnädigen Frau vorerst nichts verriet. Sie erfuhr ohnehin früh genug, daß sich in ihrer unmittelbaren Nähe Schauriges abgespielt hatte. Und es kam ihm noch einmal zum Bewußtsein, daß es sträflich leichtsinnig von ihm gewesen war, sie alle dem auszusetzen. Er sagte es ihr: „Ihr Herr Gemahl

wird mir mit Recht Vortwürfe machen dürfen.“ Tief über ihren Teller gebeugt, entgegnete sie ruhig und langsam: „Ach, Herr Brönner, mein Mann! Er wird sich diese Vortwürfe sparen müssen. Denn er selbst blieb zu Hause, während Sie...“ „Gnädige Frau!“ fiel er ihr ins Wort. Sie sah frei zu ihm auf. Und da begriff er, daß ihre Worte einen besonderen Sinn hatten. Sein Verstand blieb bei dieser Entdeckung, die heimliche Stürme in ihm entfesselte, ausgeschaltet. Aber sein Gefühl überlegte ihm mühelos die Sprache, die sie zu ihm redete. Von ihr zu ihm und von ihm zu ihr schlugen diese Sekunden eine heimliche, erste Brücke. Sie erhob sich und ging leise aus dem Zimmer. Er aber blieb starr sitzen. Sein Herz arbeitete stark und hämmernd. Nun wußte er, daß er sie erringen konnte, wenn er wollte, denn sie ahnte, daß er sie liebte, und sie wehrte sich gegen diese Liebe nicht... Im Vorzimmer nagelten sie die Kisten zu. Des Vorarbeiters klägliche Stimme, der die Leute kommandierte, war deutlich aus dem Lärm herauszuhören. Schwere Lasten wurden geschleift, über den Hof rollten Wagen. Für Brönner ging das alles unter in dem einen, alles andere überragenden Begriff: Elinor! — —

Der Horizont über den bewaldeten Höhen im Osten färbte sich in blasses Gelb, als der um ein Beträchtliches vergrößerte Zug Brönners von Schelehn aufbrach. Elinor lehnte neben Babette tief ermattet in der Kalesche, deren Verdeck aufgeschlagen war. Stumm schritten neben den Reitern die Gefangenen. Dann folgten die Wagen mit den Verwundeten, mit dem toten Gendarm und mit den Kisten. Auf einem besonderen Gefährt hochte mit seiner Familie in einem wirren Durcheinander von in aller Eile aufgepacktem Gerät der Vorarbeiter, der es vorzog, nach den Ereignissen dieses Abends Schelehn gleichfalls zu verlassen und bei seiner Herrschaft in Ribau



Schutz zu suchen. In Gedanken ritt Brönner durch diese stille Nacht; ihm war eigen zu Mut, weh und froh zugleich. Es froh stark. Die Pferde dampften. Ehe es aber vollends Tag wurde, rötete sich hinter ihnen im ersten Morgengrauen in der Richtung, aus der sie kamen, der Himmel. Unbekannte rachsüchtige Hände hatten noch in dieser Nacht im Herrenhause von Schelehen Feuer angelegt. Es brannte bis zum Morgen vollkommen nieder.

\*

\*

\*

Im Fluge vergingen Brothe die Tage in Betraggen. Sehr bald mußte er sich freilich sagen, daß ihm bei weitem nicht das beschieden war, im Elternhaus zu finden, was ihm als etwas Selbstverständliches vorgeschwebt hatte: Ruhe, Erholung und das Gefühl heimischen Geborgenseins. Genüsse dieser Art lagen nicht im Wesen der Zeit, kein Ding im Hause stand am altgewohnten Plage; einzelne Räume, die Brothe liebte, waren leer; man erheizte sie nicht einmal. Das verbreitete Unbehagen im weitläufigen Gebäude. Dazu kam, daß der Lebenszuschnitt, der Tageslauf ein ganz anderer geworden war. Der Vater kümmerte sich kaum mehr um die Wirtschaft, die alles Interesse für ihn verloren hatte, seit es so gut wie gewiß war, daß sie Betraggen auf unbestimmte Zeit verlassen würden; seine einzige Sorge galt der Geldfrage; er war auf alle Weise bemüht, sein bares Vermögen, das er auf deutschen Banken angelegt hatte, zu vermehren, denn es war leicht möglich, daß der Familie lange kostspielige Jahre im Exil bevorstanden. Kam jemand von den Nachbarn herüber, so brachte er Hiobsnachrichten; der Ernst der Zeit lieferte den einzigen Gesprächsstoff. Aber aller Welt lastete schwüle Spannung. Es war nur natürlich, daß unter diesen Einwirkungen und

im Bewußtsein, daß sich von heute auf morgen alles auflösen konnte, die Nerven versagten. So kam es ganz von selbst, daß man sich zu betäuben, daß man für Stunden zu vergessen suchte.

Nie war in Petraggen soviel getrunken worden, wie in diesen Wochen. Und Grothe schloß sich nicht aus. Auch er fühlte das Bedürfnis, unbequemen Gedanken aus dem Wege zu gehen. Es war rätselhaft, woher der dicke Amtsvorsteher und deutsche militärische Wirtschaftsoffizier in Petraggen, Hauptmann Schulz, der sich, obgleich seine Tätigkeit am 9. November hinfällig geworden war, von Kurland noch immer nicht trennen konnte, die Anmengen von Schnaps und Wein beschaffte, die in Petraggen vertilgt wurden. Er selbst behauptete, er hätte vorsorglich große Vorräte angelegt. Grothe hatte ihn freilich in Verdacht, daß er die ihm anvertrauten Bestände des Kreisamtes allmählich ausverkaufte und ein gutes Geschäft dabei machte, wie denn Hauptmann Schulz überhaupt im zweifelhaften Rufe stand, sich in den zwei Jahren seines Aufenthaltes in Petraggen auf Kosten des Staates bereichert zu haben.

Bis in die späte Nacht hinein wurde am brennenden Kamin in Schulz's Zimmer, das im oberen Stockwerk des Hauses lag, getrunken. Nachdem Bodo von Bodenhach mit seiner Frau Petraggen verlassen hatte und, ohne nach Dünenhof zurückzukehren, direkt nach Ribau übergesiedelt war, saßen gewöhnlich nur die drei Herren, der Vater, Grothe und Hauptmann Schulz, zechend beisammen. Aber es kam wohl auch vor, daß zufällige Gäste, Nachbarn und durchreisende Offiziere eingeladen wurden. Dann saß man unten in dem notdürftig möblierten sogenannten Herrenzimmer und kannte im Trinken kein Maß. Nach solchen Gelagen pflegte Grothe bis in den hellen Mittag hinein zu schlafen und war den Tag über mürrisch und verdrießlich, bis Schulz abends die

Flaschen wieder auf den Tisch stellte und die Gläser vollschenkte. Daß diese Lebensweise langsam zerrüttete, Geist und Willen schwächte und vor allem den moralischen Halt erschütterte, der Zeit und ihren Auswüchsen kühl und unberührt zu begegnen, sagte sich Grothe oft, wenn er nachmittags auf seiner Chaiselongue lag und nachsann. Aber er tröstete sich damit, daß dieses Intermezzo ja doch nicht lange währen würde. Er ging ernstlich mit dem Plane um, gleich nach Weihnachten in seinen Berliner Wirkungskreis zurückzukehren. Vorerst ließ er sich bewußt einmal treiben und genoß, im Grunde von jeher ein Feind fester Normen und Geseze, die verführerisch-reizvolle Stimmung des empordämmernden Chaos.

Der Weihnachtsabend in Petraggen war voller Disharmonien. Es wollte von vornherein nicht die richtige Stimmung aufkommen. Johannes Grothe, der dieses Fest über alles liebte, geriet darob in übelste Laune. Der Baum war nach althergebrachter Weise geschmückt. Und zum Essen gab es dieselben Gerichte, wie vor Jahrzehnten an diesem Abend. Aber die Tradition, die Überlieferung ließ sich trotz allen Wachs- und Tannenduftes nicht im entferntesten aufrecht erhalten. Das lag nur zum geringsten Theil daran, daß das Haus nahezu ausgeräumt war. Auf allen lastete die bange Vorahnung des nahen Abschiedes; hatte man heimlich noch gehofft, trotz aller Reisevorbereitungen bleiben zu können, so war diese Hoffnung im Laufe der letzten Tage im Angesicht der unzufriedenen, mitunter gar drohenden Stimmung unter dem Volk völlig zunichte geworden. Hauptmann Schulz trank schon bei Tisch zu viel, weit mehr, als er vertrug. Und ein junger Offizier, Leutnant Grot, der in dienstlicher Angelegenheit bei Hauptmann Schulz zu tun gehabt hatte, und der dann selbstverständlich eingeladen wurde, das Fest in Petraggen zu verleben, störte als Fremder, so bescheiden er war.

Nach dem Essen saß man im halbleeren, kalten Saal am brennenden Baum. Frau Grothe mußte einen Mantel umlegen, Johannes Grothe schimpfte und erklärte, dann müsse eben um so mehr getrunken werden. Trotz der Proteste seiner Frau braute er eine übermäßig starke Rotweinsbowle und goß noch obendrein Kognak in die heiße Mischung. Hauptmann Schulz konnte nicht davon abgebracht werden, auf der Violine ein paar Weihnachtslieder zu spielen. Er war ein ganzer Anfänger, unmusikalisch und außerdem betrunken. Seine schlechte Musik empfand Frau Grothe als Entweihung; ihrem Sohn aber erschienen die schrillen, falschen Töne wie ein Symbol; dieses jämmerliche Spiel unterstrich die Dissonanzen des Abends unbeabsichtigt, aber um so deutlicher.

Still in all dem Lärm saß Leutnant Grot, ein übermäßig schlanker neunzehnjähriger Alanenoffizier, nahe am Baum und sah in den flimmernden Lichterglanz. Das Kinn in die Hand gestützt, beobachtete Wolfgang Grothe ihn lange Zeit. Das etwas blasse Knabengesicht mit den seltsam roten, wohlgeformten Lippen darin beschäftigte ihn. Er studierte es förmlich, fand die langen, dunklen Wimpern Grots schön, seinen braunen Scheitel ein wenig zu glatt und seine großen grauen Augen charaktervoll, Leutnant Grot schien nicht zu merken, daß er beobachtet wurde. Die Beine, die in engen Reiterstiefeln steckten, hatte er übereinander geschlagen, die Arme auf der Brust verschränkt und träumte. Dieser junge, mit peinlichster Sorgfalt gekleidete Mensch störte tatsächlich niemand. Grothe ward von einer seltsamen Wehmut befallen, die ihn traurig stimmte. Sich davon zu befreien, setzte er sich zu dem Vater und Hauptmann Schulz und begann hastig zu trinken. Leutnant Grot aber besann sich erst spät darauf, daß er nicht allein war. Trinken mochte er nicht; so setzte er sich zu Frau Grothe und begann ein Gespräch mit ihr. Sie schloß ihn rasch ins Herz und fand, daß



er ein feiner, zarter Mensch sei, ein wenig verträumt, ein wenig zu weich, aber doch schon früh in diesem harten Leben zum Manne gereift. Er war eigentlich Deutschrusse. Seine Mutter lebte wahrscheinlich heute noch irgendwo in Rußland, er wußte nichts von ihr. Der Vater, ein reicher Industrieller, war in Sibirien, wohin man ihn als deutschen Staatsangehörigen zu Kriegsbeginn verschickt hatte, von den Bolschewiken ermordet worden. Er selbst, der Sohn, war schon vor zwei Jahren als noch nicht waffenfähig nach Deutschland entlassen worden und nun seit vier Monaten Offizier. Bei sehr reichen Verwandten hatte er in Düsseldorf ein neues Vaterhaus gefunden. „Wann wird dieses Entsetzen endlich ein Ende nehmen,“ sagte er sinnend, „welch' ein trauriger heiliger Abend nun auch in Ihrer Heimat! Ich habe vorhin daran denken müssen, daß man heute abend wohl kaum in einem deutschen Hause auf dem weiten Erdenrund froh ist. Der deutsche Weihnachtsbaum brennt heuer überall umflort.“ Frau Brothe sah zu ihm auf. Sein Kinder Gesicht war ernst und alt. Da erst wurde sie sich dessen ganz bewußt, wie unsagbar schwer ihr selbst zumute war.

Im Speisezimmer hatte die Uhr längst zwölf geschlagen, als draußen lärmend ein Auto vorfuhr. Gleich darauf hallten Schritte im Vorzimmer. Frau Brothe erschrak. Aber da trat der Libauer Polizeidirektor Leutnant Holst in Pelz und Mütze, den Karabiner umgehängt und die Pistolentasche am Gurt, ein. Er war beschneit und brachte Kälte ins Zimmer. „Gestatten, gnädige Frau,“ begrüßte er die überraschte Dame des Hauses, „beunruhigen Sie sich bitte nicht. Ich hatte in Bohnen einen Weihnachtsbaum anzuzünden und da wollte ich's nicht versäumen, Ihnen im Vorüberfahren Guten Abend zu wünschen.“ Man umdrängte ihn. Schulz, der betrunken war, schrie und brachte Holst ein Glas heiße Bowle.

Er trank es aus. Dann erzählte er, ohne abzulegen, daß er am Nachmittag vom Gouverneur mit vierzig Leuten in Automobilen nach Bohnen geschickt worden war, wo die Rootschen Leute sich, ähnlich wie in Schelehen, plötzlich zu Erzessen zusammengerottet hatten. Er habe kurzen Prozeß gemacht, zehn Mann verhaftet, die beiden Rädelsführer nach Brönners Muster erschossen und den Bauernhof des Hauptanführers noch obendrein in Brand gesteckt. Nun rollten seine Leute mit den Gefangenen bereits auf der großen Straße wieder zurück nach Libau. Er allein mit seinem Chauffeur hatte den Umweg über Petraggen gemacht. „Immer feste druff, hängen, senzen, brennen!“ schrie Schulz. Man ging ins dunkle Speisezimmer, von dessen Fenstern aus am Tage Bohnen zu sehen war. Am Himmel stand hinter dem schwarzen Geäst der alten Bäume roter, greller Schein. „O Gott,“ klagte Frau Grothe. „Es ist unmöglich, länger hier zu bleiben, Johannes; ich will nach Libau. Ich halt' es hier nicht aus!“ Holst versuchte sie zu beruhigen. Aber zu Wolfgang Grothe sagte er leise: „Überrede deine Eltern, so bald als möglich von Petraggen fortzugehen. Im Augenblick droht ja keine Gefahr. Die Hunde sind feige, und ich habe ihrem Mut in Bohnen für einige Tage einen Dämpfer aufgesetzt. Aber es wird ernst. Aus Riga hatten wir heute schlechte Nachrichten. Es ist gar nicht abzusehen, welchen Gefahren ihr euch hier gegebenenfalls aussetzt. In Libau ist es außerdem sehr nett. Wir legen neuerdings in der „Muße“ jeden Abend eine kleine Bank auf.“

Holst, der sich bereit erklärt hatte, Leutnant Grot mitzunehmen, brach bald auf, obgleich Frau Grothe ihn dringend bat, nicht so allein durch die Dunkelheit zu fahren und doch in Petraggen zu übernachten. Er lachte: „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, — Holst und Furcht? Ihr Sohn verschreit mich ja in der ganzen Welt als geborenen

Mutathleten. Nein, ich danke bestens, ich fahre.“ Er stülpte seine Mütze auf und schüttelte den Herren die Hand. Der kleine Leutnant schlug vor Frau Grothe die Hacken zusammen, daß seine bligenden Sporen klirrten. Dann gingen die beiden aus dem Hause.

Frau Grothe schlief die ganze Nacht nicht. Sehr früh am Morgen weckte sie ihre Wirtschaftlerin Katrine, eine alte deutsche Frau, die Wolfgangs Amme gewesen war, und beriet mit ihr, was alles noch besorgt werden müsse. Sie war entschlossen, darauf zu dringen, daß spätestens in drei Tagen gefahren würde. Aber ihres Drängens bedurfte es nicht mehr. Im Laufe des zweiten Weihnachtsfeiertages wurde nämlich auch Johannes Grothe davon überzeugt, daß es zwecklos war, sich allein weiterhin in Petraggen auf einem verlorenen Posten zu behaupten, nachdem vorerst tatsächlich im ganzen Lande die Auflösung vor sich zu gehen schien. Schon am frühen Morgen stellte es sich heraus, daß nachts die Fernsprecheleitung nach Ribau durchschnitten worden war. Hauptmann Schulz reinigte seine Pistolen und befahl den vier Soldaten, die ihm allein von seiner Wirtschaftskompanie geblieben waren, sich nicht ohne Waffen auf dem Hof zu zeigen. Um die Mittagszeit brachte ein Bote aus Ribau Johannes Grothe einen langen Brief vom alten Herrn von Root. Er war am Morgen geschrieben worden und enthielt neben der Bitte, Petraggen doch unverzüglich zu verlassen, die neuesten niederdrückenden Nachrichten, die der alte Herr durch Brönner vom Gouvernement erhalten hatte.

Die rote Armee Trozkis, in aller Form zur Offensive übergegangen, war in wenigen Tagen tief in Ostland und Ribland eingedrungen. Die unter dem Namen einer „Eisernen Division“ in aller Eile zu einer neuen Kampftruppe umformierte deutsche Okkupationsarmee — oder richtiger: die Reste dieses demoralisierten Verbandes —

hatte sich als völlig unzulänglich erwiesen. Im Rücken und in den Flanken durch lokale Aufstände bedroht, die überall in Livland und Estland aufflammten, wich diese Division — das war die nackte Wahrheit — fluchtartig auf Riga zurück. Die jungen Truppen der sogenannten lettischen Regierung liefen natürlich in hellen Scharen zur roten Armee über und bildeten außerdem, soweit sie in Riga standen, eine ernste Gefahr von innen heraus. Aus Riga habe bereits eine Massenflucht der deutschen Bevölkerung begonnen, teils auf Dampfern direkt nach Deutschland, teils in überfüllten Flüchtlingszügen zur Grenze, nach Mitau und Libau. Mit dem Mute der Verzweiflung hielten allein die unausgebildeten deutschbaltischen Freischaren der neugeschaffenen Landeswehr nördlich von Riga stand, liefen jedoch Gefahr, aufgerieben und vernichtet zu werden. Mit ihrer Zurücknahme, schrieb Herr von Rood, müsse also gerechnet werden. Aus dem nördlichen Kurland aber seien Nachrichten über starke Bandenbildungen eingetroffen. Jäh also sei der Stein ins Rollen gekommen. Die Engländer, an die man sich um Hilfe gewandt habe, hätten diese wohl zugesagt, rührten aber vorerst keinen Finger und beständen darauf, daß die deutsche Armee den Schutz der Bevölkerung durchführe. Trotz aller Bemühungen von seiten des deutschen Reichskommissars Winnig bestehe jedoch keine Aussicht auf Hilfe und Truppenverstärkungen aus Deutschland, denn im Reiche gehe es drunter und drüber; am 24. Dezember sei in Berlin ein ernster Aufstand der Anhänger Liebknechts ausgebrochen, über dessen weiteren Verlauf noch nichts verlautete; nur soviel sei gewiß, daß in Berlin schwere Kämpfe tobten, und die Reichshauptstadt einem Schlachtfelde glich. „Du siehst, alter Freund,“ schloß der Brief, „unsere Lage ist nahezu hoffnungslos. Ich habe es seit dem 9. November nicht anders erwartet. Hier ersehnt man ein Freiwilligenkorps aus Westpreußen, das



durch die energischen Bemühungen eines schneidigen Leutnants Brönnert, der viel im Hause meiner Kinder verkehrt, und an den wir uns alle geschlossen haben, aufgestellt worden ist. Aber was können uns die tausend Mann nützen, von denen man nicht einmal weiß, wie sie gesonnen sind. Einlage-Mausdorff bemüht sich bei den Briten um Hilfe. Aber abgesehen davon, daß ich an die tätige Teilnahme der Krämer nicht glaube, erscheint mir Gaston nicht geeignet, unsere Interessen zu vertreten. Der Reichskommissar Winnig hat mit dem lettischen Ministerpräsidenten — eine feine Bezeichnung für einen ehemaligen Meiereiverwalter, nicht wahr? — einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge jeder deutsche Soldat, der als Freiwilliger drei Monate lang an den Kämpfen gegen den Bolschewismus teilnimmt, lettischer Bürger wird und das Recht erwirbt, sich in Lettland anzusiedeln. Aber ich bezweifle es, daß diese an und für sich verspätete Versprechung jemand in Deutschland hinter dem Ofen hervorlocken wird. Ehe diese Abmachung im Reich bekannt wird, ist die rote Armee in Libau eingezogen, und damit Lettland nicht mehr vorhanden. Im übrigen würde es meinem persönlichen Gefühl widerstreben, wenn deutsche Soldaten, die einer so niederwürdigen Behandlung durch die Letten ausgesetzt sind, eine lettische Regierung stützen wollten, die nun, da es ihr an den Krügen geht, um Hilfe winselt. Lieber Johannes, wir werden aus der Heimat gehen müssen. Was uns im neuen Deutschland erwartet, das morgen vielleicht eine Räterepublik ist, ahne ich voraus. Dem lettischen Bolschewismus entronnen, werden wir dem deutschen irgendwo als geächtete Barone zum Opfer fallen. Aber ich lasse mich lieber von einem Deutschen, als von einem Letten erschlagen.“

Johannes Grothe faltete diesen Brief, den er seinem Sohn vorgelesen hatte, mit kaltgewordenen Händen zusammen. „Wir fahren morgen,“ sagte er schwer; „es ist

zwecklos zu bleiben! Sag' Mama nichts von Root's Brief.“

Am andern Tage um die Mittagszeit fuhren in Petraggen die Wagen vor. Die alte Katrine, in einen blauen Pelz aus dem vorigen Jahrhundert gehüllt, weinte laut, als Wolfgang Grothe sie in die Kalesche hob. Als sie neben Frau Grothe saß, schüttelte sie nach den Leuten, die in tiefem Schweigen die Gefährte umstanden, die dick behandschuhte Faust. „Ihr werdet's noch einmal bereuen!“ schluchzte sie. Der Vorarbeiter senkte den Blick. „Alte Eule!“ schrie jemand aus dem Haufen. Die Pferde zogen an. So verließ Johannes Grothe in nervöser Unrast, hinter der er seine Verzweiflung mühsam verbarg, mit den Seinen den Hof seiner Väter. Seinem Sohn aber war, als schaue er eine Vision: im Osten wuchs über dem weißen, winterlichen Land eine riesenhafte Wetterwolke empor. Sie türmte sich zu schwindelnder Höhe empor. Dann barst sie auseinander und begrub unter grauem Geröll, Schlamm und Unrat das ganze Land, Menschen, Tiere und das Gutshaus von Petraggen. Rötlicher, dichter Nebel hüllte die Trümmerstätte ein. „Arme Heimat!“ sagte Grothe, wie im Selbstgespräch, und schüttelte das Traumbild erschauernd ab.

\*

\*

\*

Den Bericht des alten Herrn von Root fand Grothe in Libau noch am selben Abend im Klub voll und ganz bestätigt. Das Bild hatte sich völlig verändert. Die sonst so stillen Räume der „Muße“ bevölkerten Hunderte von Menschen. Am Nachmittage waren aus Riga zwei vollbesetzte Flüchtlingszüge eingetroffen. Im Vorzimmer und im Treppenhaus hatte man ganze Berge von Gepäc aufgetürmt. Im Kneipzimmer, im Speisesaal und in allen anderen Räumen saßen, standen und drängten sich

die Flüchtlinge, Herren, Damen und Kinder, die in der fremden Stadt so spät am Abend kein Unterkommen fanden; sie klagten den anwesenden Libauern ihre Not. Die Lage vor Riga schilderten sie als unhaltbar, die Stimmung in der Stadt selbst als bedrohlich und schwül; die lettischen Regimenter meuterten, die Regierung bereite sich zur Abreise nach Libau vor, und in Livland lodere offener Aufruhr. Ein paar todmüde Kinder waren auf den Stühlen eingeschlafen; die Kellner hatten alle Hände voll zu tun, die Wünsche der hungrigen Ankömmlinge zu befriedigen. Eine junge Dame weinte im Kaminzimmer; sie hatte ihren Vatten, der in die Landeswehr eingetreten war, verwundet in Riga zurücklassen müssen; vergeblich versuchten ihre Angehörigen, sie zu trösten. Im Kartenzimmer tat sich in aller Eile ein Flüchtlingsbureau auf, das den Vertriebenen durch den Mund einiger Libauer Damen und Herren nach Möglichkeit Auskunft erteilte und Quartiere anwies. Schüler waren in alle deutschen Wohnungen entsandt worden, die deutsche Bürgerschaft Libaus aufzufordern, unverzüglich Flüchtlingsfamilien bei sich aufzunehmen. Fremd, unzeitgemäß und widersinnig nahm sich zwischen all diesen bedrückten, erregten und bedauernswerten Menschen in Pelzen, Sportanzügen, Uniformen und schwarzen Röcken der hellstrahlende Weihnachtsbaum im Saal aus, dessen dicke Kerzen der Klubrestaurateur hatte anzünden lassen.

Grothe traf ungezählte alte Bekannte, lernte ungezählte neue Menschen kennen. Aus der Umgegend Libaus stammte der alte Graf Hoehne mit seinen beiden Söhnen, ehemaligen russischen Gardesoffizieren, die Uniform angelegt hatten und in freundlichem Gespräch mit deutschen Offizieren begriffen waren.

Grothe trat ins Kneipzimmer. Die Herren der Stammtischrunde, die alle nicht mehr nüchtern waren, lärmten und schrien in ihrer Ecke. Die Ankunft der

Flüchtlinge hatte sie in ihrer Weihnachtsnachfeier über-  
rascht; aber sie ließen sich offenbar dadurch nicht stören.

Im Gewühl der Menschen stieß Grothe auf Brönnner, der von Leutnant von Friesen begleitet war. „Da ist ja nun fast unsere alte Reisegesellschaft wieder beisammen,“ rief er aus. „Ich hab’ mich erst eben mit dem alten Herrn von Hasterrot unterhalten. Wie geht’s? Von Ihren Heldentaten, Herr Brönnner, in Schelehnen hab’ ich gehört. Wie konnte nur unser fünfter Reisegefährte, Frau von Berg, so leichtsinnig sein, Sie zu begleiten?“ Brönnner machte eine abwehrende Handbewegung. „Was sagen Sie zu den Ereignissen?“ fragte er, sichtlich bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Die Nachrichten von der Front sind tatsächlich schlecht. Und in Berlin ist die Hölle los.“ Grothe zog die Schultern hoch. „Ich werde meine Sachen packen und nach Berlin zurückkehren. Es war ein kurzes Intermezzo hier.“ Da schlug ihm Brönnner begütigend auf die Schulter. „Na, so schnell schießen die Ketten nicht. Lieber Herr Doktor, überstürzen Sie nichts. Ich fürchte tatsächlich, Riga wird sich nicht halten lassen, und die Roten werden vielleicht gar bis zur Windau vorrücken. Aber damit ist Libau noch lange nicht verloren. Das Meer deckt uns den Rücken. Es kommt alles darauf an, daß wir bald Verstärkungen aus Deutschland erhalten, daß die Trümmer der Eisernen Division unter energischer Führung gesammelt werden und daß Ihre tapfere Landeswehr, die sich prächtig schlägt, aber unausgebildet doch nur Kanonensfutter bedeutet, erst einmal zurückgezogen und von deutschen Offizieren ausgebildet wird.“ „Dafür ist es längst zu spät,“ meinte Grothe wegwerfend. Aber da spielte Brönnner seinen Trumpfs aus. Mit einem strahlenden Gesicht sagte er stolz: „Morgen trifft der erste Transport des tausend Mann starken Freikorps „Brönnner“ ein. Damit schaffe ich erst einmal in Libau und Umgegend Ordnung. Warten



Sie nur ab. Im übrigen gestatten Sie mir, daß ich Ihnen hiermit in Person des Kameraden Friesen den Führer meiner zweiten Kompagnie vorstelle. Wir sind einig geworden.“ Grothe schüttelte Brönner die Hand. „Ich gratuliere Ihnen,“ sagte er höflich. Innerlich war er nicht überzeugt davon, daß Brönners Schar fähig sein würde, den rollenden Stein aufzuhalten. Aber er sprach es nicht aus. Und an Leutnant von Friesen gewandt, drohte er lächelnd mit dem Zeigefinger und meinte: „So jung und nun Kompagnieführer in Libau — Herr von Friesen, Sie werden alle Libauer Mädchenherzen im Sturme erobern.“ In Friesens und Brönners Gesellschaft fühlte er sich plötzlich trotz aller schweren Eindrücke der Stunde leichtsinnig werden, und es schwebte ihm schon vor, die beiden Offiziere zu einer Flasche Sekt einzuladen, bei der sie das Zustandekommen des Freikorps „Brönner“ feiern konnten. Aber der Kellner rief ihn ab: Baron Einlage-Mausdorff erwarte den Herrn Doktor im Vorzimmer; es sei eilig.

Mausdorff, erregt und hastig, bat Grothe, ihn zu einer Besprechung mit dem eben aus Riga eingetroffenen Reichskommissar Winnig ins Hotel „Petersburg“ zu begleiten. Winnig wolle sich mit ein paar führenden deutsch-baltischen Herren über die Lage unterhalten. Sie fuhren hinüber. In einem kleinen Konferenzzimmer schilderte Winnig etwa zehn Herren die Lage als äußerst bedrohlich, da nicht nur die deutschen Truppen vor Riga völlig versagten, sondern auch gar nicht abzusehen sei, wie sich die Verhältnisse im Reiche gestalten würden. Soweit es in seiner Macht stehe, sei er jedoch zu jeder Hilfeleistung bereit. Nun müßten aber auch die Balten sich zusammenschließen und entschlossen handeln. Grothe staunte darüber, mit welcher Leichtigkeit und Geschicklichkeit der ehemalige Maurergeselle sich in dem exklusiven Kreise baltischer Aristokraten bewegte. Dabei schien es ihn ziem-

lich kühl zu lassen, daß diese Männer sich in aller Form um seine Günst bemühten. Mit einiger Verachtung sprach der Reichskommissar von den Betten, mit mitleidigem Ernst von den „Auswüchsen der deutschen Umstürzbewegung“. Die Persönlichkeit und mehr noch die Art, wie Winnig die Ereignisse beurteilte, übte auf Grothe einen nachhaltigen Eindruck aus. Neben Mausdorff sitzend, stützte er das Kinn in die Hand, zeichnete sinnend Arabesken auf das weiße Blatt, das vor ihm lag, und ward sich dessen staunend bewußt, daß er für den sozialistischen „Rebellen“ Winnig, der, tief erschüttert von der Not des ganzen deutschen Volkes, zu ihnen sprach, etwas wie Sympathie empfand. Mochte es sich auch so verhalten, daß Winnig zu den Ideologen und Idealisten der deutschen Revolution zählte, und dieses ihn zu seinem Vorteil von den Männern der Tat unterschied, die genügend Brutalität aufbrachten, an geheiligtes Altes die Hand zu legen und auf seinen Trümmern dem Neuen den Boden zu bereiten, so ließ das doch den überraschenden, verwirrenden Schluß zu, daß auch in den Reihen der Umstürzler Persönlichkeiten stehen mochten, denen man verstandesgemäß Achtung und Anerkennung nicht vorenthalten durfte.

Als Winnig gegangen war, blieben die zehn baltischen Herren noch beisammen. Grothe widerte die gedankenlose Art und Weise an, in der seine Landsleute nun über den sozialdemokratischen Reichskommissar urteilten. „Das ist unser Mann,“ stellte Graf Hoehne bedächtig fest, den die jüngere Generation des Landes respektlos den „positiven Trottel mit dem negativen Schnurrbart“ nannte, weil der alte Herr, der hohe Ehrenämter bekleidete, einen unnatürlich blonden Schnurrbart trug; man hörte ihm zu, als habe er etwas Außerordentliches gesagt. Herr von Mausdorff aber ging geschäftig von einem zum andern, rieb sich die Hände und flüsterte: „Scharmanter Mensch! Muß zu

einem Sektfrühstück eingeladen werden! Er ist Goldes wert. Gerade, daß er Sozialdemokrat ist, macht ihn so wertvoll: den Berliner Volksbeglückern macht er als Genosse und sozialistischer Vertrauensmann jeden Dunst vor, den wir ihm einblasen; und den Letten imponiert er als Vertreter des freien deutschen Volkes. Er muß in Sekt gebadet und mit Trüffeln gemästet werden.“ Landrat von Hasterrot lachte meckernd und mühte sich vergebens, seine zuckende, rechte Gesichtshälfte zu beruhigen. Man setzte sich noch einmal um den runden Konferenztisch. Einige der Herren nahmen das Wort zu längeren Ausführungen, die nichts Neues enthielten. Als die Uhr bereits auf zwei ging, kam endlich ein von Einlage=Mausdorff genau formulierter und feierlich und wichtig vom Grafen Hoehne verlesener Beschluß zustande, demzufolge von der Gesamtheit der in Libau anwesenden Deutschbalten so etwas wie eine deutsch-baltische Nationalvertretung, ein Nationalausschuß erwählt werden sollte, dem es dann überlassen blieb, alle politischen und militärischen Entscheidungen zu treffen, die Umbildung der Landeswehr zu veranlassen, mit dem Reichskommissar und mit der lettischen Regierung verantwortlich zu verhandeln und überhaupt als höchste Repräsentation des Deutschbaltentums zu gelten.

Niedergeschlagen und körperlich todmüde legte sich Brothe um zwei Uhr morgens zu Bett. Er spürte einen fahden Geschmack auf der Zunge. Was nützten da die Brönners mit ihrer Energie und ihren Soldaten, die sie aus dem Boden stampften, die jungen Helden, die Zukunft des Landes, die vor Riga bluteten, wenn die Verantwortung und Leitung Männern zugefallen war, wie denen, die Brothe speien zu beobachten und zu erkennen Gelegenheit gehabt hatte. Sie waren der rettungslose Niedergang; vor diesen Ehrgeizigen, Toren, Nullen und Greisen machte die rote Überschwemmung, machte der Sturm der Zeit nimmer Halt . . .

\*

\*

\*

Das große Ereignis und allgemeine Gespräch des nächsten Tages wurde der Einzug der zwei ersten Kompagnien des Freikorps „Brönner“. Er erfolgte durch die belebteste Straße Libaus mit klingendem Spiel. Die Masse der lettischen Bevölkerung war auf die Straße geströmt und sah verblüfft, ergrimmt und dennoch ein wenig eingeschüchtert dem musterhaften Vorbeimarsch der beiden Kompagnien zu. Daß Deutschland noch in der Lage war, solche Mannschaften hinauszusenden, hatte man nach den Eindrücken, die das Libauer deutsche Militär hinterließ, nicht erwartet. Die Truppe nahm sich in ihrer neuen Ausrüstung, in ihrer straffen Disziplin und in ihrer tadellosen Geschlossenheit in der Tat wie eine Formation der herrlichsten deutschen Ruhmestage der Kriegszeit aus. Am Armel trugen die Leute das Abzeichen ihres Verbandes, das Brönner selbst entworfen hatte: ein aufrechtes, rotflammendes Schwert auf schwarzem Grunde. Stolz und siegesgewiß saß Brönner zu Pferde. Zu seiner kraftvollen, hohen Gestalt und zu seinem jungen Begleiter, dem Leutnant von Friesen, sahen die Männer anerkennend, die Frauen und Mädchen mit großgewordenen, feuchten Augen auf. Als der Zug am Bergschen Hause vorbeikam, stimmten die Leute „O Deutschland hoch in Ehren . . .“ an; Frau von Berg, die allein zu Hause sein mochte, erschien mit ihrem Töchterchen am Fenster. Da grüßte Brönner zu ihr hinauf; sie nickte ihm zu, und das Kind winkte mit dem Taschentuch der Mutter. Brönner wandte sich an Friesen. „Ein herrliches Wetter!“ sagte er tief aufatmend; er war erregt und seltsam bewegt.

Die Mitglieder des Libauer Soldatenrates sahen dem Einzug mit sauren Mienen zu. Vollends gerieten sie in Zorn, als am Nachmittag vor allen öffentlichen Gebäuden der Stadt Brönners Doppelposten die Wachen des Soldatenrats ohne Zwischenfall ablösten. Gegen Abend wurde Brönner plötzlich zum Gouverneur beschieden. Der



alte, verbrauchte Herr empfing ihn in seinem überheizten Arbeitszimmer in Gegenwart des hageren Generalstabschefs Majors von Brandewetter. Der General war ungehalten. Unter dem Druck der Rübauer Arbeiterschaft hatte der Soldatenrat von ihm den sofortigen Abtransport des Freikorps „Brönner“ nach Deutschland gefordert. Die Truppe sei ohne Wissen der Volksregierung nach Rübau gelangt und hätte sich den Grenzübertritt bei Bajohren gewaltsam gegen eine Kompagnie des Memeler Soldatenrates erzwungen. Der Gouverneur selbst fand das unrecht; außerdem werde das Freikorps in der Stadt nur unnütz reizen, statt zu beruhigen, und dadurch die bevorstehende Räumung der Stadt gefährden. An ein Behaupten der Position sei nicht mehr zu denken. Im Hafen ständen bereits mehrere Dampfer zur Aufnahme der deutschen Garnison und der baltischen Flüchtlinge bereit. Sehr blaß widersprach Brönner und erklärte heftig, eine Räumung würde verfrüht sein, er wolle nicht davor zurückschrecken, nötigenfalls den Soldatenrat festzusetzen. Major von Brandewetter wies ihn schroff zur Ordnung, und der General befahl ihm mit barschen Worten, seine Leute aus der Stadt zu führen. Da brauste Brönner auf: er drohte damit, sich der bedrängten lettischen Regierung zur Verfügung zu stellen und die Befehle des Gouvernements zu ignorieren. „Dann werde ich Sie verhaften lassen!“ schrie Major von Brandewetter, erhob sich und stieß ein Fenster auf; in den hellerleuchteten, heißen Raum, in dem gepackte Koffer und Kisten standen, strömte eisige Winterluft. „Das ist Meuterei und schlimmste Gehorsamsverweigerung. Mit Ihrem Abenteuer können Sie uns vernichten.“ Brönner schlug die Hacken zusammen. In äußerster Erregung ging er nach einer kaum merklichen Verbeugung aus dem Zimmer. Er warf sich in sein Auto und fuhr zu Mausdorff. Sie konferierten mit dem Grafen Hoehne und Grothe über eine Stunde lang. Dann, spät abends, begab

sich Mausdorff zum Gouverneur und erreichte es, daß vorerst nichts gegen Bränner und seine Leute unternommen wurde.

Andern Tags, als mittlerweile der Rest des Freikorps in Libau eingetroffen war, ließ Bränner ein Panzerauto mehrmals vor dem Quartier des Soldatenrates auf- und abfahren, und in den Straßen der Altstadt zeigten sich überall seine berittenen Patrouillen. Das schüchterte den Soldatenrat ein und beruhigte den Gouverneur. Aber die Stimmung in der Stadt wurde im Angesicht dieser Demonstration, der über Riga offenbar wesentlich verbreiteten Panikgerüchte und mehrerer unblutiger Zusammenstöße zwischen deutschen Soldaten und lettischen Arbeitern an der Hafenbrücke, die Bränner hatte besetzen und absperren lassen, sehr erregt. Ein Teil der libländischen Flüchtlinge begab sich unter dem Gejohl der Menge in Hast mit allem Gepäck an Bord eines deutschen Dampfers, der nachts auslaufen sollte. Bränner kam den Tag über nicht von der Straße. Im Hotel „Petersburg“ beratschlagte Mausdorff den halben Tag lang ergebnislos mit den anderen Herren. Und Flüchtlinge brachten vom Lande die Nachricht, daß es unter der Landbevölkerung bedenklich gäre; Patrouillen des Bahnschutzes waren verschiedentlich angegriffen worden, ein Zug hatte auf offener Strecke kurz vor Libau Feuer erhalten. In der „Muße“ herrschte wüstes Durcheinander. Am Tisch des Flüchtlingsausschusses drängten sich Damen und Herren nach deutschen Reisepässen; Kinder weinten; im Vorzimmer wurde ein Waffenlager angelegt, das einer der jungen Grafen Hoehne verwaltete; die deutsche Bürgerschaft sollte bewaffnet werden. Den Stammtischgenossen hatte der Einzug des Freikorps „Bränner“ Gelegenheit gegeben, schon am frühen Vormittage ein neues Gelage zu beginnen. In ihrer Mehrzahl nicht mehr nüchtern, würfelten sie wieder.

In der Neustadt fand im litauischen Vereinshause an der Bahnhofstraße am späten Nachmittag eine geheime Versammlung der lettischen Kommunisten statt. Es sollte der Beschluß gefaßt werden, unverzüglich zu handeln. Ein paar radikale Führer, die aus Riga gekommen waren, bildeten die willkommene Sensation. Der Saal war voll besetzt und die Stimmung erregt. Aber man hatte das Geheimnis offenbar schlecht gewahrt, oder fühlte sich so sicher, daß man gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. Jedenfalls war dem Polizeidirektor Leutnant Holst die Versammlung von seinen Leuten gemeldet worden. Er ließ seinen Wagen vorfahren und rief Brönners Quartier an. Es meldete sich Leutnant von Friesen; Brönner sei in der Stadt und nicht zu erreichen. Holst fragte Friesen, ob er es an Brönners Stelle übernehmen wolle, sich mit zwanzig Mann seiner Kompagnie am litauischen Vereinshause einzustellen, das Gebäude unbemerkt zu umzingeln, und auf ein Zeichen Holsts, der mit seinen Beamten in den Versammlungssaal dringen würde, nötigenfalls das Feuer auf die hellen Saalfenster zu eröffnen. Friesen willigte ein. Er sah nach der Uhr; in zwei Stunden erwartete ihn an der Kirche neben dem Hotel „St. Petersburg“ Fräulein von Mahler, die kleine Maus, wie sie allgemein genannt wurde. Er hatte sie kürzlich bei Bergs kennengelernt und machte ihr den Hof. Es war ein nettes, frisches Ding, die Tochter eines deutsch-baltischen Gutsbesizers aus der Mitauer Gegend, der seit Jahren in Libau lebte. Während der Okkupationszeit hatten Marineoffiziere, die viel im Hause Mahler verkehrten, dem hübschen, ohnehin oberflächlichen Mädchen den Kopf verdreht. Maus war ein wenig leichtfertig geworden und ging auf jeden Flirt gern ein, um so mehr, als ihre Mutter, eine geborene Russin, die selbst im Rufe stand, sich in Herrengesellschaft am wohlsten zu fühlen, sie schlecht beaufsichtigte. Diese Mischung von Dame und Leichtsinn an

Mausi Mahler reizte Griesen, der noch wenig Liebesabenteuer durchkostet hatte. Nun zerstörte ihm die Kommunistenversammlung wahrscheinlich den Spaziergang mit dem Fräulein. Aber er schnallte um und alarmierte seine Kerls.

Nach zehn Minuten war das Haus umstellt. Im Schatten einer Seitengasse, von wo aus er die hellerleuchteten Saalfenster des Erdgeschosses übersehen konnte, wartete Griesen auf Holsts Zeichen, die entscherte Pistole in der Manteltasche. Holst, nur von einem Kriminalbeamten und Herrn von Gressin, einem verarmten Gutsbesitzer aus altem Hugenottengeschlecht, der bei ihm Dienst tat, begleitet, drang in das Versammlungslokal. Die dichtgedrängte Masse der Männer und Frauen war so beschäftigt mit den hegerischen Ausführungen des Redners, eines dicken, schwarzgekleideten Arbeiters, daß niemand im ersten Augenblick den durch die Tür im Rücken der Menge eintretenden Offizier in seinem hellgrauen Mantel bemerkte. Dann wandte eine Frau den Kopf und freischte auf. Holst ergriff einen Stuhl, der an der Wand stand und schwang sich, die Pistole in der Hand, darauf, ehe der allgemeine Tumult losbrach. „Ich schließe die Versammlung und verhafte den Redner!“ schrie er in die Menge hinein. Es entstand eine Panik. Die Männer am Vorstandstisch flüchteten durch eine Seitentür am Rednerpult, die andern drängten, überrascht und überumpelt, schreiend in wildem Entsetzen zu den Fenstern, deren Scheiben von ungezählten Fäusten zertrümmert wurden. Den Bruchteil einer Sekunde lang starrte der dicke Redner Holst mit offenem Munde an; dann, als er die auf sich gerichtete Pistole in der Hand des Offiziers sah, griff er mit wilder Gebärde nach seinem Revolver auf dem Rednerpult und feuerte, ohne zu zielen, über die Köpfe der Drängenden, Schreienden und Stürzenden hinweg auf seinen Gegner. Holst, der nicht getroffen wurde, schoß



fast gleichzeitig. Er sah, wie der dunkle Koloss mit dem ausgeschwemmten, blassen Gesicht und dem glänzenden, schwarzen Haar sich mit feisten Fingern erst am Bult festklammerte, ehe er mit ausgestreckten Armen hintenüberfiel. Dann richtete er die Mündung seiner Pistole mit einer blühhaften Bewegung gegen die Menge, schrie ihr donnernd ein „Halt!“ zu und „Ich lasse schießen!“ und stieß einen gellenden Pfiff aus, als dennoch einige Männer durchs Fenster sprangen. Unmittelbar darauf krachte draußen die Salve. Die Kugeln schlugen von allen Seiten in die getünchte Decke ein. Rieselnd fiel der Mörtel auf die entsetzten Männer und Frauen nieder. Ein paar Weiber hatten sich vor Holst in an Wahnsinn grenzender Angst auf die Knie geworfen. Er sah in verzerrte, vertierte Gesichter, und eine wilde, kalte Lust packte ihn. Mit sicherer Hand, die Augen weit aufgerissen, schoss er einen Kerl nieder, der sich anschickte, durchs Fenster zu flüchten. Dann sprang er von seinem Stuhl, trat auf einige heulende, sich in Krämpfen am Boden windende Frauen und gewann mit seinen beiden Begleitern das Freie. Griesen hatte dafür gesorgt, daß nur wenige Männer, die auf der Flucht über den Hof einen hohen, festen Zaun umrannten, entkamen. Mehrere liefen in die Bajonette der Soldaten. Ein Weib war schwer verwundet; es lag im Schlamm der Straße, schlug und biß um sich, als ein Soldat es aufrichten wollte, und besleckte Griesens Beinkleider mit Blut. Es fielen noch ein paar Schüsse, die Opfer unter der Menge forderten. Dann, als sich die im Saal Eingeschlossenen und die auf dem Hof und auf der Straße Festgenommenen, die man in den Saal zurücktrieb, ein wenig beruhigt hatten, schritt Holst zur Untersuchung. Einzeln ließ er Männer und Frauen auf die Straße hinaus; wer sich ausweisen konnte und nicht verdächtig erschien, wurde nach Abforderung des Passes entlassen. Alle Verdächtigen und Paflosen nahm Holst fest und ließ sie durch

Friesens Leute abführen. Mit bösem Lächeln kündigte er ihnen ein Wiedersehen in engerem Kreise noch heute abend in der Gefängniszelle an. Dann schwang er sich in sein bereitstehendes Auto, um vor dem Transport im Gefängnis zu sein, und nahm Friesen bis zur Kirche mit. —

Fräulein von Mahler ging vor dem gußeisernen Kirchenzaun bereits seit einer Viertelstunde ungeduldig auf und ab. Es fiel nasser Schnee in dicken Flocken. Aus dem Spaziergang würde wahrscheinlich nichts werden. Weshalb wartete sie eigentlich auf den unhöflichen Menschen? Aber ihr hübsches Gesichtchen, in das krauses, braunes Haar hineinhing, hellte sich doch auf, als Friesen auf sie zutrat und ein wenig verlegen um Entschuldigung bat. Er war entzückt, daß sie gewartet hatte und beteuerte seine Unschuld. Der böse Dienst! . . . Die eben empfangenen Eindrücke vergaß er beim Anblick der graziösen, schlanken Gestalt; sie wichen von ihm, wie ein böser Traum. Ein Spaziergang bei diesem Hundewetter sei natürlich undenkbar. Ob sie sich denn nicht entschließen könne, ihn auf sein Zimmer im Hotel „Petersburg“ zu begleiten? Es sei so prickelnd und reizvoll, einmal verbotene und doch ganz ungefährliche Wege zu gehen. Sein Hotelzimmer sei prachtvoll warm, behaglich und ganz abgelegen im zweiten Stock. Er wollte ihr doch längst seine dicken Mappen mit Fliegeraufnahmen und Kriegsbildern zeigen. Und zu Zweien allein im warmen Zimmer ließ sich viel netter plaudern, als im Schnee auf der Straße oder in Gegenwart all der anderen bei Bergs oder bei ihr zu Hause. Er bat und bettelte. Rokett warf sie das Köpfchen in den Nacken und sagte lachend: „Ich komme!“ Er war selig. Einzeln betraten sie das Hotel, um unnützes Aufsehen zu vermeiden. Ehe sie hinaufging, erkundigte sie sich beim Portier nach der Zimmernummer einer bekannten deutsch-baltischen Dame. So fiel sie überhaupt nicht auf.

In Friesens Zimmer sah sie sich fichernd und neugierig um. „Fein!“ meinte sie. Er half ihr beim Abnehmen. Als er für Augenblicke hinausging, etwas zu holen, trat sie an den Spiegel, ordnete ihr Haar und zupfte an der kirschroten, wollenen Bluse. Sie hatte allen Grund, sich auf ihren prachtvoll gewachsenen, achtzehnjährigen Mädchenkörper etwas einzubilden. Und sie wußte sehr wohl, wie begehrenswert sie den Männern erschien. Sie selbst aber war den jungen Offizieren, die sie umschwärzten, und besonders diesem kleinen Friesen mit dem auffallenden, blonden Vorkopf gut, sehr gut. Friesen kam mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern zurück. Die Bildermappe wurde aufgeschlagen, sie rückten die weichen Sessel dicht nebeneinander an den Tisch und stießen lustig an. „So hab' ich's mir immer gewünscht,“ gestand er. Sie schlug ein Blatt um, betrachtete aber nicht die Bilder, sondern lachte ihn an. Ihr feiner, süßer Duft traf seine Sinne, so daß er noch näher an sie heranrückte. Hastig erklärte er ihr etwas. Dann tranken sie wieder. Sie duldete es, daß er mehrmals ihre kleine, heiße Hand küßte; jedesmal wurde er leidenschaftlicher. Schließlich stand er auf und erklärte ihr konfus die Bilder, die sie gar nicht mehr sah, tief über sie gebeugt und so, daß sein Gesicht ihren weißen Nacken fast berührte. Sein Atem traf ihre Haut, ihr Herz klopfte rasch, ein törichter aber betäubend deutlich gedachter Wunsch brannte ihr im Blut... Sie erschauerte, als er plötzlich schwer atmend die heißen Rippen auf ihren Nacken preßte, dann ihren Kopf in beide nach Parfüm und Zigarettenrauch duftenden Hände nahm und ihr Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte... Als er von ihr ließ, lehnte sie sich ermattet zurück. Mit feuchtschimmernden Augen sah sie an seiner zierlichen, soldatisch-aufrechten Gestalt herab. Dabei fiel ihr der dunkle Blutfleck auf seinem Beinkleid auf. „Du, was ist denn das?“ fragte sie erstaunt. „Blut?“ Er sah an sich

herunter, erschraf leicht und wehrte ab. „Ich war heute bei einem Verwundeten im Lazarett; möglich, daß ich mir da den Blutfleck geholt habe,“ log er gleichmütig. Er sah sie begehrend an. Dann kam es plötzlich wie ein Rausch über ihn. „Du sollst den dummen Fleck nicht immer anstarren!“ rief er keuchend, lief an die Tür und drehte das elektrische Licht aus. „So, jetzt kannst du nichts mehr sehen,“ flüsterte er. Im Dunkel tastete er nach ihrem Körper, nahm sie in seine Arme und trug sie, ihre Lippen mit seinem Munde fest verschließend, über den weichen Teppich durchs Zimmer.

\*

\*

\*

Jakob Jaunsem, der ehemalige Stalljunge aus Pettragen, hatte seine Drohung wahrgemacht und seine Stellung heimlich verlassen. Er war eines Nachts fortgegangen und gehörte seither einer bewaffneten Bande an, die sich im Libauer Vorgelände zusammengerottet hatte, in abgelegenen Gehöften hauste und nachts ihre Besuche Gütern und Bauernhöfen abstattete. In der Hauptsache bestand die Tätigkeit dieser „Kampforganisation“, wie sie sich nannte, darin, die „Feinde des Volkes“ zu entwaffnen, den allgemeinen Aufstand vorzubereiten und Versammlungen abzuhalten, auf denen aufreizende Reden gehalten und an die Landarbeiter Waffen verteilt wurden. Zu terroristischen Mitteln griff die Bande vorerst nur in äußersten Fällen. Es war bisher mit Ausnahme von Schemlen, wo der Lehrer Frehberg erschossen wurde, nirgends zu ernstern Ausschreitungen gekommen; dazu fürchtete man einstweilen noch die Nähe der Libauer deutschen Garnison zu sehr. Die blutige Abrechnung mit den verhasstesten Volksfeinden, soweit sie nicht geflüchtet waren, schob man für die Zeit auf, da die heißersehnte, reguläre rote Armee das Land besetzen würde.



Trotzdem war beschlossen worden, an einem der ersten Tage des neuen Jahres den gräßlich Hoehneschen Gutsförster Meher zu erschießen, ehe auch er sich durch Flucht der Volksrache entzog und seine einsame Försterei verließ. Der Mann hatte es während der ersten mißglückten russischen Revolution im Jahre 1905 als Polizeibeamter besonders arg getrieben. Überall hatte er die Kosaken und Strafexpeditionen hingeführt, und auf seine Angaben hin waren mehr als zwanzig Freiheitshelden vom russischen Standgericht zum Tode verurteilt und erschossen worden. Kein Wunder, daß er in der ganzen Gegend bei den Letten wie kaum ein Zweiter verhaßt und gefürchtet war. Der Fuchs blieb übermäßig lange im Bau; offenbar konnte er sich, obgleich seine gräßliche Herrschaft längst nach Libau abgereift war, nicht von seiner fetten Försterei trennen, oder er blieb als Spion in seinem Waldwinkel zurück, um, wenn etwas geschah, den Bluthund Holst mit seinen Henkersknechten herbeizurufen. Es war also eine ausgemachte Sache, daß er erschossen werden sollte. Freilich würde es wahrscheinlich einen heißen Kampf geben, ehe der „schwarze“ Meher fiel. Denn er hatte reichlich viel Waffen und Munition im Hause.

Um zwei Uhr morgens am dritten Januar brachen sieben bis an die Zähne bewaffnete Terroristen, unter ihnen Jakob Jaunsem, auf den auch das Los gefallen war, in zwei niedrigen Bauernschlitten von einer Waldscheune aus auf, die nur einige Kilometer von der Försterei gelegen war, und in der man sich bereits am Abend zuvor im Heu eingenistet hatte. Es war bitterkalt. Die Sterne zitterten am dunklen Himmel, und der Mond stand niedrig über dem schwarzen Walde, so niedrig, daß in seinem blassen Schein die verschneiten, stillen Tannen lange, dunkle Schatten warfen. Nur die blanken Gewehrläufe glänzten kalt und matt im ungewissen Licht. Die kleinen Pferdchen kamen auf dem tiefverschneiten

Waldweg nur langsam vorwärts. Indrik Seemel, der den ersten Schlitten lenkte, und in dem auch Jakob lag, mußte häufig die Peitsche gebrauchen und immer wieder mit dem rechten Fuß, den er hinaushängen ließ, den ungleichen Boden abfühlen, oder ihn gegen eine Baumwurzel stemmen, weil der Schlitten umzukippen drohte. Jakob, der im Heu der Scheune ein wenig geschlafen hatte, fror. Er war müde und übernächtigt. Die Paphros schmeckte bitter; er warf sie fort. Die glimmenden Zigaretten der anderen, die sich leise unterhielten, schwankten als rote Punkte vor Jakobs Augen. Er selbst sprach kein Wort und hing mühsam unfrohen Gedanken nach. Das Denken war er eigentlich nicht gewöhnt. Er hatte noch nie einen Menschen getötet, hatte sich noch nie ernstlich gewünscht, es zu tun — höchstens, daß er mit Worten solche Wünsche leichtthin geäußert haben mochte. Den deutschen Unteroffizier aus seiner Zwangsarbeiterzeit, der ihn gepeinigt hatte, haßte er, ebenso den Inspektor des Gutes in seiner livländischen Heimat, der ihn bei den Deutschen verklagte. Aber den Förster Meher, den er nicht kannte, und der ihm nie etwas angetan, konnte er nicht hassen. Und doch fuhr er mit der Absicht hin, ihn zu töten; vielleicht, daß es gerade seine Kugel sein würde, die ihn ins Herz traf . . . Er gähnte und dehnte im Gefühl nagenden Unbehagens die steifen Glieder. Er fand sich nicht zurecht. Die Genossen unterhielten sich sorglos. „Paßt auf,“ sagte Indrik Seemel, „der Fuchs hat Lunte gerochen und ist entwischt. Wir finden einen leeren Bau. Man hätte nicht in der Scheune übernachten sollen. Wir haben uns gestern abend zu früh in der Nähe der Försterei gezeigt. Es war ja noch hell. Bedenkt, wieviel Leute uns gesehen haben. Da hat doch sicherlich so ein Wicht dem Förster gesteckt, daß wir in der Scheune sind.“ „Wo denkst du hin,“ ärgerte sich Peter Bluming, ein großer,

roher Kerl, den Jakob nicht leiden mochte. „Der Hund fühlt sich viel zu sicher. Und wenn er ausgerissen ist, dann hat er sich irgendwo im Walde versteckt. Die Frau und das Kind kann er in keinem Falle mitgenommen haben. Und dafür laßt mich nur sorgen, daß das Weib sein Versteck verrät.“ Jakob hörte Peter Pluming bei diesen Worten lachen. Dies Lachen klang heiser und zerbrochen; ihm lief ein Schauer über den Rücken. Aber Indrik beharrte bei seiner Meinung: „Gestern abend, gleich nachdem man uns wahrscheinlich verriet, wird er durch den Wald nach dem Bahnhof gelaufen sein; da hausen doch seit einigen Tagen seine Freunde, die jungen Grafen mit ihren Baronsreitern. Und denkt an meine Worte — die heßt er uns auf den Hals. Wir müssen vorsichtig sein!“ „Halt du dein Unkenmaul!“ ließ sich da die tiefe Stimme des Vierten im Schlitten, Andrej Wannags, vernehmen, der ebenso roh und wild war, wie Peter Pluming. „Du bist eine Memme, Seemel.“ In einem neuen Anfall quälenden Unbehagens, der ihn vor Kälte mit den Zähnen aufeinanderklappen ließ, richtete sich Jakob auf und lehnte den schmerzenden Rücken an Indrik Seemels linke Schulter.

Nach einer Stunde hatten sie die Försterei, die mitten auf einer Lichtung stand, erreicht. Alles schien im kleinen Hof zu schlafen. Auch die Hunde schlugen nicht an. Es war ungewiß, ob überhaupt noch jemand im Hause war. Im dämmrigen Licht der Sterne und des untergehenden Mondes unterschied Jakob ganz deutlich die geschlossenen Läden, die Tür und das beschneite Dach. Dunkel und reglos stand ringsum der Wald. Sie legten sich auf die Lauer. Peter Pluming, der sie anführte, konnte sich lange nicht entschließen, etwas zu unternehmen. Da stieß Andrej Wannag ihn böse und ungeduldig an. Er richtete sich auf und ging langsam allein über den krachenden Schnee zum Hause. Hinter einer

Scheune verschwand er. Jakobs Herz arbeitete rasch und schwer; im Liegen drückte der Magen darauf. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe Wannag zurückkam. Er war wütend und sprach ziemlich laut: „Der Schuft ist tatsächlich fort. Der Pferdestall ist leer, die Hunde hat er mitgenommen. Er muß abends fortgefahren sein. Im Schnee sind frische Schlittenspuren. Kommt, wir wollen sehen, wer im Hause ist.“

Alle Vorsicht beiseite lassend, drangen sie in den Hof ein. Peter Pluming schlug mit dem Gewehrkolben gegen die Tür. Innen wurde eine Frauenstimme laut; Licht brannte auf, Schritte schlürften über den Flur; dann fragte jemand in fliegender Hast: „Wer da?“ „Mach’ sofort auf, dumme Gans,“ befahl Wannag; „oder ich schieß’ dir durch die Tür die Gedärme entzwei.“ Es klang drohend. Von innen wurde ein Riegel zurückgeschoben. Die Männer gingen ins Haus. Jakob trat als letzter ein. Im flackernden Schein einer Kerze, die auf der Fensterbank brannte, sah er eine üppige, blonde Frau im Hemde an der Wand lehnen. Sie senkte den Blick und versuchte, sich mit einem Tuch zuzudecken, das sie vom Tisch gerissen hatte. „Wo ist dein Mann?“ herrschte Pluming sie an. Ein Kind rief nebenan nach der Mutter. Die Frau wollte zu ihm eilen, aber roh hielt Wannag sie zurück. Vor Erregung konnte sie nicht sprechen. Ihre weißen Lippen öffneten sich wohl, aber sie brachte keinen Ton heraus. „Na,“ schrie wieder Pluming, „wird’s bald? Wo ist er, wo hat er sich versteckt? Wir wollen ihm den Schädel einschlagen.“ Gellend schrie die Frau auf und sank neben der Wand in die Knie; sie barg den Kopf in beide Hände und warf sich zu Boden. Ihr offenes, röthliches Haar fiel ihr von den Schultern herab und entblößte ihren fetten Nacken. Das Kind fing nebenan zu weinen an. „Komödie!“ brummte einer der Männer, „das kennen wir!“ Wannag und Pluming durchsuchten mit



vorgehaltener Pistole das Haus. Unterdessen standen die anderen im Vorzimmer und sahen auf die schluchzende Frau herab. Einer zündete sich langsam eine Zigarette an und warf das brennende Streichholz der Försterin an den Kopf. Es verlöschte, ohne ihr Haar zu versengen. „Pfui!“ sagte Jakob laut. Der Raucher lachte verlegen.

Nach einiger Zeit kehrten Wannag und Bluming ins Vorhaus zurück. Hinter ihnen her lief in wehendem Hemdchen das dreijährige Töchterchen des Försters wimmernd auf die Mutter zu. Die Frau erhob sich halb, umfing das Kind mit beiden Armen und drückte es an sich. Ihr faltiges, feistes Gesicht war totenblaß und tränenüberströmt. „Für Zärtlichkeiten wird später Zeit genug sein,“ sagte Bluming barsch. Er packte das schreiende Kind am Arm und stieß es fort. Dann schüttelte er die am Boden liegende Frau. „Los! Hör' auf zu heulen, widerliche Henne! Wo ist dein Mann?“ Wannag schlug mit der Faust auf sie ein. „Laßt mich,“ schrie die Försterin, „erbarmt euch doch! Mein Mann ist fort.“ Ihr Atem flog, sie wehrte sich gegen Wannags Hiebe und fragte seine Hand blutig. Ihre wilden Augen flackerten. Halb im Wahnsinn kreischte sie: „Er ist zum Bahnhof gefahren, Militär holen. Er war gewarnt worden. Mitnehmen wollte er mich. Aber ich blieb, weil das Kind fiebert. Laßt mich, ihr Teufel!“ Die beiden Anführer traten einen Schritt zurück; die Frau schluchzte hysterisch. Die vollen Formen ihres halbnackten Körpers entzündeten die Sinnlichkeit der Männer. Sie stießen einander an und lachten. Wannag und Bluming aber wechselten einen raschen Blick. Wannag nickte. Es zuckte in seinem Gesicht. Dann stierte er auf das Weib zu seinen Füßen, und seine Fäuste ballten sich krampfhaft. „Das sollst du büßen, du,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. Bluming drängte die anderen Männer plötzlich hinaus. „Wartet draußen,“ sagte

er hastig und mit teuflischem Grinsen. „Bleibt bei den Pferden! Seht zu, daß uns niemand überrascht.“ Er sah nach der Uhr. „Rasch, wir müssen uns beeilen. Die Grasen können schon unterwegs sein. Wir haben hier noch etwas zu besorgen, eine Überraschung für den Förster.“

Betäubt ging Jakob hinaus. Er schwankte. Die kalte Luft ernüchterte ihn ein wenig. Aber er konnte keinen Gedanken fassen. Am Eingang zum Hof blieb er stehen, die anderen gingen zu den Pferden. Nach einiger Zeit begann drinnen im Hause die Frau zu schreien. Wenn sie einen Augenblick lang ermattet still war, hörte man das Kind weinen. Die Schreie der Frau wurden immer lauter. Schließlich gellten sie durch die stille Nacht. Jakob versuchte sich die Ohren zuzuhalten. Aber es half nichts. Das gellende, wahnsinnige Schreien des Weibes zerriß die Luft. So, dachte Jakob, so ungefähr hatte seine Mutter geschrien, als sein kleiner Bruder geboren wurde. Es war schrecklich gewesen, und er, damals noch ein Knabe, war in der Nacht aus dem Hause gelaufen, mitten in den Wald hinein, vor dem er sich nachts so fürchtete . . .

Jakob hielt es nicht länger aus. Er überlegte gar nicht und lief direkt ins Haus. Dann stieß er die Thür zu dem Zimmer auf, in dem die Frau noch immer, aber doch schon matter und heiserer, schrie. Das Licht brannte im schiefen Leuchter auf dem Tisch. Trotzdem war kaum etwas zu sehen; Wannag und Pluming standen am Bett der Försterin. Plötzlich weiteten sich Jakobs Augen, und er stieß einen dumpfen Laut aus. Ganz elend und schwindlig wurde ihm. Die beiden waren ein wenig beiseite getreten, und der matte Lichtschein fiel aufs Bett. Da lag die Frau, mit Stricken festgebunden. Das Laken und die Decke waren über und über mit Blut getränkt. Wannag und Pluming hatten der Frau mit einem Messer den Leib aufgeschlitzt und in der blutenden Wunde der lebenden Mutter ihr kleines Töchterchen erstickt. Der

Kopf des Kindes steckte bis zum Halse in der furchtbaren Wunde, seine nackten Beinchen, die auf dem Gesicht der röchelnden Frau lagen, zuckten noch ein wenig. „Was habt ihr getan? Ihr — ihr Hundesöhne? Ihr Unholdel!“ stöhnte Jakob und taumelte. Er wäre wohl gefallen, wenn er nicht gegen den Türpfosten gestolpert wäre — so schwach fühlte er sich jählings. Erschreckt zusammenfahrend, wandten sich die beiden nach Jakob um. Ihre Hände waren rot, und ihre blutbespritzten Gesichter sahen wie die Fragen der Wahnsinnigen aus, die Jakob in der Irrenanstalt Stäckeln in Livland gesehen hatte. Er schlug die Hände vors Gesicht. Ein kurzer Krampf packte und schüttelte ihn. Immer noch röchelte die Frau. „Du Esel!“ schrie Pluming mit wutverzerrtem Antlitz; „ich werde dich in die Fresse hauen.“ Er stürzte auf ihn zu und schlug ihn mit der blutigen Faust mitten ins Gesicht. „Kümm're dich um deine eigenen Sachen. Hab' ich dich gerufen?“ Wannag lachte laut auf; aber es klang falsch und gezwungen. „Prügelt euch nicht,“ brummte er. „Es ist Zeit. Wir müssen gehen. Die Alte wird auch allein krepieren.“ Und sie zerrten den ganz benommenen Jakob mit sich aus dem Hause, luden ihn auf einen der Schlitten und fuhren rasch davon. — — —

Als es hell wurde, erreichte, viel zu spät, die dreißig Mann starke Patrouille des Leutnants Grot, die der Förster Meher nachts auf dem Bahnhof alarmiert hatte, die Försterei. Die beiden Grafen Hoehne waren vom Kartentisch aufgesprungen und mitgeritten. Als der Förster die Tür seines Hauses offen stehen sah, sprang er vom Pferde. Sein Herz krampfte sich zusammen. Ihm ahnte Schlimmes. Er riß die Pistole heraus, spannte den Hahn und stürzte ins Haus. Mit einem einzigen Blick übersah er, was im Schlafzimmer geschehen war. Er gab keinen Laut von sich. Aber Schmerz, Wut und Rachgier umnachteten ihn für Sekunden. Er sah plötzlich nichts

und schoß wie ein Rasender in die Luft, bis keine Patrone mehr im Magazin war, und unter seinem gekrümmten Finger nur noch der Hahn knackte . . . Es dauerte einige Stunden, ehe er sich beruhigt hatte. Die Leichen der Seinigen vermochte er nicht mehr zu sehen. Aber von wilder Anrast getrieben, schwang er sich um die Mittagszeit aufs Pferd und ritt mit zehn Mann alle Bauernhöfe der Umgegend ab. Er verhaftete drei Burschen, prügelte sie halbtot und nahm sie in die Försterei mit. Es erwies sich aber, daß die Gefangenen unschuldig waren. Die Spur der sieben Verbrecher hatte man längst gefunden und von der Bevölkerung ihre Namen erfahren. Sie einzuholen, war den beiden Grafen Hoehne und den Leuten jedoch nicht mehr gelungen; jenseits der litauischen Grenze verlor sich ihre weit ins Land hinein verfolgte Spur. Trotzdem bestand der Förster eigensinnig darauf, daß die Gefangenen, wenn sie auch unschuldig waren, mitgenommen wurden. Leutnant Grot, der vor innerer Bewegung wortkarg geworden war, ließ ihm seinen Willen. Den jungen Offizier schüttelte selbst das Fieber der Vergeltung und er verstand die Rachlust des Försters. Aber er sagte seinen Leuten streng an, den Wahnsinnigen nicht mehr mit den Gefangenen in Berührung kommen zu lassen; er hätte sie wahrscheinlich totgeschlagen; denn schon mehrmals war er an die in einem Stalle auf Stroh liegenden, übel zugerichteten Burschen herangegangen und hatte sie mit seiner Hundepeitsche bearbeitet.

Man machte sich schließlich auf, um noch den Ribauer Abendzug zu erreichen, den Leutnant Grot, die Grafen Hoehne und der Förster benutzen wollten. Die Gefangenen wurden auf einem Schlitten mitgeführt. Aber nach einigen Kilometern erwies es sich, daß das kleine Pferdchen, das den Schlitten zog, lahmtete. Es mußte ein anderes Pferd in einem Bauernhof requiriert werden. Graf Esergei Hoehne ritt an Leutnant Grot heran. „Ich



kenne die Gegend gut," sagte er. „Die Höfe gehören zum Besitz meines Vaters. Aber es sind alles arme Bauern; es würde mir leid tun, wenn man einem von ihnen ein Pferd nehmen würde. Es geht mit dem Rahmen wohl noch ein Stückchen. Raum einen Kilometer weiter liegt nämlich der Hof eines reichen, lettischen Besitzers. Den könnte man schröpfen. Es ist ein ekelhafter, alter Kerl. Mein Vater liegt seit Jahren wegen eines Waldstückes mit ihm im Prozeß. Der Hund gibt nicht nach.“ Ssergei Hoehne biß sich ärgerlich auf die Lippen; er hatte zu viel gesagt; diese preussischen Leutnants, mit den Landesverhältnissen unbekannt, waren empfindsam und peinlich, wie junge Mädchen. Grot sah den Grafen verwundert an. „Das sind wohl ein wenig persönliche Motive," meinte er ungewiß. Aber er wollte es mit dem russischen Kameraden nicht verderben, und im Grunde genommen brauchte er sich um diese Dinge nicht zu kümmern. „Handeln Sie, bitte, ganz, wie Sie es für richtig halten," sagte er zuvorkommend, „die Gefangenen gehören eher Ihnen, als mir. Ich habe Ihnen nichts zu befehlen!“ Ssergei grüßte lachend und ritt gleich darauf mit dem Förster voraus. Er freute sich, den erbitterten Prozeßgegner seines Vaters, den alten Sproge, durch Wegnahme eines Pferdes zu ärgern. Er würde sich bestimmt das beste aus dem Stall holen.

Ssergei und der Förster gingen erst gar nicht in das Bauernhaus hinein. Sie ritten auf den Hof, banden ihre Pferde an einem Zaun fest und drangen in den Stall. Der Knecht schlug Lärm, als Meher eine dreijährige Stute herausführte. Dadurch aufmerksam geworden, erschien der alte Sproge auf dem Hof. „Was fällt Ihnen ein?" schrie er. Es war schon ein wenig dunkel, und er erkannte den Sohn seines Todfeindes nicht. „Wer sind Sie und was wollen Sie?" Er kam hastig näher und packte das Halfter. Da erkannte er plötzlich Ssergei. Ein Wutanfall erstickte

ihn faßt. „Du Bandit,“ rief er Ssergei zu. „So hab' ich's immer erwartet. Der Sohn des sauberen Grafen ein Pferdedieb, und der Förster hilft ihm dabei! Herunter von meinem Hof, Halunke!“ Er verschluckte sich und hustete. Ssergei war das Blut zu Kopse gestiegen. Der wilde Trotz seines alten Geschlechtes, die herrische Wildheit der Hoehnes, brannte ihm im Blut. Er ließ sich in Gegenwart des Försters und des Knechtes von diesem lettischen Bauern nicht beschimpfen! Mit einem langen Satz sprang er auf Sproge zu und schlug den Greis ins Gesicht. Der taumelte, lief in den Schuppen und stürzte daraus wieder hervor, ein Beil in der hoch erhobenen Rechten. So ging er aufrecht auf Ssergei Hoehne zu. Der trat unwillkürlich zurück. Sproge holte weit aus. In diesem Augenblick erschütterte ein scharfer Schuß die Luft. Sproge wankte, ließ das Beil fallen und brach zusammen. Die ganze Szene hatte sich in wenigen Augenblicken abgespielt...

Ssergei sah sich aufatmend um. Der Förster hatte die Hand mit der Pistole sinken lassen: „Verfluchter Kettenhund!“ murmelte er und trat zu Sproge. „Tot!“ sagte er hart. Der Knecht hielt sich im Stalle versteckt. Es war unheimlich still auf dem winterlichen Hof. Nur die Stute schnupperte mit geblähten Nüstern. Ssergei packte den vor sich hinstarrenden Förster am Arm. Ein paar frühe Sterne blinzelten am hellen, klaren Himmel. „Kommen Sie, Meher. Es ist nichts zu machen. Er hat uns angegriffen,“ redete er ihm zu. Sie schwangen sich auf die Pferde. Ssergei führte die Stute hinter sich her. Auf der Straße hielt der Zug. „Eine dumme Geschichte,“ rief Ssergei dem Leutnant schon von weitem zu. Dann ritt er ganz dicht an ihn heran. „Die Nachgier des armen Försters hat ein Opfer gefordert. Nach einem heftigen Wortstreit hat er den Besitzer Sproge erschossen.“ Ssergeis Wallach war unruhig; er gab ihm die Sporen

und riß ihn jähzornig zurück, daß der Saul sich hoch aufbäumte. Grot hatte sich langsam im Sattel aufgerichtet. Er sah Ssergei an, dann den Förster. Der hielt unbeweglich auf seinem Pferde. Da schwieg Grot. Unheimlich und düster war dieses Land. Ein kalter, abendlicher Hauch wehte über die öden Schneefelder . . .

\*                      \*

Während Leutnant Grot nach all den Erlebnissen dieses Tages vom Libauer Bahnhof aus in sein Hotel gleichsam flüchtete, fuhren die Brüder Hoehne in die „Muße“. Freilich schwangen die Nerven auch Ssergeis in flimmernder Anrast, und er ging darauf aus, sich zu betäuben. Er überließ es seinem Bruder Klaus, die Kunde von der Untat in der Försterei zu verbreiten, und nahm selbst im Kartenzimmer an einem der Tische Platz. Der Vorfall in der Försterei wurde in der „Muße“ bald voller Entsetzen besprochen; er drückte naturgemäß die allgemeine Stimmung tief herab, und die Räume leerten sich früh. Den Tod des Hofbesizers Sproge aber verschwieg Klaus vorerst; man erfuhr ihn früh genug; früh genug würde der Fall Ssergei Angelegenheiten bereiten.

Als Dr. Wolfgang Grothe, der einen Bekannten suchte, ins Kartenzimmer trat, sprang Ssergei Hoehne auf. „Ein wahres Glück, daß Sie kommen, Herr Doktor,“ rief er und schüttelte Grothe die Hand. „Mir ist gräulich zumute. Seien Sie nett, wir trommeln ein paar Leute zusammen und machen ein kleines Spielchen. Sie sind doch nie Spaßverderber. Und im übrigen,“ er lachte, „müssen Sie mir Revanche geben.“ „Hm,“ meinte Grothe, „ich hatte eigentlich noch etwas vor. Aber wenn Sie eine halbe Stunde warten wollen — ich bin bereit.“

Eine Stunde später war Grothe zurück. Rund um einen Eckisch saßen gegen zehn Herren, die Brüder

Hoehne, Leutnant Holst, sein ständiger Begleiter Herr von Gressin und einige andere. Holst nahm Ssergei Hoehne gegenüber Platz, brannte sich eine Zigarette an und bestellte eine Tasse Kaffee. Ssergei mischte, die Arme gegen die Tischplatte gestützt, mit seinen langen, blassen Fingern die Karten. Sein schweres, goldenes Armband klirrte leise. „Wie feierlich,“ spottete Gressin. „Ein Engel fliegt durchs Zimmer.“ „Mag sein,“ erwiderte Ssergei zerstreut. Er blickte auf und sah ernst der Reihe nach Gressin, Brothe und Holst an. Dann griff er plötzlich in die Rocktasche, holte seine Briefmappe hervor, entnahm ihr zwei Tausendmarkscheine und legte sie auf die Mitte des Tisches. Die ausgestreckte Hand ließ er flach auf den hellbraunen Noten liegen. „Meine Herren,“ sagte er nachdenklich, „ich möchte das Spiel von vornherein in die Höhe treiben. Es ist krasser Eigennutz; draußen auf dem Lande hatte ich heute Pech; nun hoffe ich's am Kartentisch wettzumachen. Ich biete Ihnen eine Bank von zweitausend Mark an. Darf ich bitten, meine Herren!“ Holst suchte in den Taschen seines Rockes und breitete schließlich einen Packen Scheine vor sich aus. „Mir ist's recht,“ meinte er trocken. Und mit zynischer Offenheit setzte er hinzu: „Da, alles Beutegelder! Den Halunken im litauischen Vereinshause abgenommen. Blut flebt daran; das wird Glück bringen!“

Brothe war die Situation ein wenig peinlich. Es gereute ihn, zurückgekommen zu sein. Die Hoehnes waren leichtsinnige Jungen. Er selbst spielte nie hoch. So gern er hasardierte — er hielt sich stets in den Grenzen, die sein Einkommen ihm vorschrieb. Heute aber würden sich diese Grenzen voraussichtlich nicht einhalten lassen. Und doch mußte er mitmachen; denn er hatte neulich gerade von Hoehne das meiste Geld gewonnen. Ssergei fühlte Brothes Bedenken. „Ich zwingen niemand, meine Tollheiten anzuerkennen, Herr Doktor,“ sagte er spöttisch.



Brothe ärgerte sich über den Junker; er hätte ihm gerne einen Denkfettel verabsolgt. Langsam glitten seine Arme, die er gegen die Tischplatte gestemmt hatte, herab; er lehnte sich behaglich in seinen tiefen Klubstuhl zurück und faltete die Hände unter dem Kinn. In diesem Augenblick trat Leutnant von Friesen grüßend durch die Thür. Er lächelte Brothe vertraut zu. Da sagte der ruhig: „Graf Hoehne, ich mache heute alles mit. Sie verkennen die Situation. Ich glaube, ich schlage Sie auch heute wieder. Darf ich um eine Karte bitten! Ich fordere die Bank.“ „Sehr gut!“ nickte Ssergei. Dann, nachdem alle Formalitäten erledigt waren, reichte er Brothe eine verdeckte Karte, der sie besah und aufschlug: es war Coeur=Neun, ein Schlag. „Donnerwetter!“ sagte Klaus Hoehne anerkennend. Aber sein Bruder deckte Treff=Neun auf. „Das kann ich auch!“ murzte Ssergei. Das Spiel war unentschieden. Mit leisem Hohn fragte Ssergei: „Wollen Sie's nochmals wagen?“ Seine Rippen waren schmal und blaß. „Gewiß,“ nickte Brothe; er war ärgerlich. Ssergei schob ihm eine Karte zu, eine rote Fünf. Dann kaufte er noch ein Blatt. Der Graf warf ihm offen eine Vier zu. Brothes Erregung ließ nach, eine wohlige Entspannung machte seine Glieder schlaff. Am liebsten hätte er laut aufgelacht. Nun entkam ihm der Junker für diesmal kaum mehr. Aber er beherrschte sich und verzog, über seine Karten gebeugt, keine Miene. Dann deckte Ssergei stumm seine Karten auf: zwei Vieren. Er sah Brothe triumphierend an; in den grünlichen Augen des leidenschaftlichen Spielers glommen böse Lichter. Nun war die Reihe an Brothe, zu spötteln. Er reichte mit übertriebenem Gleichmut Ssergei seine beiden Karten hin. „Es tut mir leid, Graf Hoehne,“ bemerkte er höflich; „aber Sie sind dennoch geschlagen. Ich habe Neun!“ Die Herren rückten, erleichtert im Gefühl der Entspannung, auf ihren Stühlen. „Brav gemacht!“ lobte Holst. Ssergei,

der Grothes Karten mit raschem Blick geprüft hatte, lehnte sich zurück. Er griff nach seinem Taschentuch und tupfte sich mit einer erkünstelten Gebärde, die Bestürzung ausdrücken sollte, den angeblichen Angstschweiß von der Stirn und schüttelte den Kopf. „Nichts zu machen! Meine zweitausend Mark sind hin und gehören Ihnen, Herr Doktor. Aber wir messen uns noch. Und ich verzweifle nicht.“

Das Spiel ging weiter und blieb außerordentlich hoch. Ssergei trieb es mit seinen tollen Sätzen und großen Banken immer wieder hinauf. Die Gesichter des Kreises röteten sich. Auf den Wangen Gressins, der im Gewinnen war, brannten heftige Flecken; er spielte hitzig und ganz ohne Nachdenken. Sein Gebaren machte alle nervös. Klaus Hoehne geriet mehrmals mit ihm aneinander. Außer Ssergei hatte auch Holst eine beträchtliche Summe verloren, als kaum eine Stunde lang gespielt worden war. In gedrückter Stimmung setzte er weiter; seine Finger waren kalt und feucht, und seine Augen fieberglänzend. Der Scherz, den er vorhin gemacht, wurde Ernst; er verspielte längst die den Gefangenen abgenommenen Summen und grübelte darüber nach, woher er sie ersetzen sollte, wenn er die verlorenen Scheine nicht zurückgewann. Es gärte in seinem Hirn; er klammerte sich an die Hoffnung, daß dieser und jener der Gefangenen, zum Tode verurteilt, hingerichtet werden konnte. Dann ließ sich mancherlei verwischen und vertuschen . . . Das hohe Spiel war niemand an diesem Tisch gewohnt; selbst die Brüder Hoehne nicht. Aber alle hatte ein wilder Nausch gepackt und sie versuchten es Ssergei gleichzutun, der keine Schranken mehr kannte und wie ein Toller darauf lossetzte, obgleich er immer nur verlor. Niemand hielt ihn zurück. Die Hoehnes waren schwer reich; der Junge ließ Tausendmarktschein um Tausendmarktscheine auf den Tisch flattern. Dieser und der andere der Spieler hatte Sekt bestellt. Gegen ein Uhr

nachts hatte Brothe mehr als zehntausend Mark gewonnen. Etwa die Hälfte der Summe lag in bunten, zerknüllten Scheinen aufgehäuft vor ihm. Den Rest hatte er auf dem grünen Tuch des Tisches angekreidet; der Name „Graf S. Hoehne“ stand über den hohen Zahlen.

Brothe hatte Leutnant von Friesen gebeten, sich neben ihn zu setzen. Friesen, der nicht mitmachte, sah dem Spiel gespannt zu. „Sie bringen mir Glück!“ flüsterte Brothe ihm zu. Er war lebhaft und unruhig, machte Witze und erzählte mitten im Spiel schlüpfrige Anekdoten. Der hohe Gewinn verlieh ihm eine schwindelnde Sicherheit. Wie zuvor im Leben hatte er so viel gewonnen. Rasch überschlug er die Höhe seines Gewinnes. „Meine Herren,“ sagte er bedächtig, „ich sehe, daß ich etwa zehntausend Mark eingestrichen habe. Ich gebe zu, daß mich das Glück verteuftelt begünstigt. Als höchster Gewinner bin ich zu jeder Revanche gern bereit; ich spiele heute nacht solange es gewünscht wird, und es soll mir nicht darauf ankommen, meinen Raub wieder verflattern zu sehen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich, sollte ich heute als Gewinner einer noch so großen Summe von diesem Stuhl aufstehen, ein anderes Mal das hohe Spiel nicht mehr mitmachen werde. Ich bin es nicht gewöhnt und es sagt mir auch nicht zu. Ich betrachte dieses Spiel als Entartung, die ich ausnahmsweise mitmache.“ „Weil du Gewinner bist, alter Freund,“ versuchte Holst zu scherzen. Ssergei verneigte sich. „Noch sind wir nicht am Ende, Herr Doktor,“ meinte er kühl. „Das Blatt kann sich wenden!“ Gressin begann die Karten zu verteilen.

Als Brothe nach einigen Stunden nahezu fünfzigtausend Mark, in der Hauptsache von Ssergei, gewonnen hatte, erhob er sich, um für Augenblicke hinauszugehen. Ihm war, als träume er. Schweren Schrittes ging er durch die leeren Zimmer. Die Stühle standen auf den Tischen, am

Boden lag Unrat umher. Und draußen dämmerte grau und nüchtern der neue Wintertag. Grothe gähnte. Er war todmüde; und doch hätte er nicht schlafen können. Im Kneipzimmer schnarchte am Stammtisch der Kellner, den Kopf auf die Arme gestützt. Er weckte ihn, gab ihm einen Hundertmarkschein und bestellte Sekt. Zum Tisch zurückgekehrt, schenkte er Friesen ein und trank selbst zwei Glas hintereinander in raschen Zügen leer. Er setzte nur noch unlustig hundert bis fünfhundert Mark jedesmal. Ssergei Hoehne saß verbissen und grimmig ein wenig vornübergebeugt; zwischen ihm und Holst wogte ein heftiges Spiel. Holst gewann mehrmals hintereinander größere Summen, die in die Tausende gingen.

Es war schließlich ganz hell geworden. In den Straßen wurde es lebendig. Die Sonne war aufgegangen; ihr flimmernder, goldener Schein breitete sich über die gegenüberliegenden Dächer. Nebenan in den Zimmern räumten die Waschfrauen polternd auf und schwagten. Holst, der gegen Morgen seinen Verlust zurückgeschlagen und gar gewonnen hatte, Klaus Hoehne und Gressin erhoben sich. „Es ist Zeit, meine Herren. Wir sind alle zum Umsinken müde. Schluß!“ sagte Klaus. Auch Ssergei war aufgesprungen. Er hatte fünfzigtausend Mark allein an Grothe verloren. Sein Haar war zerwühlt; er hatte tiefe Schatten unter den Augen. „Runden wir die Summe doch ab, Herr Doktor,“ schlug er Grothe, der sitzengeblieben war, mit mühsam gespielmtem Gleichmut vor; „entweder sind wir quitt, oder ich schulde Ihnen hunderttausend Mark.“ Übermüdet sah Grothe zu ihm auf. Friesen räusperte sich. „Gut!“ sagte Grothe mit jähem Entschluß. Ssergeis erheuchelte Gleichgültigkeit reizte ihn. Was lag daran, wenn er des Junkers lange Rechnung mit großer Geste strich? Ihm blieben ohnehin einige Tausend übrig. Und schließlich konnte das Glück ihm noch einmal zu einem Triumph verhelfen. Dennoch



glaubte er, Friesen müsse sein Herz klopfen hören, als Ssergei ihm stehend eine verdeckte Karte hinschob. Ohne sie vorher anzusehen, in einer plötzlichen Anwandlung des Leichtsinnes, deckte er sie auf: es war Pique-Acht, wie so oft an diesem Abend in Brothes Hand, ein Schlag. Ssergeis Karte war ein König. „Na also!“ rief er heiser; „hunderttausend Mark. Mit Ihnen ist heute nicht gut Kirschen essen, Herr Doktor!“ „Ich gratuliere, Millionär!“ sagte Holst, sich verabschiedend. Sie brachen auf. Im Vorzimmer nahm Ssergei Brothe beiseite. Mit der wohlgeformten Hand nestelte er unsicher an seiner russischen Ordensschnalle. „Ich kann Ihnen das Geld natürlich heute nicht bar bezahlen,“ sagte er rasch. „Eine solche Summe läßt sich heutzutage nicht in wenigen Stunden flüssig machen. Aber ich werde mir gestatten, Ihnen einen Scheck meines Vaters über hunderttausend Mark, zahlbar in Berlin, auszuhändigen. Ich hoffe, Sie sind einverstanden.“ Brothe nickte.

In seinem Zimmer warf er sich, rasch entkleidet, aufs Bett. Minutenlang konnte er trotz unsagbarer Müdigkeit nicht einschlafen. Vor seinen geschlossenen Augen wirbelten die Bilder der Nacht toll durcheinander: Ssergeis erregtes Gesicht, Achten und Neunen, der rote Kopf Gressins, Sektflaschen, Friesens schönes Lächeln, Karten, Tausendmarkscheine, Kreide und des Kellners behende Bewegungen. Draußen strahlte der junge, goldene Sonnentag. An diesem Morgen verbreitete sich in Libau wie ein Lauffeuer die Schreckensnachricht vom Einzug der roten Armee in Riga . . .

\*                      \*

Brothe erfuhr den Verlust Rigas erst am späten Nachmittag, als sein Vater, ohne anzuklopfen, in sein Zimmer gestürzt kam und ihn mit dieser ernststen Botschaft aus schwerem Schlaf weckte.

In Eile kleidete er sich an und fuhr zum Bahnhof hinaus. Es wurde wieder ein Flüchtlingszug erwartet, und es herrschte unwahrscheinliches Gedränge: Zivilisten und russische und lettische Soldaten der Freiwilligenverbände, die in Libau für den Kampf gegen den Bolschewismus formiert wurden, bildeten mit deutschen Offizieren und Mannschaften und vereinzelt Angehörigen der Baltischen Landeswehr ein buntes, schwer entwirrbares Durcheinander. Der Flüchtlingszug war bereits eingetroffen; dem Ausgang strömten Damen und Herren, Frauen und Männer zu, alle in Pelze verhummt, mit Kindern und Gepäck beschwert. Theilnehmend sah Grothe in unstete Augen, starre Gesichter, ermattete Züge. Kisten und Koffer wurden geschleift. Die Gepäckträger schrien, und eine Bande verwahrloster Halbwüchslinge mit verrohten, schlechten Gesichtern johlte und lachte.

Es kostete Grothe einige Anstrengung, in den überfüllten Wartesaal vorzudringen. Hier wogen lettische Soldaten mit ihren roten Spiegeln am Kragen und ihren großen Kokarden, die aufgehende Sonnen darstellten, neben den Angehörigen der Landeswehr vor. Letzten wie Balten trugen feldgraues deutsches Zeug und waren mit deutschen Karabinern ausgerüstet. Den Landeswehrleuten mit ihren himmelblauen Mützenstreifen und weiß-blauen Kokarden, meist blutjungen Menschen, sah man an, daß sie nie zuvor Soldaten gewesen waren, und daß sie zumeist den ersten Ständen des Landes angehörten. Verwundert sah Grothe in die traurigen, dunklen Augen eines solchen Freiwilligen, der dem Knabenalter kaum entwachsen sein mochte; seine gepflegten Kinderhände waren die Lasten nicht gewöhnt, an denen er mit einem gleich ihm versprengten Kameraden schleppte — wohl dem letzten Gut, das sie in Eile vor der Räumung Rigas aus dem elterlichen Hause gerettet hatten. Grothe sprach ihn an. „Aus Riga,“ sagte er

wortfarg. „Wir sind mit dem Zug der lettischen Regierung gekommen. Dort stehen die Minister!“

Um einen Tisch, auf dem hochgestapeltes Gepäck stand, drängten sich ein paar Männer in dunklen Pelzen. Sie hatten einfache, grobe Gesichter und sprachen ihr breites Lettisch laut und dröhnend. Der dickste unter ihnen mit den aufgedunsenen Wangen, dem Stiernacken und den gepolsterten, fetten Händen war der Premierminister, ein ehemaliger Meiereipächter. Er wurde im Gespräch, das er mit einem deutschen Offizier und drei lettischen Zivilisten führte, als „Herr Ministerpräsident“ angeredet. Einer seiner Kollegen, der Kriegsminister dieses ohnmächtigen, zusammenbrechenden Operettenstaates, ein Mann mit Pockennarben im Gesicht, flimmernden Fanatiker-Augen und einem struppigen, strohblonden Knebelbart, saß mit zwei lettischen Offizieren abseits an einem großen, runden Tisch und benahm sich ungebärdig. Er war betrunken. Vor ihm stand eine halbleere Schnapsflasche, aus der einer der Offiziere die gelbe Flüssigkeit immerzu in die kleinen Gläser goß. „Und wenn der ganze Schnee verbrennt, die Asche bleibt uns doch!“ schrie der Kriegsminister in kurzen Abständen weinselig in gebrochenem Deutsch. Die törichte Redewendung mochte er irgendwo von deutschen Soldaten aufgeschnappt haben. Vergeblich versuchte ein verwachsener Herr in kurzem Gehpelz den Betrunkenen zu beruhigen. Halb belustigt, halb angewidert, wandte sich Grothe dem Ausgang zu.

Im blendend hellen Lichtkegel einer der Kraftwagenlampen erkannte er Hauptmann Schulz, den ehemaligen Wirtschaftsoffizier in Petraggen. Er trug eine Decke über dem Arm und eine lederne Reisetasche in der Hand und schien sehr eilig. Grothe hielt ihn auf. „Ranu, Schulzchen, wohin so schnell? Verreisen Sie, oder fliehen Sie? Was ist denn los?“ fragte er. Schulz schien verstört und noch nach Schnaps. Verwirrt sah er zu Grothe auf. „Ich

— das heißt, ja, ich muß dringend nach Königsberg zu meiner Familie. Meine Mutter ist ernstlich erkrankt. Ich hab' es sehr eilig.“ „Geht denn jetzt ein Zug?“ erkundigte sich Brothe verwundert. „Um neun Uhr! Ein Güterzug. Ich will versuchen, mitzukommen. Auf Wiedersehen!“ Er schüttelte Brothe die Hand und ging rasch in den Bahnhof hinein.

In der „Muße“ wogte wieder in allen Räumen das Durcheinander der neuangekommenen Flüchtlinge.

Brothe ging ins Kartenzimmer hinüber und nahm an einem Tisch Platz, an dem die Brüder Hoehne, sein Schwager Bodo von Bodenbach, Gressin und Leutnant Brot in angeheiteter Stimmung beim Wein saßen. Bodo erzählte von seinen Petersburger Liebesabenteuern. Als Brothe sich hinzusetzte, verstummte er verlegen. Gegen zwölf Uhr schlug aber Klaus Hoehne vor, noch auf ein Stündchen zu Frau Kruming und ihren „Nichten“, wie die Mädchen des Freudenhauses genannt wurden, zu fahren. Sein Vorschlag fand lärmende Billigung, und alle sprangen auf. „Tadellos!“ rief Bodo von Bodenbach. „Ich habe es schon endlos lange Zeit nicht mehr gesehen, wie sich so eine Kröte freut, wenn man ihr zwanzig Mark hinter den Strumpf schiebt.“ „Sie kommen doch mit?“ forderte Gressin Brothe, der sitzengeblieben war, auf. „Nein,“ entgegnete Brothe schroff; „ich bin müde.“ Nachdenklich sah er den Davongehenden nach. Bodos Lebensweise gefiel ihm nicht; der leichtfertige Mensch betrog seine Frau in diesen Wochen nicht zum erstenmal und nicht nur bei Frau Kruming. Er kam fast nie vor dem Morgen heim, saß in den Wohnungen der Schauspielerinnen des Militärtheaters herum und schien mit der Soubrette Daisy Mohr ein regelrechtes Verhältnis angeknüpft zu haben.

In Frau Krumings niedrigem und kitschig eingerichteten „Salon“ in der Möbenstraße stank es nach Petro-



leum. An den Wänden hingen billige Öldrucke, der Teppich war abgeschabt, die phantastisch gekleideten Mädchen mit offenem Haar räkelten sich faul auf den schadhafteu Plüschmöbeln, die das kleine Zimmer übermäßig füllten, und die verstaubten Möpse, Schornsteinfeger und Hirtinnen aus Gips und Glas auf der Stagere wackelten. Gressin setzte sich an das verstimmte Pianino und spielte die „Wacht am Rhein“. Die Mädchen klatschten in die Hände; sie taten begeistert. Auf einem großen Holztablett trug Frau Kruming Portwein und mehrere Gläser in das Zimmer. Dazu lächelte sie süßlich. Sfergei Hoehne klopfte ihren fetten Rücken und kigelte ihr wackeliges Doppelfinn. Sie kicherte und wehrte ab. „Laß doch Mamachen in Ruh, Herr Graf,“ schrie in höchstem Distant eines der Mädchen, eine schwarzhaarige, schlanke Person. „Kneiß' lieber mich!“ Sie hob ihre Röcke bis an die Brust hoch und begann zu den Klängen der „Wacht am Rhein“ halbnacht, die schöngeformten, langen Beine in schwarzseidenen Strümpfen, in einer seltsam aufreizenden, schamlosen Weise zu kantanieren. Klaus Hoehne stampfte mit dem Fuß den Takt dazu, daß seine Sporen und der billige Kronleuchter an der niedrigen Decke klirrten. „Ruhe da!“ schimpfte hinter der dünnen Bretterwand eine Männerstimme im Nebenzimmer. Alle lachten. Ein Mädchen am Arm, schlich sich Grot aus dem heißen, vollgerauchten Zimmer. „Wenn das hier doch nicht so nach Petroleum stinken wollte!“ klagte Bodenbach und warf seinen Rock ab. „Wißt ihr schon, Kinder, daß die Bolschewiken in Riga sind? Na, nun bekommen die Rigaer Mädchen wenigstens stramme Kerls. Alles Rotgardisten!“ Bodo warf sich, erhitzt und betrunken, über ein üppiges Weib. Sie wälzten sich auf dem schadhafteu, staubigen Teppich am Boden. Die Portweinflaschen und mehrere Gläser fielen um. Frau Kruming freischte auf. — —

Am anderen Vormittag besuchte Grothe seine Eltern. Sie waren unter dem Eindruck der schlimmen Nachrichten tief bedrückt. Frau Grothe drang darauf, baldmöglichst abzureisen. Auch Grothes Schwester, Erika Bodenbach, war aus ihrer Wohnung herübergekommen. Sie war schlechter Laune und schweigsam. „Nun,“ fragte Grothe sie, „wie geht's denn Bodo? Weshalb hat er dich nicht begleitet?“ Erika sah die Mutter an. „Bodo schläft noch; er ist heute wieder erst um sieben Uhr morgens nach Hause gekommen. Die Hoehnes sind ein schlechter Umgang für ihn.“ Grothe schwieg. In wenigen Wochen wurde seine Schwester Mutter . . .

Man sprach dann von seinem großen Kartengewinn. Frau Grothe war unzufrieden. Die ganze Stadt spreche von der Geschichte. Die Zeit sei wirklich zu ernst für solchen bodenlosen Leichtsinn. Und ob er sich denn an diesem, auf so leichte Weise erworbenen Geld freuen könne? Nein! Mißbilligend schüttelte sie den Kopf. Als Grothe ging, begleitete ihn der Vater bis zur Haustür. Sie waren allein. „Mir tut Erika leid,“ sagte Wolfgang Grothe; „Bodo ist in seinen alten Leichtsinn verfallen. Er führt ein sehr lockeres Leben. Ich habe ihn beobachtet. Sprich doch einmal ernstlich mit ihm.“ Der Vater zog die Schultern hoch. „Ja, er macht, glaube ich, dumme Streiche. Auch Mama ist in Sorge. Sie liegt mir jeden Tag in den Ohren damit.“

An diesem Tage mußte Grothe in der „Muße“ lange auf sein Mittag warten. Die Kellner waren atemlos. Am Vormittag war ein neuer Transport von Flüchtlingen eingetroffen. Es handelte sich um den letzten Zug, der Riga eine Stunde vor der Räumung verlassen hatte. Die Ankömmlinge wußten, verstört und benommen, viel Interessantes mitzuteilen. Die Räumung war ganz plötzlich angeordnet worden, nachdem die Militärbehörden noch am Tage zuvor in unverantwortlicher Verkennung der

wahren Sachlage beruhigende Rundgebungen an die Bevölkerung erlassen hatten, obgleich sich in der Tat längst alles im Zustand der Auflösung befand. Dadurch war es bei weitem nicht allen deutschen, deutsch-baltischen und gefährdeten Familien möglich geworden, die Stadt vor dem Einzug der roten Armee zu verlassen.

Die deutsche Heeresleitung ließ Millionen-, ja Milliardenwerte in Riga zurück; fast die gesamte Artillerie und Munition, ganze Speicher voll Proviant — eigentlich die ganzen reichen Vorräte der einst so ruhmvollen VIII. deutschen Armee fielen den russischen und lettischen Banden als leichte Beute in die Hände. Das Schmachvollste dabei war, daß diese Verluste hätten vermieden werden können, und daß die Materialien im Grunde bewußt zurückgelassen wurden. Denn abgesehen davon, daß man es in ängstlicher Unentschlossenheit unterlassen hatte, den überall beim Abtransport von kostbaren Werten hinderlichen und mit den Bolschewiken sympathisierenden Rigaer Soldatenrat rechtzeitig aufzulösen, hatte die Führung apathisch und schwach beide Augen zugedrückt, als es offensichtlich geworden war, daß die unredlichen Verwalter der Magazine, Proviantämter und Lager, die sich durch Diebstahl und Unterschlagungen bereichert hatten, dahin strebten, die Vorräte zurückzulassen, um jede Kontrolle unmöglich zu machen und die Spuren ihrer Unterschleife, die in die Millionen gingen, zu verwischen.

„Es ist ein Debakel ohnegleichen, das da über die Trümmer der einst so stolzen deutschen Armee, die wir mit so großem Jubel als Befreierin begrüßten, hereingebrochen ist,“ sagte der Rigaer Chefredakteur Dr. Ernstfeldt, der Brothe seine Erlebnisse auf der Flucht schilderte, wehmütig. Er hatte Riga als einer der Letzten verlassen, und erst vor wenigen Tagen bei der Landeswehr nördlich von Riga seinen ältesten Sohn verloren. Er selbst trug die Uniform der Landeswehr, wie denn

überhaupt die meisten, selbst ältesten Rigaer Herren in dieses Freiwilligenkorps als gemeine Soldaten eingetreten waren. „Was soll ich Ihnen sagen, lieber Kollege,“ schloß Dr. Ernstfeldt seine Schilderung mit Augen, die in aufsteigenden Tränen schwammen. „Das Unglück ist namenlos und nicht abzusehen, der allgemeine Verfall grenzenlos. Und woher soll uns Hilfe werden? Die Eiserne Division hält nirgends Stand, die Landeswehr bricht zusammen, wenn sie weiterhin alle Last des Kampfes allein tragen soll, auf die lettischen Heloten und russischen Scharen ist kein Verlaß, unsere militärische und politische Führung versagt, und im Reich sind sie eben erst mühsam des ersten Ansturmes der Radikalen Herr geworden, auf den nach kurzer Atempause wohl bald der nächste folgen wird. Die Engländer? Mein Gott, als um die Weihnachtszeit in Riga ein lettisches Regiment meuterte, beschossen sie die betreffende Kaserne und richteten damit nur heilloses Unglück an. Als wir dann in den Tagen vor der Räumung dringend um ihre Hilfe baten, versprachen sie sie wohl, dampften aber im kritischen Augenblick bei Nacht und Rebel auf ihren Schiffen davon. Das ist englische Politik, Herr Kollege! Mir graut. Auf all den wüsten, vereisten und verschneiten Rückzugsstraßen westlich und südlich von Riga, die voller Trümmer und Toter liegen, wälzt sich in diesen Stunden im düsteren Schatten ihres Schreckensbanners die von Blut und Sieg herauschte rote Armee gegen Mitau und Libau heran. Ich glaube nicht mehr daran, daß sie jetzt noch aufzuhalten ist. Wie eine Sturmflut wird sie sich weiter nach Litauen und Ostpreußen hinein ergießen. Sind Sie sich dieser Ausichten bewußt?“ Brothe nickte und verabschiedete sich stumm von Ernstfeldt.

Im Speisezimmer setzte er sich später zu Holst, der eben gegessen hatte. „Aus meinem ‚roten Hotel‘, Frauenabteilung, ist gestern eine Dame entsprungen, die vor



Wochen auf dem Bahnhof einem Matrosen die Kehle durchschnitten hat," erzählte der Polizeidirektor, „die Person mag zu den Roten nach Riga verduftet sein.“ Grothe fiel sein Erlebnis auf dem Bahnhof ein. „Ich erinnere mich . . .“ Aber Holst unterbrach ihn: „Du, das wird dich übrigens interessieren; eine skandalöse Affäre. Ich mußte heute morgen einen Haftbefehl gegen Euren Hauptmann Schulz aus Petraggen erlassen. Der Inspektor des Proviantamtes ist als Gauner entlarvt worden. Seit Monaten hat er auf eigene Rechnung einen schwungvollen Handel mit Heeresgut, vor allem mit Weinen und Schnäpfen, betrieben. Und der saubere Schulz ist dick in die schmutzigen Geschäfte verwickelt gewesen. Leider ist der Herr rechtzeitig nach Deutschland abgebraust. Wer weiß, ob sie ihn da erwischen.“ Grothe nickte mit bitterem Lächeln. „Ich hab's mir gedacht. Schulz ist gestern abend abgefahren. Ich sprach ihn auf dem Bahnhof. Pfui Teufel! . . .“

\*

\*

\*

Herr von Einlage=Mausdorff war in den Tagen, die auf die Einnahme Rigas folgten, außer sich. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend führte er den Vorsitz in meist erfolglosen Konferenzen, an denen Grothe notgedrungen teilnehmen mußte. Den Besprechungen beizuwohnen, die der Baron im Lesezimmer der „Muße“ mit einigen englischen und französischen Offizieren hatte, die man neuerdings häufig auf den Straßen Libaus zu sehen bekam, weigerte er sich freilich entschieden. Er konnte sich nicht helfen — der Anblick dieser über vier Jahre lang gehafteten und verachteten Leute empörte ihn schon auf der Straße wie einen trozigen Knaben; zu sprechen hätte er unmöglich mit ihnen vermocht. Außerdem ergaben diese Beratungen niemals ein praktisches Resultat. Die Offi=

ziere, die auf Grund ihrer persönlichen Erfahrungen im Osten allenfalls von gutem Willen beseelt sein mochten, waren von den Weisungen abhängig, die sie aus London und Paris erhielten. Und die lauteten nach wie vor dahin, daß der Seeweg für notwendige deutsche Militärtransporte nach Libau gesperrt blieb. Offenbar über- schaute man in London den Ernst der Lage nicht, oder man gab das Land der roten Flut bewußt preis und hinderte mit allen Mitteln eine Stärkung der deutschen Kräfte im Osten. Herr von Einlage-Mausdorff gebärdete sich wie ein Verzweifelter; die baltischen Werbestellen im Reich arbeiteten verhängnisvoll langsam; trotzdem war es gelungen, in Danzig und Stettin für die Landeswehr und die Eiserne Division Ausrüstungsstücke, Munition und Artillerie, Proviant und Waffen aufzustapeln. Ja, in Stettin lagen sogar einige Bataillone, in Danzig ein weiteres Freiwilligenregiment zum Abtransport nach Libau bereit. Diese schimmernde Hoffnung auf Hilfe vereitelte aber die von der Entente verhängte Seesperre. Während in London einerseits darauf bestanden wurde, daß deutsche Truppen die Verteidigung der baltischen Provinzen gegen die rote Armee durchführten, sperrten englische Schiffe anderseits jede Zufuhr. Denn an einen Bahntransport größerer Formationen und umfangreiche Nachschübe an Heeresgut auf dem Landwege konnte bei den obwaltenden deutschen Eisenbahnzuständen nicht gedacht werden. Mausdorff verzagte, telegraphierte und hoffte.

Auch der Gouverneur bereitete in seiner Art nur Un- gelegenheiten. Der alte Herr, der wohl in normalen Kriegszeiten als Stappenchef seinen Repräsentations- pflichten leidlich nachgekommen sein mochte, war den völlig veränderten Verhältnissen keineswegs gewachsen. Sein einziges Bestreben ging dahin, die Flüchtlinge möglichst bald abzutransportieren und die Räumung der Stadt rechtzeitig und in Ordnung durchzuführen. An Verteidi-

gung dachte er nicht. Seine Rundgebungen, die immer auf die unmittelbar bevorstehende Räumung hinwiesen, trugen Verwirrung in die Bevölkerung und boten den radikalen Elementen Handhaben für ihre Hege gegen die Militärgewalt. Sein dürrer Generalstabschef, ein nervöser und abgespannter Offizier, stand, wie er, unter dem verhängnisvollen Einfluß des Soldatenrats und sehnte sich nach seiner Berliner Häuslichkeit. Brönner hatte Tage, an denen er nach einem Besuch im Gouvernement förmlich rastete. Seine Verzweiflung lud er dann bei Mausdorff ab; allen Ernstes drohte er, mit seinen Leuten den Soldatenrat mitsamt seinem „Ableger“, wie er das Gouvernement nannte, festzusetzen. Da sich Mausdorff schlecht mit dem Gouverneur vertrug, mußte Landrat von Hasterrot, ein alter Freund des Generals, an seiner Stelle vermitteln. Mühsam wurden auf diese Weise die größten Vorheiten des Gouverneurs im letzten Augenblick immer noch verhindert.

Schließlich erklärte Mausdorff, im Angesicht all dieser Schwierigkeiten die Verantwortung nicht mehr allein tragen zu können. Zu einem der nächsten Abende wurde in den Saal der „Muße“ eine große, deutsche Versammlung einberufen, an der sämtliche, zur Zeit in Libau anwesenden deutsch-baltischen Männer teilnehmen sollten. Zweck der Zusammenkunft war die Wahl eines aus zwölf Personen bestehenden Ausschusses, der fortan die deutsch-baltischen Interessen zu vertreten hätte. Da Flüchtlinge aus allen Gegenden des lettischen Teiles der Provinzen anwesend waren, würde der von ihnen gewählte Ausschuß Anspruch darauf erheben dürfen, tatsächlich die höchste Vertretung des Deutschtums in den Landen zu sein.

Die Saaltüren wurden geschlossen, Mausdorff, mit einer langen Namensliste und einem zernagten Bleistift bewaffnet, tat überaus geheimnisvoll; ein sehr alter, sehr verbrauchter Herr eröffnete die von über vierhundert

Herren besuchte Versammlung mit einer matten Rede, die vielen unverständlich blieb. Nach dieser Rede ließ Mausdorff von einem zum andern und flüsterte jedem dasselbe ins Ohr: er warnte davor, den alten Grafen Hoehne zu wählen; der Graf sei scharmant, aber russisch orientiert, den Letten verhaßt, überhaupt unbrauchbar. Ein ehemaliger russischer Offizier Baron Mausdorff, ein entfernter Verwandter des Politikers, redete einer russischen Orientierung das Wort, desgleichen Senator Graf Lubahn, der Landwirtschaftsminister am Hofe Nikolaus des Zweiten gewesen war. Mit verschränkten Armen stand Grothe, an einen Stürpfofen gelehnt, und hörte sich diesen wortreichen, leeren Zwist verächtlich an.

Mausdorff war tief enttäuscht, als Graf Hoehne und Graf Lubahn dennoch in den Ausschuß gelangten; er fühlte sich vollends unterlegen, als zum Vorsitzenden nicht er, sondern der Senator gewählt wurde. Bitter klagte er Grothe sein Leid. Gleich am nächsten Tage fand aber doch in seiner Wohnung die erste Sitzung des Ausschusses statt. Unsachlicher und vielfach persönlicher Streit füllte diese erste Zusammenkunft aus. Aber die Sitzung sollte nicht einmal zu Ende geführt werden können. Ein Diener trat ein und überreichte dem Baron einen Zettel. Mausdorff überflog die wenigen Zeilen rasch. Die anderen schwiegen gespannt; sie fühlten, daß es sich um bedeutsame Nachrichten handelte. Da erhob sich Mausdorff ungestüm. „Meine Herren,“ sagte er gewichtig im Gefühle, daß alle Augen an seinen Lippen hingen; „mir wird soeben vom Gouvernement mitgeteilt, daß die rote Armee heute um die Mittagszeit auch in Mitau eingezogen ist. Unter schweren Gefechten ziehen sich unsere Truppen auf Libau und die deutsche Grenze zurück. Die Roten, die die Na nördlich von Mitau an mehreren Stellen überschritten haben, folgen ihnen auf dem Fuße und dringen energisch gegen die Windau



vor!“ Das Gesicht in feierliche Falten gelegt, sah Maussdorff die Herren einzeln an, die reglos vor ihren Notizen saßen...

Das äußere Straßenbild in Riga wandelte sich nach dem Falle Mitau fast über Nacht sehr wesentlich. Schon am 11. Januar trafen die ersten Formationen der geschlagenen Armee in der Stadt ein. Verwilderter Train durchzog die Straßen zuerst. Es waren lange Kolonnen niedriger Bauernschlitten, bespannt mit kleinen, zottigen Pferden. Die Leute sahen ermattet und verwahrloßt aus. Vor allem ließ ihre Disziplin zu wünschen übrig: auf den Schlitten hockten nicht nur fragwürdige Frauengestalten mit städtischen Hüten auf dem Kopf und in einfache Umschlagtücher gehüllt; neben ihnen lagen Dinge, die eigentlich nicht auf einen Trainschlitten gehörten: Stoffballen, lettische Bauerntruhen, gestohlenen und geraubtes Gut. Es folgte russische und baltische Kavallerie; lettische Regimenter, deren Mannschaften nur zum Teil uniformiert waren, zogen ein. All diese bis an die Zähne bewaffneten Männer zu Fuß und zu Pferde, die von den Rigaern angestaunt und vielfach verwünscht wurden, hinterließen einen schweren, lähmenden Eindruck. Sie waren die Niederlage, kamen aus der Auflösung, und ihr Erscheinen bedeutete Gefahr. Möglichst weit außerhalb der Stadt, in der Hauptsache im Kriegshafengelände, wurden sie in leeren Kasernen untergebracht. Brönner sorgte dafür, daß seine Leute kaum in Berührung mit ihnen kamen. Nur für die ersten, gänzlich erschöpften Formationen der baltischen Landeswehr wurden die Schulen im Innern der Stadt geräumt. Diese Landeswehrleute übernahmen den Rigauer Sicherheitsdienst unter der Bedingung, daß sie in kürzester Zeit von jenen neu aufgestellten Rigauer deutsch-baltischen Freiwilligenverbänden abgelöst werden würden, deren Ausbildung und Führung Leutnant Grot und die Brüder Hoehne übernommen hatten.

Begleitet von versprengten Patrouillen der Landeswehr oder einfach von bewaffneten deutschen Herren eines gewissen Umkreises auf dem flachen Lande, die sich beritten gemacht hatten, trafen in diesen Tagen aus Nordfriesland und den Landstädten lange Schlittenkarawanen von Flüchtlingen in Vibau ein und hielten vor dem Gebäude der „Muße“. Als Grothe, auf die Straße tretend, ahnungslos die erste dieser Karawanen erblickte, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück und presste die Hand gegen die Stirn. Wie ein Ausschnitt aus dem Mittelalter, aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, mutete ihn dieses Bild des Jammers und der Not an. Den glanzlosen Augen der vermummten Frauen, die zwischen ihren Kindern und Gepäck auf dem Stroh der Bauernschlitten hockten, sah man an, daß sie auf der meilenweiten Fahrt durchs aufständische Land häufig Brände gespiegelt, mehr als einmal den Tod geschaut hatten. Und die Männer in zerشلissenen Flaufchröcken oder Halbpelzen und ausgeblichenen Mützen, die wohl gelegentlich auch schon eine Kugel aus dem Hinterhalt gestreift haben mochte, erzählten mit rauhen, heiseren Stimmen von den Mützen, die es mitunter gekostet hatte, ihre Liebsten im letzten Augenblick in Sicherheit zu bringen.

Der Pastor eines Landstädtchens saß mit abgefrorenen Ohren und Zehen, die Jagdflinte auf dem Rücken, hoch zu Roß. So hielt er neben dem Schlitten seiner Frau und seiner Kinder und wartete darauf, daß die Reihe an ihn kam, und auch ihm von den Komiteedamen eine Unterkunft angewiesen wurde. Grothe kannte ihn gut. Er ging auf ihn zu. Sie schüttelten sich die Hände. „Pfui Teufel!“ fluchte Pastor Seegrün, „ist das eine Kälte! Na, ich sag dir, Wolf, die Fahrt war höllisch. Bei zehn Grad minus in sechs Tagen hundertundzwanzig Kilometer zurückgelegt! Ich immer zu Pferde neben dem

Schlitten her. Wir haben was erlebt!“ Seine blauen Augen strahlten. „Gottlob, daß wir geborgen sind. Wie durch ein Wunder,“ fuhr er fort, „bin ich dem Tode entronnen. Am Neujahrstage nahmen mich die örtlichen Bolschewiken in meiner Pfarre gefangen. Vergeblich protestierte meine Gemeinde durch eine Deputation bei den allmächtigen Rummeln. Es hieß, ich sei Spion der Baronsbande; so nennen sie die Landeswehr. Mit zehn anderen deutschen Männern und Frauen meiner Gemeinde wurde ich dreiundzwanzig Kilometer weit zu Fuß durch Eis und Schnee nach Tuckum getrieben. Dort sollten wir vor dem Volkstribunal abgeurteilt und erschossen werden. Zwei Rotbachs sind tatsächlich am nächsten Tage ermordet worden. Mich ließ man tagelang in Einzelhaft. Fast verhungert bin ich. Überraschend brach jedoch eines Nachts eine auf dem Rückzug begriffene Schwadron der Landeswehr in Tuckum ein und befreite die Gefangenen, mich darunter. Der Gile wegen ist in Tuckum unter den Roten leider nicht so aufgeräumt worden, wie sich's gehört hätte. Aber gegen zwanzig Mann haben wir doch an die Wand gestellt und wie die Hasen abgeschossen. Es war die reinste Freude meines Lebens. Ich hab' dann meine Frau und meine Kinder auf den Schlitten geladen. Und nun sind wir da!“ Pastor Seegrün sah über die Gefährte der Flüchtlinge fort und nickte nachdenklich: „Mehr als die Hälfte von all diesen hat schon erfahren, was bolschewistische Gefangenschaft, was Bolschewismus ist.“

Als Brothe gesenkten Hauptes durch die blaue Stunde des hereinbrechenden Abends eine stille Straße entlang heim ging, stieg würgend und schmerzhaft jäh so etwas wie ein Weinkrampf in seiner trockenen Kehle empor. Seine Rippen zitterten. In der Tasche ballte seine Hand sich ohnmächtig zur Faust... Das hatte er in der Heimat nicht erwartet; daß die Wogen des Aufruhrs so hoch

über diesem geliebten Lande zusammenschlagen würden, hatte er nimmer vorausgeahnt... Germanendämmerung! dachte er... Ein krankhaftes, tränenloses Weinen erschütterte ihn. Seine übermäßig angespannten Nerven hielten nicht mehr stand. Aber er schämte sich dessen nicht. Es war aller Grund vorhanden, zu verzweifeln... Nach siebenhundertjährigem Ausharren in Kampf und Not verließen die Deutschen als Vertriebene und Unterliegende die heimatliche Scholle, die sie jahraus jahrein mit ihrem Schweiß, so oft mit ihrem Blut, getränkt. War es das Ende? Gingen sie für immer? Brothe vermochte es nicht zu entscheiden...

\*

\*

\*

Elinor Berg war in Verzweiflung. Die kleine Rita die sich vor einigen Tagen bei einem Besuch der Kaserne Brönners erkältet haben mochte, lag an einer schweren Lungenentzündung darnieder. Die Mutter wich nicht von dem Bette des Kindes. Am Morgen hatte der Arzt seinen Krankenbesuch gemacht und beim Fortgehen der Großmutter, der alten Frau von Noot, gegenüber ganz offen ernsteste Bedenken geäußert. Man müsse sich auf alle Zufälle gefaßt machen, um so mehr, als die schwächliche Konstitution der Kleinen keinerlei sichere Schlüsse auf den Verlauf der Krankheit zulasse. Frau von Noot ließ die Armee hoffnungslos sinken. In all der Not und rettungslosen Auflösung dieser Sage nun auch noch dieses persönliche Leid! Elinor war ohnehin in den zwei Tagen der Krankheit ihres Kindes, das ihr in der unglücklichen Ehe alles bedeutete, vor Kummer und Sorge einsilbig geworden. Sie wußte kaum, was um sie her geschah und wehrte nur mit der Hand ab, wenn Balthasar Berg oder der Vater ihr die Ereignisse des Tages mitzuteilen oder ihr auseinanderzusetzen versuchten, daß schon in aller nächster Zeit Umstände eintreten könnten, welche die



Ubersiedlung der Familie nach Deutschland notwendig machten. Sie hörte nicht darauf, wies mit ausgestreckten Armen kummervoll auf ihr fieberndes Kind und sagte herb: „Fahrt! Ich rühre mich nicht aus dem Hause, solange Rita nicht wiederhergestellt ist. Ich kann ja gar nicht daran denken, das Kind in diesem Zustande aufs Schiff zu bringen.“ Sie auf einen ernsten Ausgang der Krankheit vorzubereiten, konnte also gar nicht gewagt werden.

Brönner machte es in diesen Tagen trotz aller Verantwortung und Arbeit, die auf ihm lastete, möglich, morgens und abends bei Bergs vorzusprechen. Elinor tat ihm grenzenlos leid.

Mit klopfendem Herzen trat er jedesmal bei Bergs ein. Elinor empfing ihn meist selbst und führte ihn einmal ins Zimmer der Kranken. Aber das schweratmende Kind gebeugt, griff sie plötzlich nach seiner Hand; er war zu laut aufgetreten und sie hatte ihn durch diese Bewegung zur Vorsicht mahnen wollen. Er aber deutete die Berührung ihrer Hände im ersten Augenblick, verwirrt durch ihre Nähe, anders, beugte sich über ihre Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Langsam richtete sie sich auf und sah ihn an. Er hielt ihrem traurigen Blick ruhig stand. Da sank sie für Sekunden an seine breite Brust. Als der jähe Rausch aber rasch verflogen war, schämte sie sich ihrer Schwäche. Erröthend senkte sie den Blick und ließ sich neben ihrem Kinde in einen tiefen Sessel fallen. Dann schlug sie die durchsichtigen Hände vors Gesicht.

Brönner stürmte in den kalten Abend hinaus. Seine Wangen brannten. Was tat es, daß ringsum alles zusammenbrach, daß alles Bestehende und Vorhandene wankte und stürzte. Was tat es, daß sie verheiratet war und daß ihr Kind vielleicht heute noch starb!? Sie liebte ihn! Das allein war wirklich und wahr und galt.

Das allein war der ruhende Pol im Rasen dieser Zeit... In den Anlagen warf er sich auf eine beschneite Bank. Ihm war heiß; er riß den Mantel auf und warf die Handschuhe fort. Die heißen Hände wühlte er tief in den harten, gefrorenen Schnee. So saß er eine Weile lang und genoß die Einsamkeit. Wie von ferne klang das Brausen der Stadt und das Raunen des Meeres an sein Ohr. Das feine, nackte Geäst einer Birke vor ihm hob sich schwarz und deutlich vom sternklaren Nachthimmel ab. Schließlich seufzte er tief auf, erhob sich und ging rasch entschlossen zur Stadt zurück.

Anderen Tags war er in aller Frühe bei Bergs. Elinor begrüßte ihn übernächtigt, aber dennoch weniger niedergedrückt. Sie hatte die ganze Nacht bei Rita gewacht; nun wollte sie ein wenig ruhen, und Frau von Root war zu dem Kinde hineingegangen. „Wie geht es, gnädige Frau?“ fragte Brönner teilnahmsvoll. Sie streckte ihm mit einem glücklichen Ausleuchten der Augen beide Hände hin. „Ach, Herr Brönner,“ sagte sie hastig; „das Fieber ist gefallen. Die Kleine war bei Bewußtsein. Ich hoffe, es geht der Besserung entgegen. Um elf Uhr erwarte ich den Arzt. Wie wäre ich glücklich!“ Beruhigt ging Brönner nach dieser Auskunft an die Arbeit, die ihn an diesem Tage besonders lange festhielt. Von der Front waren Nachrichten von einem unerwartet raschen Vordringen der roten Armee gegen die Windau eingelaufen, und ein Teil des Freikorps „Brönner“ unter Führung Leutnant von Friesens sollte vierzig Kilometer östlich von Ribau einen Bahnknotenpunkt besetzen, der bereits gefährdet schien. Außerdem war ein Bataillon der Ribauer Garnison zu entwaffnen, das gemeutert hatte und forderte, in die Heimat abtransportiert zu werden. Mit hundert Leuten drang Brönner selbst in die Kaserne, erzwang die Waffenstreckung und nahm die Rädelsführer fest.

Er hatte tagsüber kaum etwas genossen. Ehe er

seinen Abendbesuch bei Bergs machte, ging er deshalb für eine halbe Stunde in die „Muße“ hinüber, um zur Nacht zu essen. Er nahm allein an einem kleinen Tisch Platz. Neben ihm saß ein größerer Kreis von libländischen Flüchtlingen, zu denen sich Landrat von Hasterrot gesellt hatte; man sprach über bekannte baltische Familien und ihre Schicksale in diesen trüben Tagen. Da sagte Landrat von Hasterrot: „Ein schwerer Schlag hat heute hier in Libau die Familie Berg aus Schelehn betroffen, meine Damen. Wie ich höre, ist am Nachmittag das einzige Töchterchen Elinor Bergs, einer geborenen Root, an Lungenentzündung gestorben.“ Die Damen und Herren drückten ihre Teilnahme aus. Brönner aber sprang auf. Er ließ sein Essen stehen, vergaß das Zahlen, warf den Mantel lose um die Schultern und lief die Treppe hinunter. Atemlos trat er bei Bergs ins Wohnzimmer. Der alte Herr von Root hatte ihm geöffnet. Stumm schüttelten sie sich die Hände. Im Salon saßen die Damen. Frau von Root war verweint. Elinor saß auffallend ruhig an dem mit Büchern und Zeitschriften bedeckten Tisch und starrte eine farbige Sommerlandschaft in „Velhagen und Klasing's Monatsheften“ an. In seiner feldgrauen Landeswehruniform, die er seit einigen Tagen trug, ging Balthasar Berg mit finsterner Miene im Zimmer auf und ab. Sein kahler Kopf glänzte im Licht des Kronleuchters.

Als Brönner eintrat, ging ihm Frau von Root weinend entgegen. Balthasar Berg verzog sein Gesicht für Sekunden zu einem zuvorkommenden, wehleidigen Lächeln. Elinor nickte ihm nur stumm zu. Es war, als sei sie vollkommen abwesend, als ginge sie nichts mehr an. Unter Tränen erzählte Frau von Root, wie alles so rasch gekommen war. Nach der vorübergehenden Besserung am Morgen war das Fieber um die Mittagszeit jäh wieder gestiegen. Der Arzt habe bald alle Hoffnung aufgegeben.

Am Nachmittag war dann der Todeskampf eingetreten. Balthasar Berg blieb mit düsterem Gesicht am Tisch stehen und blätterte mit fliegenden Händen in einem Buch. Sein Atem ging rasch und stoßweise. Plötzlich brach er leidenschaftlich und unbeherrscht los: „Jetzt ist es zu spät, zu wehklagen und zu jammern. Man hätte vorher mehr auf das Kind achtgeben sollen. Ich kann Elinor von der Schuld an diesem Unglück nicht freisprechen. Überallhin wurde Rita bei diesem eisigen Wetter mitgeschleppt. Sogar in die zugige Kaserne hast du das Kind gezerrt. Was hatte Rita bei den Soldaten zu suchen!? Ich fluche deiner Unbedachtsamkeit; du wußtest, wie schwächlich Rita war. Aber statt sie zu hüten, hast du sie Wind und Wetter ausgesetzt. Abhärtungstheorien? Welch ein Unsinn! In den Tod ist das Kind getrieben worden!“ Er warf das Buch heftig auf den Tisch und begann wieder auf und ab zu rennen. Elinor hatte ihn starr und unbeweglich angesehen. Um ihre Mundwinkel zuckte es. Die Hände gegen die Stuhllehnen gestützt, richtete sie sich mühsam auf. Ihre Augen schienen schwarz. Sie sah zuerst Brönner an; dann begegneten sich ihre und ihres Mannes Blicke und tauchten flüchtig ineinander. Kein Wort fiel, niemand sagte etwas. Aber als Elinor sicheren Schrittes und mit geneigtem Haupt an ihrem Manne vorüber aus dem Zimmer schritt, wußten sie alle im Raume, daß eine unwiderrufliche Trennung sich vollzogen hatte. Frau von Root's Rippen zitterten. Balthasar hatte sich mit zusammengezogenen Augenbrauen in eine Diwanecke gedrückt. Und Herr von Root sah nervös nach der Uhr. Brönner verabschiedete sich unmittelbar, nachdem Elinor aus dem Zimmer gegangen war. „Es war mir unendlich peinlich . . .“ stammelte er in der Tür, als er sich von Herrn von Root verabschiedete. Der alte Herr legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. Etwas zu sagen, war er zu bewegt.



Der Beisetzung der kleinen Rita am Vormittage des achtzehnten Januar wohnten nur die allernächsten Verwandten der Familie bei. Auch Brönner war erschienen. Aber selbst das kleine Trauergesolge verließ den Kirchhof sofort, nachdem die Totengräber den frischen Hügel mit Tannenzweigen bedeckt hatten. Denn in diesen Stunden begann sich die letzte, aufregende Phase der allgemeinen Auflösung in Libau abzuspielen. Am frühen Morgen war bekannt geworden, daß die Vorhut der roten Armee einen siebzig Kilometer östlich von Libau liegenden Eisenbahnknotenpunkt erreicht hatte; es war augenscheinlich die letzte Etappe der roten Flut in ihrem unüberwindlichen Vordringen gegen die Küste . . .

Mit Koffern und Reisekörben beladene Rollwagen fuhren in ununterbrochenen Kolonnen aus der Stadt zur Liegestelle des Riesendampfers „Hannover“ im Winterhafen. Alle Welt war auf den Beinen, in allen deutschen Häusern rüsteten die Familien in Hast und Eile zum Aufbruch. In Überstürzung wurden die letzten Geschäfte abgewickelt. In der „Muße“ herrschte ein beispielloses Chaos. Sauwetter war eingetreten. Von den Dächern tropfte goldener Überfluß. Die Späßen schrien in den gelben Büschen vor dem Gymnasium und auf dem Rosenplatz. Und wolkenlos blaute der Himmel. Der schwarze Asphalt der Bürgersteige war naß und blitzte wie ein Spiegel. Durch den Schlamm der Fahrdämme aber stampften Patrouillen und in dröhnendem Gleichschritt die Kompagnien des vor wenigen Tagen eingetroffenen Freikorps des Hauptmanns Grafen von Rogga, der seine bayerischen Jäger mit der goldenen Leier auf dem linken Oberarm dem Feinde entgegenführte. Über der Stadt lastete nervöse Spannung. Der Gouverneur hatte Vorbereitungen für den gegebenenfalls nötig werdenden Abtransport auch der militärischen Behörden getroffen. Diese Maßnahme, gegen welche Brönner vergeblich angekämpft

hatte, ließ die Lage vollends hoffnungslos erscheinen, und veranlaßte auch alle diejenigen, die bis zuletzt bleiben wollten, die sofortige Abreise in Erwägung zu ziehen. Es hieß gerüchtweise, daß die „Hannover“, die nachts in See stach, der letzte Dampfer sein würde, der Flüchtlinge und ihre Habe an Bord nahm.

Nachmittags begannen die Deutschen sich auf der „Hannover“ einzuschiffen. Gegen tausendzweihundert Fahrgäste waren angemeldet. Die Ladekräne arbeiteten ununterbrochen, Ketten klirrten, Winden kreischten, Pisse gellten. Am Kai herrschte reges Kommen und Gehen. Der Dampfer hatte bisher dem Rücktransport russischer Gefangener über Reval gedient und war entsprechend verwarhlost und verunreinigt. Das ursprünglich für Auswandererzwecke gebaute Schiff wies zudem nur Zwischendecks auf. Kajüten und Kabinen gab es so gut wie überhaupt nicht. Gegen einen unerhört hohen Preis vermieteten freilich die Mannschaften, die sich um keine Dienstregeln kümmerten, ihre unsaubereren Verschläge an die zahlungsfähigen Passagiere. So war denn die Mehrzahl der Flüchtlinge darauf angewiesen, sich neben den etagenförmig angeordneten, eisernen Bettstellen im Zwischendeck familienweise unterzubringen.

Dr. Wolfgang Grothe brachte seine Angehörigen schon früh an Bord. Er hatte sich mit seinen Eltern und dem Ehepaar Bodenbach zusammengetan und die Kabine eines Steuermannes gemietet. Dann kehrte er ins Hotel zurück, um seine eigenen Sachen in Ruhe zu packen. Er hatte sich erst um die Mittagszeit entschlossen, seine Eltern nach Deutschland zu begleiten, obwohl Mausdorff, der vorerst zurückblieb, ihm eine Kajüte auf dem Dampfer des Gouvernements gesichert hatte. Er hielt den Optimismus Brönners, der immer noch daran glaubte, daß Libau zu halten sei, für Tollheit und lachte über seine Absicht, die Familie Berg auf der „Hannover“ bis Stettin zu be-

gleiten, um dann schon am nächsten Tage mit demselben Schiff, dreitausend Mann Freiwilliger an Bord, nach Libau zurückzukehren. „Sie werden in Stettin bleiben, Brönner,“ hatte er ihm gesagt. „In einem bolschewistischen Libau werden Sie wohl nach einigen Tagen kaum zu landen wagen. Und eine Kriegsflotte steht Ihnen doch nicht zur Verfügung.“ Aber Brönner verharrete standhaft bei seiner hoffnungsfreudigen Auffassung. Und während Brothe resigniert seine Hotelrechnung bezahlte, seine Sachen packte, Briefe und Papiere verbrannte und ein wertvolles Dokument seiner Libauer Zeit, den Scheck des alten Grafen Hoehne über hunderttausend Mark, in einem Geheimfach seiner Handtasche unterbrachte, bereitete Brönner sorgfältig alles für seine Abreise und Rückkehr vor. Das Freikorps unterstellte er dem Grafen Rogga, von Mausdorff ließ er sich eine Reihe von Empfehlungsschreiben und Vollmachten geben, und Leutnant von Friesen band er auf die Seele, für seine Leute zu sorgen. Dann ging er schweren Herzens ins Villenviertel, um Bergs bei der Übersiedlung auf den Dampfer behilflich zu sein.

Es war schon spät und völlig dunkel, als er die tiefverschleierte Elinor und die alte Frau von Root das Fallreep hinaufführte. Herr von Root war mit dem Vorarbeiter aus Schelehnen, dessen Familie und der alten Babette bereits früher an Bord gegangen. Balthasar Berg, in einen dicken Fahrpelz gehüllt und übelster Laune, achtete unterdessen am Kai darauf, daß das Gepäc richtig verladen wurde. An Bord gekommen, weigerte sich Elinor entschieden, hinunterzugehen; sie ließ sich aufs Promenadendeck hinaufführen, wickelte sich fest in ihren Pelz und erklärte, bis zur Abfahrt oben bleiben zu wollen. Man solle ihr dieses Alleinsein doch gönnen. Sie habe seit Ritas Tod noch keinen Augenblick Zeit gefunden, sich ungestört ihren Gedanken hinzugeben. Frau von Root

seufzte. Aber Brönnner riet, ihr den Willen zu lassen; und mit der alten Dame allein stieg er die steile Treppe zum Zwischendeck hinunter.

Am Bord gab es den ganzen Abend über ein immerwährendes Wiedersehen und Händeschütteln. Im Zwischendeck, auf den Gängen, am Fallreep und in den Kabinen trafen sich Verwandte, Nachbarn und Bekannte. Der Nationalausschuß befand sich mit Ausnahme Maussdorffs vollzählig auf dem Schiff. Auch einige lettische Minister waren anwesend. Sie standen in einer abgeschlossenen Gruppe schweigend bei ihrem Gepäck im Zwischendeck und sahen dem Treiben der Flüchtlinge mit absonderlicher Verbissenheit zu. In einem der Korridore, die zu beiden Seiten des Maschinenraumes Vorderschiff und Hinterschiff verbanden, gingen unterdessen Graf Hoehne und Graf Lubahn langsam auf und ab. „Fatal,“ sagte Graf Hoehne, „ich hab’ in der Eile mancherlei Geschäftliches unerledigt lassen müssen. Es ist ein Glück, daß wenigstens mein Förster Meyer zurückbleibt; ich hoffe, er zwingt die Juden, mit dem Gelde herauszurücken. Ich habe nämlich Wald verkauft.“ „So, so?“ fragte Graf Lubahn, „das ist interessant!“ Hoehne zupfte an seiner Weste: „Ja, Excellenz, meine Söhne sind ein kostspieliger Nachwuchs. Und dann — neulich die unglückliche Hasardpartie meines Ältesten! Ich könnte die Summe in Deutschland gut brauchen, die Esfergei neulich verloren hat.“ „So, so?“ Graf Lubahn hielt die welke Hand an den scharfgeschnittenen, bartlosen Mund und gähnte. Ein alter Herr hatte sich hinlegen müssen; mit blauem Gesicht lag er da; er hatte sich beim Anbordgehen überanstrengt und einen Herzanfall zu überwinden gehabt. Einige Betten weiter schrie in kurzen Abständen eine Schwachsinnige: „Meine Puppen, Isalie, wo sind meine Puppen? Ich hatte ihnen bunte, neue Kleider angezogen. Wo sind meine Puppen? . . .“ Man versuchte, sie zu beruhigen;



aber das verwachsene, häßliche Ding rief mit klagender Stimme immer wieder nach seinem Spielzeug: „Meine Puppen, Isalie . . .“ Dieser sinnlose Ruf klang noch lange durchs Zwischendeck und verstummte erst, als man der Blöden die Puppe irgendeines Kindes in die Hand gedrückt hatte.

Kurz vor der Abfahrt, als einer der Letzten, kam Leutnant Grot an Bord. Er war kommandiert worden, Brönnner als Adjutant zu begleiten. An der Luke zum Laderaum traf er Bodo von Bodenbach, der um die Damen des Militärtheaters bemüht war. „Sind die Ihrigen auch auf dem Schiff?“ fragte Grot. Die kleine Soubrette Daisy Mohr warf ihm verliebte Blicke zu. „Ja wohl. Unten. In der Steuermannskajüte!“ sagte Bodo ein wenig betroffen und versuchte, zwischen sich und die Damen des Theaters einen Abstand zu legen. Grot fragte sich bis zur Steuermannskajüte durch. Als er eintrat, war er überrascht, wie wohnlich dieser Raum gestaltet worden war. In den letzten beiden Wochen hatte er viel im Grotheschen Hause verkehrt. Frau Grothe nannte ihn scherzend ihren Pflegesohn und hatte den immer ein wenig schwermütigen, ein wenig heimwehkranken, jungen Offizier, der mit seinen neunzehn Jahren fast noch ein Knabe war, ins Herz geschlossen. Er aber war im Grotheschen Hause ein anderer geworden. In diesem Kreise konnte er sogar lebhaft sein und ganz tolle Einfälle haben. „Sie essen natürlich bei uns, Grot,“ sagte Frau Grothe bestimmt. „Wir haben ein förmliches Souper. Katrine scheint für eine vierzehntägige Seereise und dazu lukullisch vorgesorgt zu haben.“ Sie lag halb auf einem Riegestuhl. Katrine wuschte sich die Hände an ihrer blauen Schürze ab. „Unterwegs muß man viel essen, besonders auf dem Wasser,“ stellte sie fest. Erika ordnete noch etwas am Esstisch. Sie sah nach der Uhr. „Ich begreife gar nicht, wo Bodo bleibt. Sogar Wolf ist schon

zurück. Er sitzt bei Papa im Rauchsalon.“ „Ihren Herrn Gemahl traf ich soeben; er war an der Ladeluke ein paar Damen behilflich,“ sagte Brot ahnungslos. Erika wandte sich jäh um. Katrine hustelte. Frau Grothe aber sagte leichthin: „Immer Kavalier, der gute Bodo. Nun, er wäre hier nötiger. Ich werde ihm den Kopf waschen.“

Gegen Mitternacht wurde das Fallreep eingezogen. Die Drahtseile, die das Schiff am Kai festhielten, lösten sich. Dröhnend gab die Dampfpfeife das Signal zur Abfahrt, und die riesenhafte Schraube begann sich langsam zu drehen.

Grothe war mit Leutnant Brot auf die Kommando-  
brücke gestiegen. Das Deck war fast menschenleer. Der Himmel hatte sich gegen Abend bezogen, und nun ging gar feiner, nebelartiger Sprühregen nieder. Trübe und strahlenlos in diesem milchigen Nebel glommen im Kriegshafen die roten und grünen, weißen und gelben Lichter der englischen Torpedoboote; für Sekunden geriet die „Hannover“ einmal in den schwachen Lichtschein eines englischen Scheinwerfers; aber die Briten gaben das unnütze Spiel sofort wieder auf. In immergleichen Bahnen glitten, unbekümmert um Nebelschwaden und Regensfahnen, nur des Leuchtturms Strahlengarben gespensterhaft durch die Nacht . . .

Grothe brannte sich eine Zigarette an. Das Abenteuer war zu Ende. Ein paar Tage noch, dann betrat er seine Berliner Wohnung, saß wieder arbeitend an seinem breiten Schreibtisch, und höchstens in der Erinnerung stiegen, wie Traumbilder, die verworrenen Erlebnisse der letzten Wochen vor ihm auf. Die Eindrücke ließen sich wohl auch als Vorwurf für eine Artikelreihe oder ein paar Vorträge verwenden, und er würde dem aufhorchenden Berliner Spießer schon einige blutige, nervenfigelnde Bilder vor Augen führen. Im übrigen aber begann wieder

das eintönige Dasein, gelegentlich nur unterbrochen durch abenteuerliche Nachrichten aus der Ferne. Das Chaos in der Heimat war nicht stärker gewesen, als menschliche Geseze und innere Normen, deren Fesseln Grothe täglich spürte. Ihn hatte die Zeit nicht entfesselt. Statt dessen war mit neuer Gewalt die Liebe zur Heimat, die er nun verlor, in ihm erwacht . . .

Im ungewissen Licht der elektrischen Lampen, die auf der Kommandobrücke brannten, betrachtete er Grot's Antlitz. Grot schien in Nachdenken versunken und sah aufs Deck hinunter. Plötzlich trat er auf Grothe zu. „Verzeihen Sie die Indiskretion, Herr Doktor. Aber ich fühle mich bei Ihren Eltern wie zu Hause. Ich habe vorhin eine Unvorsichtigkeit begangen. Ich traf Ihren Herrn Schwager an der Ladeluke, als er gerade ein paar Damen behilflich war. Erst später erfuhr ich, daß es sich um Schauspielerinnen des Militärtheaters gehandelt hat. Und ahnungslos erzählte ich Ihren Damen von dieser Begegnung. Meine Mitteilung hat offensichtlich verstimmt. Es war aber wirklich weder meine Absicht, Ihren Herrn Schwager bloßzustellen, noch Ihrer Frau Schwester wehe zu tun. Nun ist mir der Vorgang furchtbar peinlich.“ Grothe horchte auf. Bodos knabenhafter Leichtsinn und seine Unbedachtsamkeit konnten verhängnisvoll werden. Der Mensch ging abschüssige Wege. Entweder kehrte er jäh um, oder es mußte Klarheit geschaffen werden, ehe die Leute sich die Mäuler zerrissen, und die Gewißheit dieses Auseinandergehens Erika vielleicht schwerer traf, als das wohl heute noch der Fall sein würde. Daß sich der Bursche nicht wenigstens im Angesicht des Zustandes zusammenriß, in dem sich Erika gegenwärtig befand! „Es sind absonderliche Verhältnisse, lieber Grot,“ sagte er ruhig, „unter denen Bodenbach in unsere Familie hineingeheiratet hat. Aber der Menschen Wille ist ihr Himmelreich. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Nun

will ich doch hinuntergehen und mich hinlegen. Ich glaube, es ist das Beste. Gute Nacht.“

Eine Stunde vor der Abfahrt war Brönner zu Elinor hinaufgegangen, um sie in die Kabine zu geleiten. Sie saß im Schutze der Deckbauten im Halbdunkel. „Sie kommen mich holen?“ fragte sie freundlich, als Brönner auf sie zutrat. „Gern. Ich gehe mit Ihnen. Ich habe schon ein wenig gefroren. Es ist eben doch Winter.“ Brönner nahm für Augenblicke neben ihr Platz. Er ergriff ihre beiden Hände. „Liebste, gnädigste Frau. Nun Sie die Heimat verlassen, gestatten Sie mir, Ihnen noch einmal herzlich für die unvergeßlichen Stunden in Ihrem Hause und in Ihrer Nähe zu danken.“ Sie sah an ihm vorbei, geradeaus ins Dunkel, entzog ihm aber ihre Hände nicht. „Damit ist's jetzt vorbei,“ sagte sie tonlos. „Ich kann mir gar nicht denken, daß ich jemals wieder den Meinigen und meinen Freunden ein behagliches Haus werde bieten können. Es werden wohl Jahre vergehen, bis ich verwunden haben werde. Und nichts wünsche ich mir sehnlicher, als Alleinsein.“ Er schwieg eine Weile und ahnte, was sie bewegte. Dann reichte er ihr den Arm, führte sie behutsam zur Treppe und sagte eindringlich und bestimmt: „Sie müssen in eine andere Umgebung, gnädigste Frau. Sie müssen vergessen lernen. Glauben Sie mir. Für einige Monate müssen Sie unter andere Menschen. Wollen Sie?“ Elinor entgegnete nichts. —

Zwei Nächte und einen Tag lang war die „Hannover“ unterwegs.

Am Abend des ersten Tages der Fahrt versammelten sich die Flüchtlinge im großen Zwischendeck zu einer Andacht. Der Vorarbeiter aus Schelehen stimmte mit tiefer Stimme das Lied der Dorpater Dichterin Hausmann: „So nimm denn meine Hände und führe mich . . .“ an. Dann stieg Pastor Seegrün in einem geliehenen Salar, der diesem riesenhaften, wilden Menschen viel zu kurz war, auf



ein Elfaß und hielt mit dröhnender, weithin hallender Stimme eine ergreifende, schlichte Ansprache. In tiefem Schweigen hörte die Gemeinde den Worten Seegrüns zu. Nur einmal rief die Schwachsinnige leise nach ihren Puppen, und ein schnell wieder beruhigtes Kind weinte über irgendeinen nichtigen Kinderschmerz. Des alten Johannes Brothe Augen wurden feucht; er schlang den Arm um seine Gattin, die den Kopf an seine Schulter gelehnt hatte. Katrine drückte mit krampfhaft gegeneinandergepreßten Händen Gesangbuch und Taschentuch an die wogende Brust. Den Kopf weit zurückgebogen und gegen die Schiffswand gelehnt, die Arme auf dem Rücken verschränkt, stand Brönner mit geschlossenen Augen in einer Ecke. Elinor weinte in den Armen ihrer Mutter leise in ihr weißes Tuch hinein. Balthasar Berg war an Deck geblieben: „Ich bin nicht in der Stimmung, das Pfaffengewimmer anzuhören,“ hatte er wütend zu seinem Schwiegervater gesagt. Graf Lubahn machte ein säuerlich-ergebenes Gesicht und hielt die Hände im Schoß gefalten. Landrat von Hasterrots rechte Gesichtshälfte aber zuckte; den neben ihm stehenden Grafen Hoehne machte das nervös. Dann sangen sie alle stehend das Schlußlied: „Segne und behüte . . .“ und gingen langsam auseinander.

In Swinemünde wurde den Reisenden von dem Vorsitzenden des dortigen Flüchtlingskomitees, das sich vor einigen Tagen gebildet hatte, mitgeteilt, daß Stettin bereits überfüllt sei. Die Flüchtlinge mußten vorerst in Swinemünde Unterkunft suchen, bis es gelang, sie übers Reich zu verteilen. Im Badeort standen fast alle Villen leer. Und wenn sich diese Sommerwohnungen auch schwer erheizen ließen, so hätte man fürs erste wenigstens ein Dach über dem Kopf.

Ein ganzer Tag ging hin, ehe die Masse der Leute ausgeschifft war. Brönner konnte gar nicht daran denken,

seine Aufgaben so rasch zu erfüllen, wie es ihm in Libau vorgeschwebt hatte. Zusammen mit Bergs und Leutnant Grot ließ er sich auf der Fähre übersetzen. Gegen acht Uhr abends fuhren sie dann durch die stille Stadt bis zur neuen Kirche. Im Hotel „Bismarck“, wo auch die Grothes Unterkunft gefunden hatten, stellte ihnen der Wirt eine Reihe von Zimmern zur Verfügung. Noch am selben Abend nahm Brönner mit Libau, Stettin und anderen Stellen, an die er sich zu wenden hatte, telegraphische Verbindung auf. Es regnete. Dicker zäher Nebel stand in den nächtlichen, ausgestorbenen Straßen. Und nimmermüde rauschte das Meer...

\*       \*       \*

Überraschenderweise blieben die Nachrichten über die Lage vor Libau vorerst günstig. Brönner erhielt infolgedessen von dorthier den Befehl, bis auf weiteres in Stettin zu bleiben, und als Beauftragter des Libauer Gouvernements den endlich in Gang kommenden Transport größerer Formationen nach dem Baltikum zu überwachen. In letzter Stunde hatten die Verbündeten nämlich die Seesperre aufgehoben, soweit Transporte deutscher, für den Kampf gegen den Bolschewismus bestimmter Truppen in Betracht kämen. Die Reichsregierung stellte daraufhin eine ganze, in den Kämpfen gegen den Spartakismus bewährte Division für den kurländischen Feldzug in Stettin bereit. Nebenher sammelten sich dort die für die Eiserne Division und für die Landeswehr im ganzen Reich von besonderen baltischen Werbestellen geworbenen Ersatzmannschaften. Brönner und Grot bekamen — voraussichtlich für einige Wochen — alle Hände voll zu tun. In der Nähe des Königstores in Stettin richteten sie sich ein eigenes Büro ein und wurden den einzelnen Truppenführern sehr bald als jene Stelle unentbehrlich,

die allein ausreichende Auskunft über die Verhältnisse im Baltikum zu erteilen vermochte. Nebenher hatte Brönner häufig vertrauliche Besprechungen mit Vertretern des pommerischen und ostpreussischen Großgrundbesitzes, rechtsstehenden Politikern aller Art und hervorragenden Führern der Berliner Militärpartei. Nun die baltische Expedition Tatsache wurde und in großem Stile vorbereitet zu werden schien, erwachten in Brönner und seinen Gesinnungsgenossen die alten Hoffnungen, daß es gelingen konnte, gedeckt durch das Aushängeschild dieses von der Regierung selbst in Szene gesetzten Unternehmens, in aller Stille im Osten eine brauchbare Kampftruppe heranzubilden, die zur gegebenen Zeit nach Deutschland zurückkehrte und mit wehenden schwarz=weiß=roten Fahnen in das vom Alpdruck des 9. Novembers befreite Berlin einzog. Es galt, vorerst genügende Geldmittel zu Propagandazwecken bereitzustellen, die richtigen Führer zu finden, eine Kerntruppe zusammen zu stellen und das Offizierkorps allmählich im Sinne des angestrebten Zieles von Elementen zu säubern, die nicht einwandfrei zuverlässig waren. Brönner saß nächtelang über Namenslisten und Entwürfen, Denkschriften und Geheimschreiben. Die Korrespondenz zwischen ihm und Mausdorff in Libau vermittelte ein Kurier, der ununterbrochen unterwegs war. Die Werbestellen im Reich erhielten genaueste Instruktionen; und um die Person eines ehrgeizigen Mannes in Königsberg, Rapp's, begannen sich in diesen Tagen die Führer zu gruppieren, die ausersehen waren, im gegebenen Augenblick an die Spitze zu treten. Damals fiel in einem ausführlichen Brief Brönners an einen höheren Offizier in Berlin zum erstenmal das Wort vom „Rechtsputsch“. Es gefiel dem Briefempfänger und er nahm es in eine seiner Denkschriften auf. So gewann dieses Wort in eingeweihten Kreisen nach und nach die Bedeutung eines Programmes.

Trotz aller Arbeitsüberlastung fanden Brönner und Grot dennoch Gelegenheit, abwechselnd jede Woche zweimal mit dem Dampfer übers Haff von Stettin für einige Stunden zu ihren Freunden nach Swinemünde hinauszufahren. Für Grot bedeutete schon die Fahrt durch die eisfreie Rinne quer über das zugefrorene Haff mit den Fischern an den Eislöchern, den entgegenschwärmenden Riesendampfern, die sich im Schlamm- und Eis nur langsam vorwärts arbeiteten, und den Krähenschwärmen auf der weiten weißen Eisfläche einen geruhssamen Genuß nach der vielen papiernen Arbeit in Stettin. Vollends beglückt aber wußte er sich, wenn ihm von Frau Grothe in der kleinen Villa in der Augusta-Straße, die von den Familien Grothe und Bodenbach gemeinsam bewohnt wurde, das Recht zugesprochen ward, sich ganz zu Hause zu fühlen. Die wenigen Stunden nur, die er freilich in Swinemünde bleiben durfte, denn er pflegte für die Rückreise den Abendzug zu benutzen, genoß er in harmloser Heiterkeit wie ein Junge, der seine Ferien im Elternhause zubringt. Erika Bodenbach, die er schwärmerisch verehrte, seit er wußte, daß sie Kummer litt, sah er nur selten. Die junge Frau mußte sich in dem Zustande, in dem sie sich gegenwärtig befand, auf ärztliche Verordnung hin größtmögliche Schonung auferlegen. Die Reise war ihr ohnehin nicht gut bekommen. Zudem hatte Bodo sie tief verletzt; unter dem Vorwande, Geldgeschäfte in Berlin regeln zu wollen, war er wenige Tage nach der Ankunft der „Hannover“ zusammen mit Wolfgang Grothe, den es drängte, seine eigene Häuslichkeit wiederzusehen, nach Berlin gereist. Niemand in der Familie sprach einen Verdacht aus, und auch Erika schwieg. Aber der alte Grothe wußte doch, was er tat, als er an seinen Sohn nach Berlin schrieb, er möchte umgehend feststellen, welcher Art die Beziehungen wären, die Bodenbach zu der Soubrette Daisy Mohr unterhielt. Es lag auf der Hand,



daß die Stimmung im Grotheschen Hause unter diesen Umständen durch häufige Kümmernisse und Depressionen getrübt war, weshalb auch Grot nicht immer auf seine Rechnung kam.

Einmal, als er, eben gekommen, ins Wohnzimmer trat, fand er niemand darin vor. Er setzte sich an des alten Grothe Schreibtisch und wartete geduldig. Da erblickte er unter anderen Familienbildern eine goldgerahmte Photographie Erikas. Er nahm das Bild vom Tisch und betrachtete es lange. Der blonde Mädchenkopf Erika war ihm nie so zart und fein erschienen, wie auf dieser Photographie aus jungen Jahren. Und plötzlich drückte er die roten Zungenlippen in einer Anwandlung schwärmerischer Liebe auf das kalte Glas in seiner Hand. In diesem Augenblick ging die Thür auf, und Frau Grothe trat ein. Die Szene überraschte sie, und im ersten Anmut über diese Kinderei wollte sie Grot gehörig schelten. Aber dann, als sie seine Bestürzung sah, mußte sie lächeln. Sie tat, als habe sie nichts gesehen, reichte ihm die Hand und freute sich, daß er wieder einmal gekommen war. Am Abend nach der Abreise Grots erzählte sie ihrem Manne, was sie beobachtet hatte. Johannes Grothe hörte nur zerstreut zu; er überreichte ihr einen Brief seines Sohnes aus Berlin und sagte ärgerlich: „Wir werden mit Erika sprechen müssen, sobald man ihr wieder etwas zumuten darf; es wird ja wohl nicht mehr lange dauern. Bodo treibt die Dinge zu weit; Wolf hat ihn in Berlin mehrmals in Gesellschaft der Mohr gesehen.“

Brönner sprach bei Bergs, die gesondert von ihren Eltern im Hotel lebten, nur das erste Mal vor, da er von Stettin nach Swinemünde herübergekommen war. Berg war nicht zu Hause. Aber Frau von Root hatte ihre Tochter auf eine Stunde besucht. Elinor war ernst und schweigsam. Ihr ganzes Wesen zeigte Brönner deut-

lich, daß sie unter dem Zusammenleben mit ihrem Manne ebenso litt, wie unter der frischen Erinnerung an den Tod ihres Kindes. Als Frau von Root ging, begleitete er die alte Dame. Sie schritten durch eine stille Straße des Swinemünder Badeviertels. „Ihre Frau Tochter muß in eine andere Umgebung,“ sagte Brönner sinnend; „ich habe ihr schon auf der ‚Hannover‘ dazu geraten. Aber ich weiß nicht, ob sie einverstanden war. Sie sollten doch in diesem Sinne auf sie einwirken, gnädigste Frau.“ Frau von Root nickte: „Sie haben recht, Herr Brönner. Ich werde mit meinem Mann und mit meinem Schwiegersohn darüber sprechen. Es fragt sich freilich, wohin meine Tochter gehen soll. Und dann weiß ich nicht, ob Balthasar einverstanden sein wird. Er ist selbst leidend, auf Pflege angewiesen und ungern allein. Babette eignet sich leider gar nicht zur Pflegerin.“ Brönner sah die alte Dame erstaunt an. Und mit einem ärgerlichen Tonfall in der Stimme fragte er langsam: „Sollte das denn wirklich ausschlaggebend sein?“ Sie verstand ihn nicht. An ihrer Haustür verabschiedete sie ihn. Er aber ging in Gedanken weiter. Vor seiner Rückreise hatte er noch den Grafen Lubahn und den Landrat von Hasterrot aufzusuchen und beide in dringender Angelegenheit zu sprechen. Es handelte sich darum, daß für die Truppen im Baltikum in der Person des Generalmajors Grafen von der Goltz ein neuer Oberbefehlshaber ernannt worden war.

Als Brönner wenige Tage später wieder in Swinemünde war, hatte er im Hafenamt zu tun. Obgleich er seine dienstlichen Geschäfte rasch erledigen konnte, und ihm bis zur Abfahrt des Stettiner Abendzuges noch mehrere Stunden übrig blieben, die durch keinerlei Pflichten ausgefüllt waren, verzichtete er doch darauf, Root's oder Berg's zu besuchen. Er fühlte ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken, unter den gegebenen Umständen Berg

wiederzusehen. Er wühlte die Fäuste in die Manteltaschen, ging am Gymnasium vorüber die Bismarckstraße hinunter und bog dann zwischen Stadt und Villenort in den winterlich verschneiten Kurpark ein. Es war ein klarer Wintertag, die Luft milde wie in Davos, und unter dem blauen Himmel trotz polsteriger Schneelasten auf den Tannen des Parks eine laue Ahnung von Lenz und Frühlingwerden... Er mußte mit sich selbst ins Reine kommen; es war unmännlich, der Entscheidung, die er kommen fühlte, länger aus dem Wege zu gehen. Vielleicht war es das Richtigeste, sich offen mit dem alten Herrn von Root auszusprechen! Aber diesen Plan verwarf Brönnner rasch wieder. Der Kreis, in den seine Liebe ihn drängte, bekannte sich zu strengen Ansichten über Ehepflichten und Eheeffeln. Einmal übernommene Verpflichtungen galten dort fürs Leben, auch wenn die Betreffenden unter ihrer Last zugrunde gingen. Seine Theorie von den Vorteilen des Chaos, von dem Recht, das man sich einfach nahm, wenn ringsum alles Recht in Scherben ging, erschien ihm plötzlich auf diesem sandgestreuten Promenadentweg des gepflegten Kurparks, im Angesicht der blendend weißen Schneeflächen, die gleichsam mit ordnender Hand zwischen den silbernen Buchenstämmen ausgebreitet worden waren, und unter diesem sonnigen, wolkenlosen Himmel undiszipliniert, roh und gewalttätig. Er seufzte aus beengter Brust tief auf und bog in einen stillen Seitenweg ab, den eine hohe Tannenhecke geheimnisvoll bis in die Tiefen des Parks begleitete. Da trat ihm so unverhofft, daß er unwillkürlich erschrak, schlank und schwarz und tief verschleiert in all diesem Weiß, Grün, Gold und Blau Elinor entgegen und blickte ihm überrascht in die Augen. „Gnädigste Frau!“ stammelte er und vergaß zu grüßen. Sie schlug den Schleier zurück und reichte ihm die Hand im engen schwarzen Handschuh. „Seit wann sind denn Sie in

Stwinemünde, Herr Brönner, und besuchen uns nicht?“ fragte sie mit freundlichem Vorwurf. Er trat ein wenig zur Seite. „Ich hatte dienstlich zu tun. Und später hätte ich wohl nicht versäumt, vorzusprechen,“ versuchte er sich zu entschuldigen. Ihr prüfender Blick ruhte auf ihm; sie wußte, daß er die Unwahrheit sprach, und ahnte, weshalb er nicht gekommen war. „Ich wollte an den Strand hinunter. Wenn Sie Zeit haben, begleiten Sie mich ein Stückchen, Herr Brönner,“ sagte sie einfach. Ihr Herz schlug ruhig und gleichmäßig. Schweigend gingen sie die Tannenallee hinauf. Als sie den Ausgang zum Meer erreicht hatten, kehrten sie wie in stummem Einvernehmen wieder um; es war, als flüchteten sie sich beide in die Stille und unter den Schutz des verlassenen Parkes.

Sie begann von einem Brief aus Ribau zu erzählen, den sie erhalten hatte; in Schelehnen seien von Holst neue Verhaftungen vorgenommen worden; hernach hätten unbekannte Hände aus Rache auch das Inspektorhaus eingeeäschert. Er hörte kaum zu; seine Gedanken waren mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Da setzte plötzlich wenige Schritte vor ihnen ein Reh über den Weg. Das graziöse Tier, das die beiden Menschen nicht bemerkte, blieb an einem schlanken Buchenstamm stehen; dann stieß es im Weitergehen mit dem Gehörn gegen die beschneiten Zweige eines Haselbusches, daß wie ein feiner weißer Sprühregen die Schneelasten zur Erde niederrieselten... Sie waren beide stehen geblieben. Elinor aber hatte schweigengebietend den Finger an den Mund gelegt. Ein traumverlorener Zug lag auf ihrem schönen Gesicht. „Wie mich das an Schelehn, an die Heimat erinnert,“ sagte sie leise und entrückt. Da fand er jäh seine Kraft und seinen Mut, seine Zuversicht und seine Wagemuth wieder. Er breitete die Arme aus und umfing sie. Willenlos ließ sie es geschehen. Und als er sie an sich drückte, lehnte sie den Kopf an seine Brust.



„Elinor,“ sagte er hastig, „wir müssen ein Ende machen — lieber heute, als morgen. Uns darf nichts mehr trennen. Es ist genug! Jetzt gehörst du mir. Wir müssen überlegen, was nun zu geschehen hat.“ Aus strahlend blauen Augen zu ihm aufsehend, nickte sie immer noch stumm. Sie hatte sich ihm ganz hingegeben; schwer lag sie in seinen Armen. „Du!“ flüsterte er und schloß ihren halbgeöffneten Mund mit durstigen Rüssen. „Ich habe so lange auf diese Stunde gewartet,“ stammelte er. Da sagte sie unter Tränen die ersten zaghaften Worte: „Nimm mich, Liebster, und stütze mich! Ich bin so unermesslich einsam und traurig. Aber du machst mich glücklich. Komm!“ Sie raffte sich auf. Da schlang er den Arm um ihre Schultern und eng aneinandergelehnt gingen sie weiter. Daß sie anfangs nur von Rita sprach, schmerzte ihn. Er hörte ihr schweigend zu. Würde das Mittel sich finden lassen, ihr über diesen Kummer hinwegzuhelfen? Er konnte vorerst nicht bei ihr bleiben und mußte sie mit ihren Gedanken allein lassen. Der Schmerz war noch frisch. Seine Liebe mußte so stark sein, daß über ihr die Wunde, die der Tod geschlagen hatte, schnell vernarbte. Heute aber war die Erinnerung an den Verlust wohl noch weher, als das Glück der Liebe betäubend war. Das drückte ihn nieder und machte ihn bestürzt. Was dann, wenn ihrem zerbrechlich-zarten Empfindungsleben durch den Tod des Kindes für immer ein unheilbarer Sprung zugefügt war? Dann betrog ihn der Tod um sein Glück. Aber er schüttelte diesen Gedanken gewaltsam ab. Er hielt sie im Arm, und er fühlte sich stark genug, sie zur Freude empor zu tragen.

Nüchtern und mit der größten Schonung, deren sein Wesen fähig war, begann er auf sie einzureden und sie zu trösten. Sie ließ ihn gewähren; seine Art tat ihr wohl. Als er sie bat, heute, solange er bei ihr war, den Schmerz um Rita zu vergessen, sah sie ihn sekunden-

lang staunend an, als mißtraue sie ihm, als fürchte sie, er wolle ihr etwas nehmen, was ihr lieb und gewohnt geworden war. Aber als er ihr zärtlich über die Wangen strich und kein Zug in seinem braunen Gesicht war, der nicht Liebe und Hingebung bedeutet hätte, da beruhigte sie sich und ging aufmerksam auf seine Pläne ein. „Ich komme morgen herüber, Kind,“ sagte er, „und werde mich mit deinem Vater aussprechen. Ich lasse keine Vorurteile und keine Hindernisse gelten. Es gibt keine Geseze und keine Traditionen, die dich mir vorenthalten können. Weißt du das und glaubst du das?“ Sie nickte. „Das Wichtigste aber ist, daß du so bald als möglich unter andere Menschen kommst. Bei deinem Manne kannst du ohnehin nicht bleiben. Deshalb sollst du schon in den nächsten Tagen aufs Gut zu meiner alten Mutter. Es liegt bei Danzig, Liebling, ganz in der Nähe eines Landstädtchens mitten im fruchtbaren Werder. Du wirst dich dort, hoffe ich, wohlfühlen und vor allem erhalten. Die nächsten Tage werden vielleicht schwer für dich sein. Aber laß nur, auch das muß überwunden werden. Und dann wollen wir glücklich sein. Es ist ernste, schwere Zeit. Nun ich dich neben mir weiß, werd ich das Schwerste spielend leisten.“ „Gibst du den Dienst nicht auf, Siegfried?“ fragte sie sinnend. Er schüttelte den Kopf: „Nein, Kind, ich habe Verpflichtungen auf mich genommen, denen ich nicht von heute auf morgen untreu werden darf. Aber das verlangst du auch gar nicht von mir.“ Sie lehnte sich fester an ihn. „Gewiß nicht,“ flüsterte sie. „Du sollst stark bleiben. Weil du stark und fest bist, liebe ich dich!“ Da drückte er dankbar ihre Hände: „Wenn ich's irgend möglich machen kann, bring ich dich selbst zu meiner Mutter. Lassen sie mich aber nicht fort, dann wird dein Vater dich begleiten. Ich aber besuche dich sobald, als es irgend angängig ist. Bist du froh, Liebste?“ Und er umarmte sie. —

Die Auseinandersetzung mit Herrn von Root war Brönner leichter geworden, als er vorausgesehen hatte. Der alte Herr war bewegt. Am Schluß dieser entscheidenden Unterredung drückte er Brönner fest die Hand. Dann übernahm er es von sich aus, alles weitere in die Wege zu leiten und zu regeln. Elinor hatte gleich nach ihrem Gang mit Brönner durch den Kurpark mit ihren Eltern gesprochen, so daß sie vorbereitet gewesen waren. Sie fügten sich nach einigem Überlegen ohne Widerrede in das Unvermeidliche dieser Wandlung. Sie wußten beide, daß sich nach dem Tode Ritas die Ehe Elinors ohnehin früher oder später gelöst hätte. Nur empfanden sie es ein wenig schwer, daß den äußeren Anlaß zur Trennung nun nicht vor aller Welt die sichtliche Entfremdung zwischen den Eheleuten abgab, sondern die Persönlichkeit dieses bürgerlichen Offiziers, der mit so sicherem Selbstvertrauen ihre Tochter für sich begehrte. Sie gaben sie ihm gern. Aber die Tatsache ließ sich nicht aus der Welt schaffen, daß Elinor in aller Deute Mund kam; man würde in ihren Kreisen fortan bedauernd, spöttelnd, teilnehmend, gehässig oder interessiert von der Liebesgeschichte Elinor von Bergs sprechen. Frau von Root schüttelte wehmütig den silberweißen schönen Kopf. „Ich habe das schon lange vorausgesehen,“ sagte sie bitter. „Ich will Balthasar nicht wiedersehen. Ich habe ihn nie gemocht.“

Elinor bat ihren Mann noch an demselben Abend um eine Unterredung. Sie war sehr ruhig und gefaßt und entschlossen, ihn darum zu bitten, daß er Swinemünde bereits mit dem Nachtzuge verließ. Er hatte am Tage wieder einen Gichtanfall gehabt, und er tat ihr deshalb leid. Aber sie mußte fest bleiben; es sollte endlich Klarheit zwischen ihnen werden; um keine unnütze Stunde wollte sie aufschieben, was sie ihm zu sagen hatte. Ein wenig betroffen war sie freilich, als sie nach ihren ersten

Worten entdeckte, daß er völlig ahnungslos zu sein schien und vor allem ganz und gar überrascht tat, als sie Brönners Namen nannte. In den hohen Lehnstuhl am brennenden Kamin zurückgelehnt, hörte er ihr aufmerksam zu. Je länger sie sprach, um so zuvorkommender, um so höflicher wurde seine Haltung, bis diese Höflichkeit schließlich etwas nahezu Verlegendes annahm. Aber sie ließ sich dadurch nicht verwirren. Als sie endlich mit ihrer Anklage und Beichte zu Ende war und sich erhob, um zu gehen, richtete er sich umständlich auf und sah sie feindselig an. Mit einer kühlen, gleichsam verabschiedenden Verbeugung sagte er heiser: „Du hast bereits gehandelt, so daß mir nichts anderes übrig bleibt, als zu flüchten, damit die Menschen nicht mit den Fingern auf den betrogenen Gatten zeigen!“ „Balthasar!“ bat sie. Er hob nur abwehrend die Hand. „Bitte!“ fuhr er eifrig fort. „Lassen wir das! Du bist selbstverständlich frei. Welche Entschlüsse du faßt, ist mir gleichgültig. Du wirst Herrn Leutnant Brönners Gattin werden und ihn hoffentlich glücklicher machen, als mich. Alles weitere darf ich wohl mit deinem Vater besprechen. Guten Abend.“ Mit dem Nachtzuge reiste er, wie Elinor gewünscht hatte, tatsächlich ab. Für Herrn von Noot hinterließ er einen kurzen Brief, in dem er nur mitteilte, daß er seine künftige Adresse umgehend bekanntgeben würde.

Am selben Tage, an dem Brönnner in Stwinemünde eintraf, um mit einem Dampfer nach Libau zurückzukehren, wohin ihn plötzlich ein Telegramm des neuen Oberbefehlshabers gerufen hatte, reiste Elinor in Begleitung ihres Vaters nach Westpreußen zu Brönners Mutter. Von Grot begleitet, der vorerst in Stettin zurückblieb, wohnte er auf dem Bahnhof Elinors Abfahrt bei. Der Abschied fiel beiden schwer; einmal über das andere mußte Brönnner ihr versprechen, sie von Libau aus so bald als möglich zu besuchen. Der Schaffner lief



den Zug entlang und brüllte: „Einsteigen!“ Die Wagentüren wurden polternd zugeschlagen. Elinor stand am Fenster. „Keine unnützen Tollheiten, ich flehe dich an, Siegfried!“ rief sie ihm zu. „Du lebst fortan nicht nur deinen Idealen, sondern auch mir.“ Er winkte zu ihr hinauf. „Sei unbesorgt. Mich verschlingt das Chaos nicht,“ sagte er lachend. „Es hat mir Glück gebracht, es hat mir dich gegeben.“ Dann setzte der Zug sich in Bewegung. Als zwischen den vielen Waggonen und Maschinen des Rangierbahnhofes in der Ferne der letzte Wagen des Zuges verschwunden war, der ihm Elinor entführte, sah Brönnner sich auf dem leerwerdenden Bahnsteig um und wandte sich zum Gehen. Plötzlich bückte er sich und hob ein eisernes Zehnpfennigstück auf. Er besah es und schob es in die Tasche. „Ein eiserner Talisman!“ sagte er lächelnd zu Grot, „den kann man in dieser wüsten Zeit gut gebrauchen.“

---

## Zweiter Teil.

Die Landestwehrschwadron des jungen Grafen Ssergei Hoehne lag seit einigen Tagen auf einem vorgeschobenen Posten jenseits der Windau, deren Eis nicht mehr sicher trug. Die einzelnen Züge waren in ärmlichen litauischen Gehöften weit voneinander untergebracht. An diesem Frontabschnitt kennzeichneten gegenseitige nächtliche Überfälle und eine häufige Änderung der nur angedeuteten, dünnen gegnerischen Linien den Feldzug besonders deutlich als Kleinkrieg. Mit den zwanzig Reitern seines Zuges hatte sich Bodo von Bodenbach, der die Khakiuniform seines russischen Gardeulanenregimentes trug, im Wohnhaus und in den Wirtschaftsgebäuden eines größeren Bauernhofes einquartiert. Die litauischen Bewohner des Gehöftes, ruhige und freundliche Leute, die den Bolschewismus offensichtlich verdammt, waren im Hause wohnen geblieben. Bodo verkehrte bereits sehr frei mit der jüngsten Tochter des Bauern. Niemand sah etwas Ungehöriges darin.

Als Bodo eines Nachmittages in Begleitung Leo Hasterrots, eines Sohnes des Landrats, zu Ssergei Hoehne hinüberritt, um mit dem Schwadronsführer einen Überfall auf den hinter der roten Front liegenden wichtigen Eisenbahnknotenpunkt zu besprechen, regnete es in Strömen. Aus dem nassen, nebelbertwischten Ellerngestrüpp am hohen Windauufer und aus den tiefen Tannenwäldern im Süden kroch grau und feucht der Abend über die unbestellten Felder. Der lehmige Boden war so hoff-

nungslos aufgeweicht, daß die Pferde auf dem Landwege bis an die Knie in Schlamm und gelben Wasserlachen versanken. Bodo war bis auf die Haut durchnäßt. Die Kälte machte ihm die Glieder steif; auch die engen Stiefelrohre halfen nichts; überall floß das Wasser hinein. „Das soll der Teufel holen!“ fluchte er. Leo Hasterrot erwiderte nichts. Er war ein schweigsamer, mürrischer Kamerad, der sich am wohlsten fühlte, wenn er in irgend-einem Winkel des Stalles schlafen konnte.

Als Bodenbach in Ssergeis niedrige Bauernstube trat, schlug ihm dumpfe Hitze entgegen. Die Luft war blau von Zigarettenrauch. Auf dem hohen Tannenholz-tisch brannten in Flaschenhälsen ein paar Stearinkerzen. Es roch nach nassen Kleidern und nassem Leder, Schweiß und Fusel. Die drei jungen Leute, die am Tisch über ihren Karten saßen, tranken aus Seegläsern litauischen, hausgebrannten Schnaps, eine milchige, gelbe Flüssigkeit, die rasch ins Blut drang und die Sinne entzündete. An den beschlagenen grünen Scheiben der viereckigen Fenster lief der Regen rinnend nieder. „Guten Abend,“ sagte Bodenbach und schüttelte die Nässe ab. Die drei sahen kaum auf, nickten ihm zerstreut zu und vertieften sich wieder in ihr Spiel. „Bist du also da?“ meinte Ssergei nach einiger Zeit und reichte Bodo, ohne aufzusehen, die Hand. „Pfui, bist du naß und kalt!“ rief er ärgerlich und wischte sich die Hand an der Hose ab. Er schob seinem Gegenüber Christoph von Buttlar, einem langen, rothaarigen Menschen ohne Wimpern und mit hervorquellenden blaßblauen Augen, einen Hundertmark-schein hin. „Da, jetzt sind wir quitt, Todchen!“ Sie nannten Buttlar „Todchen“ seines toten Gesichtes und vorstehenden Adamsapfels wegen, der sich im trüben Licht der Kerzen bläulich von seinem weißen Halse abhob; er hatte den Rockfragen aufgeknöpft. Mit seiner mageren, starkknochigen Hand griff er rasch nach dem

blauen Schein. Christoph, der einen schweren Zungenfehler hatte, stotterte. „Meher ist mir noch dreizehnhundert Mark schuldig,“ sagte er gereizt. Der Förster, der sich Ssergeis Schwadron angeschlossen hatte, und so etwas wie Adjutant war, kniff die Augenbrauen zusammen und sah Buttlar finster an. Langsam, mit gespreizten Fingern zählte er den Paßen Geldscheine, der vor ihm lag, durch. Dann hob er die obersten Scheine ab und warf sie mit bösem Seitenblick Christoph zu. „Mag sein!“ brummte er verdrießlich. „Los, weiter!“ kommandierte Ssergei in seinem hochmütigen Befehlston. „Noch eine Runde; dann wollen wir die Karten beiseite legen und uns aussprechen.“ Bodo schälte sich langsam aus seinem nassen Mantel und fluchte halblaut. Leo Hasterrot hatte sich an den Ofen gesetzt. Den Kopf in beide Hände gestützt, schien er zu schlafen. In einer dunklen Ecke des Zimmers, halb hinter einem roten Rattunvorhang verborgen, bemerkte Bodo auf dem breiten Bett noch drei Personen: Klaus Hoehne, den Führer des dritten Zuges Gori von Kettler und ein junges Weib mit nackter Brust und nackten Armen. Es schien überhaupt nur ein tiefausgeschnittenes Hemd und einen dunklen Wollrock anzuhaben und lag in schamloser Stellung in den blauen Rissen, die üppigen weißen Arme auf Goris Schenkel gestützt. Klaus saß zu des Weibes Füßen auf dem Bettrande; sein Rock war offen. Sinnend starrte er vor sich hin. Hinter tief herabhängenden Wimpern blickte das Mädchen zu Bodo herüber. Klaus und Gori schienen beide betrunken, auch das Weib war nicht mehr nüchtern.

Das Spiel ging zu Ende. „So,“ sagte Ssergei, erhob sich langsam und reckte in wohligem Behagen die Glieder. Die helle Röte, die auf seinen Wangen brannte, stand ihm gut. In seinem weichen, hübschen Gesicht, das mit den feingezeichneten, hochgeschwungenen Brauen und den



mandelförmigen großen Augen etwas Frauenhaftes an sich hatte, nahm sich der scharf geschnittene harte Mund böse und fremd aus. Es lag ein Zug von Grausamkeit über diesen schmalen, dunkelroten Lippen. Ssergei griff nach seiner Reitpeitsche und schlug damit auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und Christoph von Buttlar entsetzt auffuhr. „Lisa,“ befahl Ssergei barsch, „mach, daß du rauskommst. Bring uns noch eine Flasche von deinem verfluchten Schnaps. Und ihr, Jungs, setzt euch hier ran. Wir wollen mal den Spaß für morgen bereden. Der muß gut vorbereitet werden, wenn wir die Kanailen ausheben sollen.“ Lisa sprang aus dem Bett. Mit den Händen verdeckte sie ihre nackten Brüste. Sie schielte ängstlich zu Ssergei hinüber, als fürchte sie seine Peitsche. Dann huschte sie zur Tür hinaus.

Alle setzten sich rund um den Tisch, auf dem die Karten liegen blieben. „Ein Überläufer,“ sagte Ssergei, „hat verraten, daß das lettische Komitee in einem Hause, das er mir genau bezeichnet hat, eine Tribunalssitzung abhalten will. Ein paar Gefangene sollen abgeurteilt werden. Ich will diese Sitzung morgen abend ausheben, die Gefangenen befreien und die Herrschaften vom Komitee mitnehmen. Seid ihr einverstanden?“ „Gewiß,“ sagte Gori Kettler. Die anderen hatten nichts einzuwenden. Da setzte Ssergei ihnen seinen Plan auseinander und gab jedem der Zugführer genaue Anweisungen.

Als er damit zu Ende war, wurde Leo Hasterrot hinausgeschickt, das Weib zu rufen. Lisa erschien mit zwei dickbauchigen Schnapsflaschen und einer großen Schüssel voll gebratener Fleischstücke, die in gelbem Fett schwammen. Meher trug Brot, ein paar Blechteller, Gabeln und Messer herbei. Zu Beginn des Essens schwiegen sie. Lisa saß auf der Ofenbank und starrte Ssergei an. Die nackten Knie hatte sie bis ans Kinn angezogen. Dann und wann rieb sie ihren rechten Ober-

arm, über den ein breiter, roter Streifen hinlief — die Spur von einem Peitschenhiebe Ssergeis. Schließlich fragte Klaus Hoehne kauend mit vollem Munde: „Du, Bodo, man erzählt sich, daß du rechtmäßiger Vater einer Baroness von Bodenbach geworden bist. Wieviel uneheliche Kinder hast du eigentlich außerdem?“ „Dumme Frage,“ schalt Bodo ärgerlich; „laß mich in Ruh damit. Du weißt, daß das zu Ende ist. Jetzt zerbrechen sich die Rechtsanwälte die Köpfe darüber, wie meine Ehe mit Erika Grothe am raschesten zu scheiden wäre. Gib mir lieber einen Schnaps.“ Alle lachten. Meher machte die Flaschen auf. In diesem Augenblick trat naß und ein wenig zitternd vor Ralte Pierre Gressin ein. Er wurde mit lautem Hallo empfangen. „Ra, na, Zugführer Gressin,“ drohte Ssergei gutmütig; „allein der vierte Zug war beim Kriegsrat nicht vertreten. Warum kommst du so spät?“ Er nahm ihn beiseite und wiederholte ihm seinen Angriffsplan. Dann begann ein wüstes Gelage. Lisa mußte noch zwei Flaschen holen. Als Ssergei betrunken war, warf er sich über das Weib. Es schlug um sich und fraßte ihm die Rippe blutig. Da begann er das Mädchen zu würgen. Bodo mußte ihn mit Gewalt zurückhalten. Aber schon halb am Boden liegend, ergriff er seine Peitsche und schlug Lisa damit ins Gesicht. Sie kreischte auf und lief blutend hinaus. Meher brach in lautes Gelächter aus. „Was sich liebt, das neckt sich,“ schrie er; „so geht es hier jeden Abend zu.“ Ssergei stierte, das Kinn gegen die Brust gestemmt, vor sich hin. Sein grausamer Mund zuckte. Der Fusel hatte ihm die Sinne verwirrt. In seinem Hirn gärte es. Plötzlich erhob er sich, griff nach seiner Peitsche und wandte zur Thür. Er mußte gewaltsam daran gehindert werden, Unheil anzurichten.

Als es am andern Abend zu dämmern begann, ritt Ssergei neben Christoph von Buttlar durch den grauen

Regen. Er saß, den Arm in die Seite gestemmt, hochmütig und sehr gerade zu Pferde. Die dünne feindliche Linie hatten sie unbemerkt passiert. Nun ritten sie in langer Reihe immer zu zweien im Schatten des finsternen Waldes einen kaum befahrenen Weg entlang. „So ein Überfall macht mir einen Höllenspaß, Todchen,“ sagte Ssergei leise. „Paß auf, morgen früh mach ich neue Eintragungen in mein Jagdbuch.“ Ssergei hatte sich ein schwarzes Notizbuch angeschafft; darin führte er genau Rechnung über die Bolschewiken, die er bisher eigenhändig über den Haufen geschossen hatte. Es standen in diesem Büchlein bereits vierzehn Tote verzeichnet. Die Buchführung war sehr genau; wo der Name sich nicht hatte feststellen lassen, war der Betreffende ausführlich beschrieben. Nirgends fehlten die Angaben über den Ort, die Zeit und die näheren Umstände des gewaltsamen Todes. —

Wider Erwarten unblutig und rasch gelang der Schwadron Ssergeis die Aberrumpelung des Dorfes und die Umstellung des Hauses, in dem das Tribunal tagte. Der Ort war an diesem Abend überraschenderweise von den Roten nur schwach besetzt; der Bahnhof lag ganz verlassen. Zwei lettische Eisenbahner wurden erschossen, die Schienen nach Mitau hin losgeschoben, da man den Überfall eines Panzerzuges fürchtete. Die im Dorf anwesenden zwanzig russischen Infanteristen ließen sich am Gemeindehause, in dem das Komitee tagte, ohne Gegenwehr überwältigen und entwaffnen. Eile tat freilich not. In einer Stunde konnte der Überfall dem roten Kommando bekannt geworden sein. Dann war es ratsam, daß man den Ort bereits wieder verlassen hatte. Es dauerte eine Weile, ehe sich die Führer im Hause ergaben. Sie feuerten aus den Fenstern auf Ssergei und seine Leute mehrere Schüsse ab. Erst als ein Maschinengewehr aufgefahren wurde, kapitulierten die Ketten be-

dingungslos. Ssergei schickte drei der gefangenen Russen zu ihnen hinein; die sollten ihnen die Waffen abfordern. Er schwor, alle zwanzig Infanteristen niederzumachen, wenn eine einzige Waffe später noch bei den Komitee=gliedern gefunden werden würde. Die Russen sollten ihre Führer entsprechend warnen.

Ehe die Waffen abgeliefert waren, kamen drei Männer und zwei Frauen aus dem Hause gestürzt. Es waren Deutsche, die bereits zum Tode verurteilt worden waren. Eine der Frauen sank vor Ssergei in die Knie und griff nach seiner Hand, um sie zu küssen. „Unser Lebensretter,“ schrie sie hysterisch. „Eine halbe Stunde später — und die Unholde hätten uns gemordet. Unser Lebensretter!“ Ssergei hob sie bestürzt auf. Fast rührte ihn diese Dankbarkeit. Aber unwillkürlich wich er, unangenehm berührt, zurück, als seine Hand die Stirn der Frau streifte. Sie war mit kaltem, klebrigem Schweiß bedeckt. „Es ist gut,“ sagte er rauh; „wir nehmen Sie mit. Aber jetzt stören Sie mich nicht.“ Als einer der Männer, ein Greis, der halb von Sinnen war, mit blecherner Stimme einen Choral zu singen anfang, ohne daß die anderen in dieses schaurig=groteske Danklied mit= einstimmten, hielt sich Ssergei die Ohren zu. „Um Gottes willen, Leo, jag diesen Verrückten fort,“ schrie er lachend; „das ist nicht zu ertragen!“ Aber die Befreiten ließen sich nicht ohne weiteres fortführen. Sie waren noch zu erregt von all dem Entsetzlichen, das sie eben erlebt hatten. Und einer den anderen überschreiend, erzählten sie den Landeswehrleuten, die sie beiseite führten, wie sie im Mist eines Stalles gelegen, gehungert und gefroren hatten, wie sie von einem vierzehnjährigen, russischen Knaben täglich blutig geprügelt worden waren, und wie man sie schließlich unter Hohn= und Schimpfworten vor einer halben Stunde zum Tode verurteilt hatte.

Am ganzen Leibe zitternd und leichenblaß brachten



die Gefangenen gegen zwanzig Pistolen aus dem Hause und lieferten sie Kettler ab. Ssergei packte zwei von den Russen am Arm und stieß sie vor sich her. So trat er, den Finger am Hahn seines Brownings, von Bodo und Meher begleitet, ins Haus. Im einzigen Zimmer links vom dunklen Flur standen fünfzehn Männer und Frauen rund um einen Tisch, der mit Papieren bedeckt war. Auf der Kommode an der Wand brannte mit ruhigem, weißem Licht eine Karbidlampe. „Hände hoch!“ schrie Ssergei. Die Eingeschüchterten streckten langsam die Arme empor und sahen von unten herauf mit matten Blicken die Eintretenden an. Nur ein baumlanger, bärtiger Mann in losem, russischem Hemd behielt die eine Hand in der Tasche seiner weiten Hose. Ssergei sah es, richtete blitzschnell den Revolver auf ihn, schrie ihm nochmals sein „Hände hoch!“ zu und wollte schießen. Aber der gefangene Russe, den er zur Deckung vor sich her führte, ließ sich im Augenblick nicht rasch genug beiseite schieben. Diesen Bruchteil einer Sekunde benutzte der Bärtige dazu, seine Pistole zu entsichern, sie auf die Eintretenden zu richten und zwei Schüsse abzufeuern. Dann war er mit einem einzigen Satz am Fenster, brach aber, von Mehers Kugel, der rechtzeitig geschossen hatte, getroffen, zusammen. „Vieh!...“ brüllte Ssergei und schlug den Gefangenen, der ihn am Schießen gehindert hatte, mit der Faust ins Genick, daß er zur Seite flog. In diesem Augenblick taumelte Bodo von Bodenbach. Er riß, in die Schläfe getroffen, die Augen weit auf, griff mit krampfhaft gekrallten Händen in die Luft und stürzte, den anderen Gefangenen, der vor ihm stand, mit sich reißend, zu Boden. „Bodo!...“ flüsterte Ssergei mit trockenen Lippen. Er begriff jählings, was geschehen war. Sein Mund zog sich zu einer scharfen Linie zusammen, seine Wimpern sanken als dunkler Schatten vor seinen glimmernden, grauen Augen herab. Mit fagen=

artiger Behendigkeit sprang er einen Schritt zurück. Er sah nur die Todesangst in den Gesichtern der Männer und Frauen, die sich unwillkürlich in einem Winkel eng zusammendrängten. Da hob Ssergei mit einer kühnen Bewegung den Arm und richtete den Browning auf die erstarrenden Gesichter im Winkel. Seine Hand war ruhig und kalt. Und als er den ersten Schuß abgegeben hatte und die wilden Schreie der Betroffenen hörte, glitt ein satanisches Lächeln über sein blasses, frauenhaftes Gesicht. Seine Patronen waren in wenigen Sekunden verschossen. In der Ecke am Boden wälzten sich über den Toten heulend die Verwundeten in ihrem Blut. Die noch aufrecht Stehenden sahen wie Wahnsinnige aus. Ihre weißen Rippen bewegten sich tonlos. Eine Hand streckte sich Ssergei entgegen. Lächelnd sah er Meher an, der voller Entsetzen und außerstande, dem Rasenden in den Arm zu fallen, am Türpfosten lehnte, die Pistole in der schlaff herabhängenden Hand. Ssergei entriß sie ihm. „Gut, daß du noch einige Patronen hast,“ sagte er ruhig. Dann schoß er sicher zielend die letzten beiden Männer nieder. Eine einzige Frau verschonte er. Im Zimmer war nichts, als das Röcheln und Stöhnen der Sterbenden und das merkwürdige, tierische Wimmern der einzigen überlebenden Frau...

Ssergeis Lider hoben sich ein wenig; seine Augen waren groß und brannten trocken. Mit einem wilden Ausdruck streckte er die schmale Hand nach der Frau aus und brüllte: „Nehmt sie und schlägt sie tot! Sofort!“ Dann sank er, jäh versagend, in den dunklen Flur und brach auf einer Bank in einen Weinkrampf aus. Die grauenvolle Szene hatte sich viel zu rasch abgespielt, als daß jemand Zeit gefunden hätte, ihn zurückzuhalten. Ssergei war übrigens so schwach geworden, daß man ihn, als Meher den Rückzug befahl, auf einen Wagen heben mußte. Die befreiten Deutschen, das überlebende Weib

und die Gefangenen nahm man mit. Da sich in der Eile des Ausbruchs kein zweites Gefährt auftreiben ließ, mußte Bodos Leiche, die zu erkalten begann, auf den Wagen geladen werden, in dem Ssergei mehr lag als saß. Gleich nachdem sie den Ort verlassen hatten, erholte sich Ssergei jedoch. Er erkundigte sich zuerst nach der Frau. „Setzt sie hier auf den Wagen,“ sagte er leise. „Sie hat Furchtbare ausgestanden. Sorgen Sie im Quartier dafür, daß sie zu essen bekommt, Meher!“ Er richtete sich auf und stieg vom Wagen. Und mit ein paar spöttischen Worten über seine jähe Schwäche schwang er sich leicht auf seinen Gaul. „Armer Bodo!“ meinte er; „das ist Soldatenlos. Kann jedem von uns so gehen!“

\*

\*

\*

Eines Morgens gegen Ende März saß Brothe in seinem Berliner Arbeitszimmer am Fenster in der Sonne und grübelte, den Finger am Munde, über der frischen Zeitung. Die deutschen Truppen in Kurland, die zur Offensive übergegangen waren und in stürmischem Vordringen in wenigen Wochen fast ganz Kurland und Mitau befreit hatten, kamen seit einigen Tagen nicht mehr vom Fleck. Der tägliche militärische Bericht meldete nur Stellungskämpfe, und ein baltischer Vertrauensmann, der Brothe gelegentlich zu informieren pflegte, flüsterte geheimnisvoll von politischen Konflikten und Differenzen. Die Engländer, hinter die sich offenbar die lettische Regierung gesteckt hatte, legten der deutschen Führung wieder zahlreiche Schwierigkeiten in den Weg. Der Gegensatz aber, der zwischen dem deutschen Oberbefehlshaber, sowie dem baltischen Nationalausschuß einerseits und der lettischen Regierung anderseits längst bestand, hatte sich äußerst zugespitzt. Es schien so, als forderten die Deutsch-Balten, in ihrer Position naturgemäß bedeutend gestärkt durch die militärischen Erfolge der deutschen Truppen und

der Landeswehr, von der lettischen Regierung ein größeres Mitbestimmungsrecht an den politischen Geschicken des Staates, ja, als verlangten einzelne radikale baltische Elemente mit Mausdorff an der Spitze für deutsche Regierungsmitglieder eine ausschlaggebende Bedeutung. Der Vertrauensmann, der gut unterrichtet war, gab offen zu, daß insbesondere in der Landeswehr Wünsche rege waren, die allen Ernstes dahin abzielten, die unfähige, chauvinistisch=lettische Regierung durch eine deutsch=baltische Militärdiktatur abzulösen.

Aus verschiedenen Anzeichen ersah Grothe, daß die ausschlaggebenden Offiziere beim Stabe des Grafen von der Goltz mit den politischen Verhältnissen und Eigenarten des Baltikums schlecht vertraut waren. Sie fanden sich in diesem wüsten Chaos ohne ortskundigen Berater nicht zurecht. Deshalb war es nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß sie die Pläne der baltischen Wirrköpfe und Gewaltpolitiker billigten und ihrer Durchführung womöglich ihre Hilfe liehen, um so mehr, als es auf den ersten Blick tatsächlich den Anschein haben mochte, als förderten die baltischen umstürzlerischen Absichten das deutsche Ziel einer systematischen Militarisierung des Ostens. Nach Grothes Meinung war das jedoch ein schwerer Irrtum. Ganz abgesehen davon, daß man durch voreiliges, abenteuerliches Handeln der Entente viel zu früh die wahren deutschen Absichten verriet, mußte vorerst vor aller Welt wirklich der Kampf gegen den Bolschewismus in den Vordergrund gestellt werden. Es galt, diesen Kampf energisch durchzuführen, Riga zu nehmen, in Kurland die Basis für einen großangelegten Feldzug gegen Moskau zu schaffen, und dann, wenn man stark und anerkannt genug war, im Bunde mit einem neuen Rußland — Jahre konnten darüber vergehen — in Deutschland Ordnung zu schaffen und der Entente die Zähne zu zeigen. Alles andere blieb vorderhand ganz



belanglos und nebensächlich. Die machthungrigen, feudalen baltischen Interessenpolitiker mußte man an die Randare nehmen; sie verdarben mit ihrem eitlem Wahnsinn und ihrer Eigenbrödelei nur alles. Es war fraglich, ob in Libau deutsche Offiziere waren, die dieses klare Ziel fest im Auge behielten und in diesem Sinne die an sich verlockende baltische Abenteuerpolitik kühl ablehnten. Brönnner? Grothe zweifelte daran, daß Brönnner kalt und ruhig genug war. Das Einzige aber, was er seinerseits tun konnte, war, sehr ausführlich an seinen Abteilungschef aus der Zeit seiner Tätigkeit beim Berliner Kriegspresseamt Major im Generalstab von Medenau zu schreiben, der gegenwärtig Leiter der politischen Abteilung beim Generalkommando in Libau war.

Grothe setzte sich an den Schreibtisch, um unverzüglich an Major von Medenau zu schreiben. Da trat zu ungelegener Zeit seine Freundin Käthe Dröben im Reitanzug bei ihm ein, um ihn in den Tattersall abzuholen. Es ging nicht an, das Mädchen, das er in letzter Zeit ohnehin vernachlässigt hatte, durch eine neue Absage zu kränken. Käthe war berauscht von dem herrlichen Frühlingswetter. Mit Grazie dehnte sie am Fenster die feinen Glieder ihres schlanken, gepflegten Körpers. In ihren braunen Augen flimmerten goldene Sonnenreflexe. „Komm, Wolf, es ist draußen so wundervoll,“ lockte sie und bog den Kopf lachend zurück, daß zwischen dem Blutrot ihrer Lippen die blendend weißen Zahnreihen sichtbar wurden. Ein Gemisch ihres unaufdringlichen Veilchenparfüms und eines leisen Duftes von feinem Leder drang zu Grothe herüber. Er schloß die Augen und seufzte tief auf. Eine süße Sehnsucht brannte ihm im Blut. Diese sonnigen Märztage mit ihren gärenden Wünschen und Hoffnungen berauschten ihn. In stillen Stunden konnte er sich ganz phantastischen Träumen hingeben und an Ufern landen, auf die er sich sonst nicht wagte. Er riß

die Augen auf. Mit einem harten Griff schob er den Sessel an den Schreibtisch. Dann ging er mit Räte hinaus.

Abends fand er auf seinem Nachttisch unter der übrigen Post einen dicken Brief. Mit schlaffer Hand griff er erstaunt nach dem Rubert und riß es auf. Neugierig betrachtete er zuerst die letzte Seite; der Brief trug die Unterschrift Medenaus. Grothe war erstaunt. Welch ein Zufall! Er ließ sich in dem niedrigen Ledersessel neben seinem Bett nieder, schob die Lampe näher und begann zu lesen. Der Brief enthielt in aller Form eine Berufung Grothes nach Libau an das Generalkommando als Vezernent für politische Fragen. „Niemand ist genauer,“ schrieb Major von Medenau, „in das Wesen unserer geheimsten Ziele und Absichten eingeweiht, als Sie, lieber Herr Doktor. Leutnant Brönnner, mit dem ich neulich zufällig über Sie sprach, erzählte mir davon. Wir aber sind hier auf einen Herrn angewiesen, der als unser Kampfgenosse unser volles Vertrauen besitzt und gleichzeitig mit den örtlichen Verhältnissen genau vertraut ist. Es lag nichts näher, als dabei an Sie zu denken. Lieber Herr Doktor, ich kann nicht daran glauben, daß Sie mich im Stiche lassen werden. Bringen Sie um des großen Zieles willen das Opfer, geben Sie für eine Weile Ihre Berliner Bequemlichkeit und Fräulein Drösen auf und helfen Sie uns. Wir werden Sie nicht übermäßig anstrengen. Vorerst möchte ich Ihnen die Leitung der gesamten Propagandatätigkeit unter den Truppen übertragen und Sie bitten, uns vor jeder politischen Entscheidung, die wir zu treffen haben, Ihr Gutachten abzugeben. Ein hinreichendes Personal wird Ihnen zur Verfügung stehen. Für einen tüchtigen Ordonnanzoffizier werde ich sorgen.“ Grothe faltete den Brief zusammen und warf ihn auf den Nachttisch. Dann entkleidete er sich rasch, wickelte sich in seine Decke und schlief in wenigen Minuten bei brennender Lampe ein.

Am anderen Morgen setzte er sich am Fenster zurecht und las Medenaus Brief noch einmal durch. Er versank in Grübeln. Das Angebot war verlockend; das ließ sich nicht leugnen. Ihm wurde Gelegenheit gegeben, ganz im Sinne der Richtlinien, die er Medenau noch gestern hatte mitteilen wollen, vielleicht einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Politik im Baltikum zu gewinnen. Ein ungeheures Arbeitsfeld tat sich unter Umständen vor ihm auf. Dennoch schreckte er instinktiv vor dieser Entscheidung zurück; ein unbestimmtes Empfinden, das ihm körperliches Unbehagen bereitete, warnte ihn aus den Tiefen seines Unterbewußtseins. Er preßte die flache Hand an die Augen, um gleichsam konzentrierter, tiefer sehen zu können. Aber vernunftsmäßig vermochte er nichts zu entdecken, was ihn zum Entschluß hätte zwingen können, Medenaus Angebot abzulehnen. Gewiß, es war schwankender Boden, auf den er sich begab, wenn er dem Rufe folgte. Er vertraute sich chaotischen Zuständen an und unternahm den Versuch, trotz verworrener Vorbedingungen systematisch ein festes Ziel zu verfolgen. Aber lag nicht darin gerade ein prickelnder, anspornender Reiz, hatte es ihm nicht im Grunde behagt, sich um die Weihnachtszeit einige Wochen lang auf den chaotischen Wogen baltischer Gegenwart treiben zu lassen, und konnte er nicht jeden Tag in sein Berliner Behagen zurückkehren? Zudem würde er in Libau, oder wo es sonst da draußen sein mochte, sehr bequem leben und sich durchaus pflegen können. Da störte ihn sein eintretender alter Diener Andreas, der einzige Diensthote, den er in seinem Hause duldete, und der Diener, Stubenmädchen und Koch in einer Person war; er meldete ihm einen ungewöhnlich frühen Besuch, einen Leutnant. Grothe wandte sich, ärgerlich über die frühe Störung, zu Andreas um und fragte gereizt: „Wer?“ „Leutnant von Griesen!“ sagte der Diener ein wenig gekränkt darüber, daß sein Herr ihn so unfreund-

lich anfuhr. Grothe sprang auf. „Ich lasse bitten,“ sagte er rasch. Er trat näher ans Fenster in die Sonne und sah hinaus. Die Straße war in gleißendes, frühes Gold getaucht. Der laue Wind bog die schwanken Zweige der Trauerweiden in den Vorgärten; und am blauen Himmel schwammen weiße, graugeränderte Frühlingswolken. Grothe war, als habe ein Gemisch von Veilchenparfüm und feinem Lederduft seine Sinne getroffen. Für Sekunden schloß er die Augen. Die Sonne lag warm auf seinen Lidern. Es wogte rot und brandend vor ihm auf, ein in Gluten getauchtes Chaos von krausen Gebilden und wirren Vorstellungen. Und plötzlich sah er deutlich das lächelnde Jungengesicht Friesens vor sich, als vergewissere er sich dessen, daß er den jungen Offizier noch wiedererkennen würde. --

Da ging die Thür auf und in seiner grünen Jägeruniform, das Fliegerabzeichen an der Brust, trat Lieutenant von Friesen ein. Als Grothe ihm die Hand reichte, war der sonst so gemessene und kühle Schriftsteller doch ein wenig befangen; er sah Friesen nicht an, als er ihn bat, Platz zu nehmen. Friesen sprach rasch und lebhaft und mit einer achtungsvollen Heiterkeit. Er kam im Auftrage Brönners, um sich zu erkundigen, ob Grothe bereit sei, sofort nach Libau abzureisen. Er werde dringend erwartet. Es lag Brönner daran, daß ihm Friesen, der schon morgen Abend nach Libau zurückfuhr, die erhoffte Entscheidung Grothes mitbrachte. Eben habe Friesen keine Zeit; er sei mit Aufträgen für Berlin überladen. Der Herr Doktor wolle deshalb die formlose Kürze dieses Besuches entschuldigen; er müsse wieder gehen. Aber morgen nachmittag wolle er noch einmal vorsprechen und sich dann genauen Bescheid holen. Er verabschiedete sich und ging.

In der folgenden Nacht fand Grothe lange keinen Schlaf, so nachhaltig beschäftigte ihn das Angebot Me-



denaus. Es war sonst nicht seine Art, vor raschen Entscheidungen zurückzuschrecken. Unruhig warf er sich in seinem breiten, heißen Bett hin und her. Es war Wahnsinn, auch nur mit dem Gedanken zu spielen, daß Medenaus Angebot für ihn annehmbar sei, eine Tollheit, sich in dieses Abenteuer zu stürzen und ungewissen Verhältnissen auszusetzen.

Friesen erschien am Nachmittag des nächsten Tages sehr pünktlich. „Nun, Herr Doktor,“ fragte er vergnügt, als sie im Herrenzimmer Platz genommen hatten. „Wann dürfen wir Sie in Libau erwarten?“ Brothe lehnte sich behaglich zurück. „Überhaupt nicht, Herr von Friesen; ich bin leider nicht abkömmlich. Es lastet hier zuviel auf meinen Schultern,“ sagte er ruhig. Der kleine Leutnant machte ein bestürztes Gesicht; das hatte er nicht erwartet. „Aber . . .“ stammelte er. Der alte Andreas trat ein, stellte eine Flasche Rotwein und zwei Gläser auf den Tisch und ging leise wieder hinaus. Brothe schenkte ein. „Und ich hatte mich schon so auf meinen neuen Chef gefreut,“ sagte Friesen mit ehrlichem Kummer. „Wie meinten Sie?“ fragte Brothe aufhorchend. Da sprang der Leutnant übermütig auf, schlug die Hacken zusammen, nahm eine militärisch stramme Haltung an und sagte in dienstlichem Ton: „Melde mich gehorsamst als Ordonnanzoffizier des Herrn Dr. Brothe zur Stelle!“ Er setzte sich wieder, trank einen Schluck und berichtete: „Ich war nämlich von Major von Medenau als Ordonnanzoffizier bei Ihnen ausersehen, Herr Doktor, und ich wäre es so gerne geworden. Soll nun wirklich nichts daraus werden?“ Das Glas an den Lippen, sah er über den gläsernen Rand hinweg Brothe treuherzig an. Der aber empfand es jäh, daß mit dieser Gewißheit, fortan Friesen immer in seiner nächsten Nähe zu wissen, eine Entscheidung an ihn herantrat, die von seinem Willen und von seiner Vernunft nun nicht mehr abhing. Er hob das Glas gegen

Friesen, trank ihm zu und sagte verwirrt: „Dieser Aussicht vermag ich in der That nicht zu widerstehen. Ich komme! Auf gute Kameradschaft!“ Sie stießen an. Und wie im Traum saß Grothe Friesen gegenüber, bis sich der Offizier, erhitzt vom schweren Wein, wie ein längst vertrauter, jüngerer Freund verabschiedete und zum Bahnhof fuhr.

In Haft traf Grothe seine Vorbereitungen zur Abreise. Nun er sich entschlossen hatte, sich Medenau zur Verfügung zu stellen, drängte es ihn, Berlin sobald als möglich den Rücken zu kehren. Käte Drösen war betrübt; sie hatte sich wie ein Kind auf die Frühlingsreise in die bayerischen Berge gefreut, die Grothe mit ihr verabredet hatte. Wortkarg tröstete sie der Freund auf den Herbst.

\*       \*       \*

Grothe hatte eine vorzügliche Reise gehabt. Am Bahnhof in Libau empfingen ihn Major von Medenau, Brönner, der ernst und schweigsam war, und Leutnant von Friesen. Medenau, der jüngste Generalstabsmajor der Armee, wie es hieß, schüttelte ihm herzlich die Hand. Seine blauen Augen im lebhaften, jungen Gesicht strahlten in der alten, oft kindlich-harmlos berührenden Weise. Er war erst Anfang der Dreißig, also in der That für seinen Rang außergewöhnlich jung. Auf den breiten Schultern der kleinen, unproportionierten aber stämmigen Gestalt mit den etwas zu kurzen Beinen und dem zu langen Oberkörper saß ein kluger, für den Gesamteindruck seiner Erscheinung viel zu großer Kopf. Sein Schädel war schon nahezu kahl. Trotzdem wirkte Medenau im Grunde noch jünger, als er es an sich war. Das lag an seinen lebhaften Bewegungen, dem Strahlen seiner Augen und seinem ganzen lebenswürdigen Wesen, dem er seine allgemeine Beliebtheit verdankte.

Medenau begleitete Grothe in seine Wohnung. Die

Kommandantur hatte ihm zwei Zimmer in einer Pension angewiesen. Die Villa „Renate“, die völlig vom Pensionat eingenommen wurde, lag im Villenviertel mitten in einem größeren, parkartigen Garten. Etwa zwei Minuten ging man bis zum Meer; wenn Grothe auf den geräumigen Balkon trat, konnte er die See rauschen hören. „Wir bleiben voraussichtlich lange in Libau,“ sagte Medenau, „so daß Sie sich bequem einrichten können.“ Während sich der alte Andreas an das Auspacken der Koffer machte, setzten sie sich ans Fenster, und Medenau orientierte Grothe ein wenig. Nach kurzer Zeit erkannte Grothe, daß die politische Lage im Lande sich tatsächlich so gestaltet hatte, wie er gefürchtet. Auch traf es zu, daß die deutsche Führung nicht abgeneigt war, die Balten in ihrem gewaltsamen Vorgehen gegen die lettische Regierung zu unterstützen und sich damit in ein fragwürdiges Abenteuer zu verwickeln. Grothe gab seinen ernstesten Bedenken Ausdruck. Mit aller Ausführlichkeit setzte er Medenau auseinander, weshalb er dringend warnen müsse. Der Major hörte aufmerksam zu. Grothes Gründe überzeugten ihn vollkommen. Er kniff die Augenbrauen zusammen. Dann sagte er kopfschüttelnd: „Sie haben, weiß Gott, recht, Herr Doktor. Aber ich fürchte, Ihre Warnung kommt zu spät. Der Chef und die anderen Herren haben sich bereits zu sehr engagiert. Ich werde noch heute abend in Ihrem Sinne dringend warnen. Doch ich fürchte, wie gesagt, ich werde für dieses Mal nur wenig erreichen. Im übrigen haben die Letten auch uns in einer Weise gereizt, daß sich trotz aller Vernunftgründe, die man vom Generalkommando aus geltend machen wird, die einzelnen Freikorps und ihre Führer nicht werden zügeln lassen.“

Schon nach zwei, drei Tagen hatte sich Grothe in Libau leidlich wieder eingelebt. Das äußere Bild fand er wesentlich verändert. In der Stadt herrschte Ruhe.

Unter der Einwirkung der bolschewistischen Niederlagen an der Front, unter dem Druck des strengen Regimentses, das Holst immer noch als Polizeidirektor führte, und der starken deutschen Garnison, die von ganz anderem militärischem Geist beseelt war, als die Formationen der Auflösungszeit, verhielt sich die Arbeiterschaft gänzlich passiv. Freilich merkte man Riga deutlich an, daß es seit Anfang Februar die provisorische Hauptstadt des lettischen Staates war. Von mehreren Häusern in der Großen Straße herab, in denen Regierungsbehörden untergebracht waren, wehten die rot-weiß-roten Fahnen. An den Eingängen zu diesen Häusern standen lettische Posten, deren Gestalten sich wunderbarlich genug ausnahmen; in ihrem Räuberzivil, den deutschen Stahlhelm auf dem Kopf, das russische Infanteriegewehr in der Faust und primitive Bastchuhe an den Füßen, erinnerten sie Grothe an die Bilder bulgarischen Landsturmes aus der Kriegszeit. Um so koketter und operettenhafter waren die lettischen Offiziere gekleidet, die es nicht lange an der Front aushielten, und in Riga ein ziemlich korruptes, ausschweifendes Leben führten. Nicht viel solider lebten die Minister, die schwindelnd hohe Gehälter bezogen.

Im Klub, den Grothe an einem der ersten Abende nach seiner Ankunft in Riga besuchte, fand er kaum jemand vor. Alle Welt war in Mitau oder an der Front. Verglichen mit dem Zustand, der im Januar in der „Muße“ geherrscht hatte, war in den verlassenen Räumen nun Stille. In der Stammtischrunde saßen die altgewohnten Personen, die sich längst aus Deutschland zurückgefunden hatten. Aber sie lärmten nicht mehr, wie einst, und waren meist nüchtern. Die Weine waren nämlich unverhältnismäßig im Preise gestiegen, wie überhaupt alles in Riga neuerdings mit Geld aufgewogen werden mußte. Im Speisesaal herrschte freilich einiger Lärm. Hier zechten an einem kleinen Tisch sechs junge Leute in Landeswehr-



uniform, die auf Urlaub weilten und ihren Schnaps aus der Kantine mitgebracht hatten. Ein paar ältere Herren vom Adel saßen im Kartenzimmer; sie trugen alle Uniform; besonders paradox nahm sich der siebenzigjährige Graf Schwerin, ein völlig verfallener Greis, im feldgrauen Kleide aus. Mit zwei anderen Herren spielte Mausedorff, der Majorsackelstücke trug, Whist. Grothe grüßte kühl und wollte wieder gehen. Aber Mausedorff sprang auf, schüttelte ihm beide Hände und bat ihn, doch wenigstens einen Augenblick zu bleiben und von Berlin zu erzählen. Als er sich gesetzt hatte und alle ihn umdrängten, kam er jedoch gar nicht zum Erzählen. Denn Goswin von Rettelblatt, ein glasköpfiger, älterer Herr mit auffallendem Hängebauch und leuchtender Rotweinnase, ereiferte sich über die lettische Regierung und ließ niemand zu Worte kommen. „Es ist unerhört!“ schrie er. „Vorgestern abend kommt da eine lettische Patrouille auf meinen Hof und requiriert meine besten Pferde. Ich mußte es dulden; die Hunde hätten mich sonst über den Haufen geschossen. Heute geh’ ich ins lettische Ministerium und laß mich beim Minister melden, um mich zu beklagen. Ich wart’ eine halbe Stunde, ich wart’ eine ganze Stunde. Schließlich wird mir die Sache zu dumm. Ich schreie einen der Beamten an; der ruft mich zur Ordnung. Und stellt euch vor — da läßt mir der Minister sagen, er könne mich heute überhaupt nicht empfangen; ich solle morgen wiederkommen. Ich meine, das ist doch unerhört! So hab’ ich früher meinen Inspektor nicht behandelt. Und dabei ist dieser Minister ein ehemaliger Volksschullehrer. Seinen Großvater mag mein Ahne noch mit der Reitpeitsche behandelt haben, wenn er nicht der uneheliche Sohn irgendeines alten Rettelblatt gewesen ist.“ Alle lachten. „Aee,“ fuhr Goswin Rettelblatt verdrießlich fort und wehrte mit der Hand ab. „So geht das nicht weiter! Das darf man sich nicht bieten lassen. Die

Landeswehr her! Und dann die ganze Regierung auf die Bajonette!“

Grothe schlich sich davon. Er kannte diese Art. Anders wie Kettelblatt sprach heute wohl niemand in diesem Kreise. Er wollte gehen und noch für eine halbe Stunde Medenau im Kasino aufsuchen. Da sah er im Raminzimmer, über eine Zeitung gebeugt, Brönner ganz allein sitzen. Er begrüßte ihn und setzte sich zu ihm. Brönner war auf ein paar Stunden von Mitau herübergekommen. Er schilderte Grothe das Elend in der alten Herzogsstadt mit kummervoller Miene. Er schien selbst tief deprimiert. Gegen vierhundert deutsche Einwohner der kleinen Stadt waren ermordet, die Wohnungen verwüstet, die überlebenden Familien verarmt. Auch eine Anzahl von Verwandten seiner künftigen Frau war von Mitau nach Riga verschleppt und unterwegs auf bestialische Weise ermordet worden. Sie schwiegen eine Weile. Brönner starrte vor sich hin und trommelte mit den Fingern gegen die Tischplatte. Grothe sah ihn verwundert an. Der sonst so lebhafte und zuversichtliche Mensch war sichtlich verfallen. Seine scharfen, männlichen Züge hatten etwas Spitzes, Kummervolles. „Was ist mit Ihnen, Brönner?“ fragte Grothe leise und legte ihm die Hand auf den Arm. „Haben Sie Sorgen? Wie geht es Frau Elinor? Wann heiraten Sie? So sprechen Sie doch, Mensch!“ Brönner riß den Blick mühsam von dem Fleck auf dem Tischtuch, den er angestarrt hatte. Er fuhr zusammen. Dann seufzte er. „Ach, Herr Doktor — ich kann an Heiraten eben gar nicht denken! . . . Ganz abgesehen davon, daß die Scheidung noch nicht ausgesprochen ist, und noch eine Menge Schwierigkeiten zu überwinden bleibt, hatte ich vor einigen Tagen schlechte Nachrichten von meiner Mutter über Elinor. Sie kann den Schmerz über Aitas Tod noch immer nicht verwinden. Ich fürchtete solche Nachrichten schon seit Wochen. Die heim-

liche Angst vor ihnen hat mich aufgerieben. Nun kamen noch die schweren Eindrücke in der Todesstadt Mitau dazu, denen kein noch so eiserner Nervenathlet gewachsen ist. Elinor hat mich dringend nötig; ich müßte bei ihr bleiben; sie spinnt sich in der Einsamkeit meines Gutes immer tiefer in ihre Schwermut ein. Ohne mich will sie um keinen Preis in eine Stadt. Meine Mutter hat einen Arzt konsultiert. Der hat tiefe seelische Depression festgestellt, Melancholie, die gefährlich werden kann, wenn nichts dagegen unternommen wird. Sie würden Elinor heute wohl kaum mehr wiedererkennen. Ich muß zu ihr. Aber ich habe vor dem Wiedersehen Angst. Meine Mutter schreibt nicht umsonst. Elinors Nerven müssen völlig zerrüttet sein; sonst hätte sie sich nicht entschlossen, mich zu benachrichtigen.“ In Brönners wasserklaren Augen lag ein so deutliches Weh, daß Grothe tiefergriffen ward. Und plötzlich fiel Brönners Haupt schwer auf seinen Arm nieder. Er weinte. „Aber Brönner!“ rief Grothe erschrocken aus. „Mensch, Ihre Nerven sind kaputt. Sie sehen die Dinge viel zu schwarz. Beruhigen Sie sich doch!“ Brönner nahm sich zusammen. „Mag sein!“ sagte er leise. „Ich schäme mich meiner Schwäche auch.“ Mit dem Handrücken, wie ein großer Junge, wischte er sich die Tränen aus den Augen. Grothe brauchte ihn nicht zu trösten. Er lächelte. Daß er hatte sprechen dürfen, war eine Erlösung für ihn. „Verzeihen Sie mir, daß ich mich gehen ließ,“ bat er und drückte Grothe die Hand. „Es hat keinen Sinn, den Kopf hängen zu lassen. Man muß die Dinge zwingen. Und ich werde sie zwingen!“

Grothes Bureauräume waren im ersten Stock eines Hauses am Kurhausprospekt untergebracht. Nach und nach hatte er sich in seine neue Tätigkeit gefunden, so sehr ihm der pünktliche Dienst und der bureaukratische Geschäftsbetrieb auch widerstrebten. Die rein militärischen Dinge und die geschäftliche Erledigung des umfangs-

reichen Altenverkehrs überließ er übrigens Friesen. Als ständiger Mitarbeiter für Propagandaangelegenheiten hatte Grothe Oberlehrer Buhse gewonnen, dem es nicht gelungen war, eine Stellung in Deutschland zu finden, und der es Grothe durch angestrenzte, überaus nützliche Arbeit dankte, daß er ihn in der politischen Abteilung untergebracht hatte. Buhse arbeitete vorderhand in der Hauptsache auswärts. Er besuchte die einzelnen Freikorps, Regimenter und Bataillone an der Front und hielt den Mannschaften, meist unter freiem Himmel, Vorträge über den Bolschewismus, über die politische Lage im Reich, die Auswüchse des Sozialismus und nationale Fragen. Der stille, kurzsichtige Philologe, der durch eine harte Lebensschule gegangen war, und den bisher niemand bemerkt hatte, erwies sich als seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Mit ungewöhnlichem Geschick verstand er es, in den Massen der Soldaten die Sehnsucht nach der alten, deutschen Ruhmeszeit zu wecken, ihren kriegerischen Geist anzufachen und ihnen Zweifel gegenüber den Errungenschaften der neuen, revolutionären Zeit einzupflanzen.

Für den Kampf hier im Lande interessierte er sie durch die Aussicht auf Ansiedlung in diesem fruchtbaren Gebiet. Den Leuten, meist besitzlosen, ehemaligen Stadt- und Landarbeitern, zeigte er die reichen, lettischen Bauernhöfe und das viele Land, das die wenigen Besitzer nicht zu bestellen in der Lage waren, und lenkte sie dieserart geschickt darauf hin, sich das Siedlungsrecht zu erwerben. Er gründete Siedlungsgenossenschaften unter ihnen, bat sie, über ihre kurländischen Eindrücke nach Deutschland an die Ihrigen zu berichten, und erreichte es, daß aus vielen, die als Revolutionäre und Proletarier ins Land gekommen waren, in wenig Wochen Anhänger sehr gemäßigter Anschauungen wurden. Nahezu vergeblich war vorerst freilich sein Kampf gegen eine Reihe von unpolitischen Abeln, die unter den vielfach ver-



rohten und haltlosen Elementen der bunt zusammengewürfelten Söldnerformationen weit verbreitet waren. Vielen fiel der Unterschied zwischen Mein und Dein schwer; abgesehen von häufigen Plünderungen, über die sich die Landesbevölkerung bitter beklagte, bestahlen sich die Leute gegenseitig. Das „Rubeln“, wie sie die nächtlichen Requisitionen auf eigene Faust und in kleinen Banden auf den Bauernhöfen des Front- und Etappengebietes nannten, war ihnen nicht abzugewöhnen. In Ribau und in den anderen Städten des Landes wurden die „requirierten“ Dinge dann bei jüdischen Heklern gegen Rubelnoten eingetauscht. „Der Rubel rollt, der Panje grollt, es grinsen die Banditen,“ war ein Vers, den die Berliner unabhängige „Freiheit“ aufbrachte, und der leider nicht ganz erlogen war . . . Mancher Soldat scharrte sich auf ansehbare Weise tatsächlich ein kleines Vermögen zusammen, bis ihm die dicke Brieftasche von einem Kameraden gestohlen wurde, oder er den ganzen papiernen Reichtum in einer Nacht verspielte, vertrank, verjubelte. Am flügsten taten jene, die mit ihrem Raub nach Deutschland verschwanden. In den Wartesälen der Bahnhöfe, in den Quartieren, in Soldatenheimen und Kantinen gedieh das Glücksspiel üppig. Vergeblich kämpften die Führer dagegen an; es kam leider vor, daß sich Offiziere, heruntergekommene Existenzen, am Spiel der Leute, das oft in die Tausende ging, beteiligten und das Übel damit sanktionierten. Messerstechereien waren unter diesen Umständen unter den Soldaten an der Tagesordnung. Die Freudenhäuser in den Städten verdienten in jeder Nacht Unsummen. Und für Schnaps, der in ungeheuren Mengen getrunken wurde, zahlte der Söldner jeden Preis. Es hielt schwer, gegen diese Auswüchse einer Niedergangszeit von heute auf morgen disziplinarisch vorzugehen.

\*

\*

\*

Einer der ersten Besuche, die Grothe auf seinem Bureau empfing, war privater Natur. Die Baronin von Bodenbach, Bodos Mutter, ließ sich eines Tages bei ihm melden. Die alte Dame war tief verschleiert. „Bodos jäher Tod hat meine Schwester erschüttert,“ sagte Grothe schonend. „Ich selbst habe Ihren Sohn von Herzen geliebt. Unter der Entfremdung, die uns in der letzten Zeit trennte, hat unsere ganze Familie gelitten. Besonders natürlich Erika, die Mutter von Bodos einzigem, so früh verwaistem Töchterchen. Aber er ist einen leichten Tod gestorben — das muß Sie trösten, gnädige Frau.“ Baronin Bodenbach drückte das Tuch an ihre rotgeränderten, verweinten Augen. Dann theilte sie Grothe mit, daß wohl das Majoratsgut Dünenhof nun an ihren jüngeren Sohn falle, daß Erikas Tochter aber das Gütchen Klein=Dünenhof erbe, das nicht zum Fideikommiß gehört hatte.

Zu einer Besprechung politischer Art erschien einmal Landrat von Hasterrot bei Grothe. So unsympathisch an sich der Landrat ihm war, so ging die Anregung zu dieser Zusammenkunft doch von Grothe aus. Er hatte erfahren, daß Hasterrot vielfache Beziehungen zu russischen Emigrantenkreisen in Berlin unterhielt und in naher Verbindung zu dem Führer des russischen Freiwilligenkorps an der Mafront, dem Fürsten Alexander von Ruhren, stand. Hasterrots Pläne in bezug auf diesen Fürsten erschienen Grothe beachtenswert. Nirgends war in der That der Boden für die von Hasterrot geforderte politische und militärische deutsch=russische Annäherung so günstig, wie auf diesem Schauplatz des Krieges gegen den Bolschewismus. Der Landrat hatte Grothes Einladung gern Folge geleistet. Sie machten schließlich ab, in den nächsten Tagen zusammen nach Mitau hinüberzufahren und dort persönliche Rücksprache mit dem Fürsten zu nehmen. Brönner sollte dafür sorgen, daß der russische Führer zur

gegebenen Zeit in Mitau anwesend war. Die Aussicht auf eine deutsch-baltische Militärdiktatur, womöglich vertreten durch einen jüngeren Offizier der Landeswehr, machte auch Hasterrot Sorgen. Da aber das Vorgehen gegen die lettische Regierung unvermeidlich schien, mußte wenigstens danach gestrebt werden, einen Diktator zur Stelle zu schaffen, der allen interessierten Parteien genehm sein konnte. Grothe und Hasterrot dachten dabei an den Fürsten von Ruhren. Grothe weihte Medenau in diese Pläne ein. Der Major war entzückt; und Grothe traf alle Vorbereitungen für seine Mitauer Reise.

Den Leutnant von Friesen sah Grothe eigentlich nur während der Dienststunden. Der junge Offizier tat wohl sehr eifrig seine Pflicht, im übrigen aber war er in ein Liebesabenteuer mit der Tochter eines deutschen Lehrers verwickelt, das ihn stark in Anspruch nahm. Einmal fand Grothe Gelegenheit, sich sehr persönlich mit Friesen auszusprechen. Sie begegneten einander auf einem stillen Nachmittagsspaziergang am Meere. Friesen hatte an diesem Tage Ärger wegen seiner kleinen Elise gehabt. Es stellte sich heraus, daß sie dem Flirt durchaus nicht abgeneigt war und außer zu ihm auch noch Beziehungen zu zwei anderen Offizieren unterhielt. Friesens ein wenig gekränkte, ein wenig frivole Klage über sein Mißgeschick bei Elise gab dem aufhorchenden Grothe Gelegenheit, dem jungen, oberflächlichen Menschen ins Gewissen zu reden. Die Art, wie er es tat, schien Friesen nachdenklich zu stimmen. Gesehnten Hauptes ging er neben Grothe her und begann von den Schicksalen seines jungen Lebens zu erzählen. Er schien bedrückt durch die Erkenntnis, daß es sich tatsächlich so verhielt, wie der Ältere es darstellte. „Zu verzweifeln haben Sie aber gar keinen Grund, lieber Herr von Friesen,“ sagte Grothe ernst. „Sie müssen freilich damit beginnen, an sich selbst zu arbeiten. Tausenden von jungen deutschen Offizieren, die im Felde

ihre Pflicht getan haben, geht es wie Ihnen. Sie können es nicht begreifen, wieso sie aus den gefeierten Leutnants plötzlich im Sturm der Revolution zu ganz gewöhnlichen, ja benachteiligten Bürgern geworden sind. Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, wären sie wahrscheinlich alle bei der Armee geblieben. Ob ihnen das Nutzen gebracht hätte, ihnen und der Armee, wage ich übrigens nicht zu entscheiden. Sie alle sind ja eigentlich noch halbe Kinder, unfertige Menschen, die dem Ernst des Lebens nicht gewachsen sind. Von der Schulbank zogen sie achtzehnjährig ins Feld als Kriegsfreiwillige. Früh, ohne eigentlich dazu qualifiziert zu sein, wurden sie Offiziere. Sie taten ihre Pflicht und starben, wenn es verlangt wurde, heldenmütig. Aber ist das genug, Herr von Friesen? Wir haben den Krieg verloren und dürfen keine Armee mehr halten; das Schicksal stößt Sie also ins Leben hinaus. Was wollen Sie da anfangen? Dieses Abenteuerdasein hier draußen wird auch einmal zu Ende sein; für viele von Ihnen wäre es am besten, es ginge bald zu Ende! Denn Ihre herrlichsten Jugendjahre verschwenden Sie hier an Liebeleien, tolle Nächte, Belage und ein von wirklichem Dienst kaum getrübbtes, oberflächliches Dasein. So wachsen die haltlosen Existenzen heran, die wir jetzt weder hier, noch in Zukunft in Deutschland werden brauchen können. Ich gebe zu, es liegt eine namenlose Tragik in diesem Schicksal der jungen Offiziere. Vertiefen Sie sich in dieses Problem, lieber Friesen. Werden Sie ernst und lehren Sie um, solange es Zeit ist. Im Chaos dieser baltischen Verhältnisse wird mancher Ihrer jungen Kameraden scheitern und zugrunde gehen. Ich meine es wirklich gut mit Ihnen. Solange viele Ihrer Altersgenossen so blind in den Tag hineinleben, wie Sie es eben tun, wird auch in Deutschland keine bessere Zeit die trübe Gegenwart ablösen.“ Sie blieben stehen und sahen aufs Meer hinaus.



Griesen seufzte aus beengter Brust tief auf. In diesen Augenblicken beseelten ihn die besten Vorsätze und Absichten. Es steckte ein guter, gesunder Kern in ihm. Und zu einer ernsteren Lebensauffassung war er bisher vielleicht nur deshalb nicht erwacht, weil niemand ihm die Augen für ein Leben geöffnet hatte, das nicht nur aus täglicher soldatischer Pflicht, kleinen Mädchen, Sekt und Eigenliebe bestand. Er sah Grothe von der Seite an. Dieser Mann konnte ihm am Ende helfen; es galt nur, sich fester an ihn zu schließen.

\*

\*

\*

Da die meisten besseren Bürgerquartiere in Mitau zerstört waren, lebte Brönnner fast unter dem Dach in der kleinen Wohnung einer armen deutschen Lehrerswitwe. Frau Stadthagens einziger Sohn, der sie von seinem Gehalt als Lehrling einer Bank unterstützt hatte, war von den Bolschewiken kurz vor der Befreiung Mitaus auf dem Hof des Gefängnisses zusammen mit hundert-  
einundzwanzig anderen deutschen Bürgern erschossen worden. Mitau war von seiner Einwohnerschaft nahezu verlassen. Der schwarze Tod, der 1710 die Hälfte der Bevölkerung Kurlands dahinraffte, hatte im roten Tod nach zweihundert Jahren einen würdigen Nachfolger gefunden. Auf den Plätzen und in den stillen Straßen der alten deutschen Landstadt sah man fast nur Soldaten, Angehörige der deutschen Formationen mit ihren verschiedenen Freikorpsabzeichen, Landeswehrleute und russische Freiwillige. Die wenigen Bürger, denen man begegnete, konnte man zählen. An den blassen, ver-  
härmtten und unterernährten Frauen, die unter bolschewistischem Regime furchtbare Zeiten seelischer Not und körperlichen Elends durchgemacht hatten, fielen die schwarzen Gewänder und Trauerschleier auf. Jede der

wenigen zurückgebliebenen deutschen Familien hatte in der Tat einen oder mehrere Tote zu beklagen. Im Alexanderpark nahe vom Bahnhof wölbte sich über dem Massengrab der Opfer des Bolschewismus ein langgestreckter Lehmhügel, mit Kränzen und Tannenzweigen geschmückt. Die Wohnungen des Landadels an der Palaisstraße und am Ufer der Drixe waren ausnahmslos verwüstet oder ausgeräumt. Leer und traurig gähnten die Fensterhöhlen der alten Barockpalais und der feudalen Einzelhäuser in tiefen Gärten. Schnee und Regen hatten das Vernichtungswerk vollendet. Vorerst war gar nicht daran zu denken, diese Wohnungen mit den geringen Mitteln, die der Truppe zur Verfügung standen, in Quartiere für die Offiziere und Mannschaften der unmittelbar hinter Mitau liegenden Formationen oder für die heimkehrenden Flüchtlinge umzugestalten.

Aber der Stadt, die einem wüsten Heerlager dieses regellosen Bandenkrieges glich, lastete noch hart die Faust der Zeit. In kurzen Abständen polterten in den nahen Wäldern jenseits der Na die versteckten Geschütze der Eisernen Division. Deutlich war auch tagsüber das Bellen der Maschinengewehre und knatterndes Gewehrfeuer zu hören. Es war sogar vorgekommen, daß die Bolschewiken mit einem weittragenden Geschütz, das sie auf einem Panzerzuge nahe an Mitau heransuhren, in die Stadt hineinschossen. Dann gab es jedesmal Opfer unter der Verelendeten, Verarmten und eingeschüchterten Bevölkerung, Schäden an den verfallenden Häusern und tiefe Löcher im schadhaften Straßenpflaster. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß der ohnehin tief darniederliegende Handel und Wandel nahezu gänzlich stockte. Der Markt wurde vom Lande aus nicht beschickt, die Schaufenster der meisten Läden waren dicht mit Brettern vernagelt. Nur hier und da boten Juden gegen unerschwinglich hohe Preise spärliche Lebensmittel feil. Die

Kirchen blieben geschlossen, da die Pfarrer entweder ermordet, verschleppt oder geflohen waren. Still, gedrückt und freudlos gingen die Menschen durch die blanken Tage des frühen Lenzes, der sich allein um Tod und Elend nicht kümmerte und mitleidig mit der Pracht seines jungen Grüns und dem flimmernden Gold seiner Sonne die häßlichen Schäden und elenden Spuren der Schreckenszeit zu verdecken begann . . . Die Wiesen der Aniederung leuchteten Mitte April in sattem Grün, malerisch durchbrochen von dem Silberband des Flusses. Die alte Linde vor dem pompösen Gebäude des herzoglichen Gymnasiums hatte einen seidenrauschenden, grünen Spigenschleier umgeworfen, und das italienische Schloß der Herzöge von Kurland auf der Insel zwischen Na und Drixe ertrank täglich tiefer im jungen Laub breiter, frommer Baumkrönen. Die Winde, die über das Gewirr der spizen, roten Dächer dahinstrichen und den herben Erdgeruch der Felder des fruchtbaren Umlandes mitbrachten, waren lau und weich. Gras sproß in giftgrünen Büscheln mitten auf den einst belebten Straßen zwischen den Pflastersteinen. Und auf den Trümmersfeldern, die der große Krieg überall in der Stadt hinterlassen hatte, begannen Nesselwälder in Schutt und Geröll zu wuchern.

Brönnner, dessen Freikorps keine drei Kilometer von Mitau entfernt an der großen Straße nach Riga lag, hatte schwere Wochen hinter sich. An der Befreiung Mitaus war weder seine Truppe, noch eine andere deutsche Formation unmittelbar beteiligt gewesen; die Landeswehr hatte es sich nicht nehmen lassen, diese Tat unter Führung des Rittmeisters Erich von Mausdorff, eines früheren russischen Offiziers, allein zu vollbringen. Gewissermaßen auf den Schultern der überraschten und überrumpelten Bolschewiken waren die jungen baltischen Verbände am 18. März rachegierig, blutdürstig und erbittert in die Stadt eingedrungen. Wenige Tage später

mußten freilich die erprobten Freikorps „Brönner“ und „Graf Rogga“ herangezogen werden, um die wütenden Gegenangriffe der Roten, denen die Landeswehr nicht gewachsen war, abzuwehren. Fast vier Wochen waren seit jenen Tagen vergangen. Aber immer noch lastete auf dem erschütterten Gemüt Brönners die Erinnerung an die ersten niederschmetternden Mitauer Eindrücke. Ähnliches hatte er nie erlebt; Szenen, wie sie sich während und nach der Einnahme Mitaus abgespielt hatten, waren selbst seine stählernen Nerven nicht gewachsen. Das war Wahnsinn, war ein Abgrund von Haß und Wut, Rassefeindschaft und Mordlust gewesen; und fast mehr noch als die Spuren bolschewistischer Greuel und Zerstörungswut erschütterte Brönner die entfesselte Rachlust der Balten, von denen freilich die meisten in der befreiten Stadt nahe Angehörige als furchtbar verstümmelte Opfer roter Schreckenstaten zu beklagen hatten. Es kam hinzu, daß gegen vierhundert deutsche Bürger Mitaus den Bolschewiken nach Riga in Gefangenschaft oder qualvollen Tod hatten folgen müssen; für diese Unglücklichen war die Befreiung also dennoch, so überraschend man sie auch vorbereitet hatte, zu spät gekommen.

Schrankenlos tobte sich tagelang die Rache der Befreier aus. Der leiseste Verdacht, mit dem Bolschewismus irgendwie in Berührung gekommen zu sein, genügte den Rächern, einen Letten oder eine Lettin niederzufallen. Die Feldgerichte wurden zur Farce; es fanden Massenhinrichtungen statt. Zwischen Männern und Frauen ward kein Unterschied gemacht. Ein Erbarmen kannten selbst die jüngsten Burschen nicht. Es war, als hätte der undurchdringliche rote Dunst dieser Tage alle jene blind und gefühllos gemacht, die die blaue Mütze trugen und das nordisch-klangvolle, harte Deutsch dieses Landes sprachen. Ssergei Hoehne, Christoph von Buttlar, der Förster Meher, Gori von Kettler und Leo Hasterrot



gingen mit blassen Gesichtern, tiefe Schatten unter den Augen, und in verbissenem Schweigen durch die Straßen. Ihre Gedanken waren träge von den Schreckensszenen, deren Zeugen sie gewesen, ihre Hände müde vom Zielen auf Todgeweihte und Verlorene, ihre Sinne abgestumpft gegen die Ströme roten, rinnenden Blutes, das sie vergeltend vergossen. Buttlars sechzigjährigen Vater hatten die Bolschewiken zu Fuß nach Riga zu treiben versucht. Als aber der herzleidende alte Herr nach den drei ersten Kilometern zusammengebrochen war, hatten sie ihn an einen Schlitten gebunden und zu Tode geschleift. Auf der Chaussee stieß später der Sohn zufällig auf den zersehten Leichnam des Vaters. Kettler fand Mutter und Schwester, an über hundert Bajonettstichen verblutet, im Straßengraben gleich hinter Mitau; die Leichen waren kaum erkaltet. Der Förster, dem noch die Erinnerung an den grauenvollen Tod seines Weibes und seines Kindes qualvoll im Hirn brannte, erfuhr, daß die Unholde ihm den Bruder auf dem Gefängnishof erschossen. Und in den Akten des Mitauer revolutionären Tribunals fand Ssergei Hoehne die Protokolle über die Vollstreckung des Todesurteils an zwölf männlichen Mitgliedern seines Geschlechtes verzeichnet. In seinem weichen Frauengesicht funkelten zwei böse dunkle Augen und sein roter Mund war schmerzlich zusammengezogen. Er lebte wie im Rausch, obgleich er nichts mehr trank. Und die Striemen auf dem weißen Rücken Lisas, die ihm wie ein demütiger und dennoch haßerfüllter Hund mitgelaufen war, blühten in leuchtendem Rot.

An den Strafgerichten hatte auch Brönnner sich beteiligen müssen. Es hatte sich für ihn, den Führer des Freikorps, gar nicht umgehen lassen, diese grausige Pflicht zu erfüllen. Er sagte sich auch, daß sein Gerechtigkeitsgefühl sich im Angesicht der vielen Hundert verrenkter und geschändeter Leichname, die sie in Mitau, in Eis

und Schnee, Erde und Anrat verscharrt fanden, gar nicht gegen das harte „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ aufbäumte. Aber ihn graute doch vor diesen Abgründen eines Krieges, wie er ihn bisher nicht gekannt hatte, und wie er seinem vornehmen Charakter wesensfremd im höchsten Grade war.

Am meisten aber litt seine Psyche wohl unter der quälenden Gewißheit, daß Elinor seiner bedurfte. Einen Urlaub hatte man ihm vorerst glatt abgeschlagen; vor Mitte Mai könne bei der gegenwärtigen militärischen und politischen Lage nicht daran gedacht werden, ihn für einige Tage in die Heimat zu entlassen. Brönner biß die Zähne zusammen und fügte sich in diese harte Notwendigkeit, ein Wiedersehen mit Elinor auf noch weitere vier Wochen hinauszuschieben. Aber es fiel ihm schwer, Ruhe zu bewahren. Nur aus eisernem Pflichtgefühl, nicht mehr aus innerem, frohem und stürmischem Drang heraus, tat er, was von ihm verlangt wurde. Mit all seinen Gedanken war er bei der Geliebten. Ihm war zuletzt, als nehme er all das Schwere, das ihn in Mitau ansocht, um ihretwillen auf sich. Der Mutter Nachrichten über Elinors Befinden lauteten unverändert nicht günstig. Die junge Frau habe das Lachen und Hoffen verlernt.

Eine Ablenkung für Brönner bedeutete es, als eines Tages Dr. Grothe in Begleitung des Landrates von Hasterrot und Griesens in Mitau eintraf, um sich mit dem Fürsten von Ruhren zu besprechen. Die Zusammenkunft, die Brönner vorbereitet hatte, fand im Quartier des Grafen Rogga, in einem der wenigen von den Bolschewiken verschonten Adelsnester an der Bachstraße statt. Brönner und Graf Rogga wurden hinzugezogen. Der Fürst hatte seinen Adjutanten, den Leutnant Alexei Serebrjakow, mitgenommen, den Typus des eleganten, leichtlebigen russischen Gardelavalleristen, der nur dafür

zu leben schien, daß sein glänzender dunkler Scheitel sich nie verschob, seine Uniform immer wie angegossen saß, und jedermann seine slavische, feminine Schönheit bewunderte.

Gleich zu Beginn der Sitzung im Empire-Salon des von Siedewitzschen Palais unter dem venezianischen Kronleuchter gab es eine Störung: eine Ordonnanz trat ein, schlug die Hacken zusammen und meldete dem Grafen Rogga in unverfälschtem Schwäbisch, daß der Zahlmeister des Freikorps mit dreihundertundsiebzigtausend Mark durchgebrannt sei. Alle Belege und Rechnungen habe er vorher vernichtet. Graf Rogga war verstimmt; solchen Aufregungen war der nervöse ältere Offizier kaum gewachsen. — Dann begann Hasterrot zu sprechen und den versammelten Herren seine Pläne auseinanderzusetzen. Der Fürst von Ruhren saß in einem der graziösen Sessel, die Arme schwer auf die Lehnen gestützt. Es hatte den Anschein, als plage ihn die ganze Zeit über ein körperlicher Schmerz. In der That hielt er das linke Bein gerade ausgestreckt; im großen Kriege war er in den Karpathen am Schenkel schwer verwundet worden; die Wunde wollte nicht heilen. Sein aufgeschwemmter, geschlachter Körper lag bewegungslos im Stuhl. Diesen Eindruck der Rückgratlosigkeit unterstrich noch die lose, khakifarbene Bluse, die er trug. Auf dem plumpen Rumpf saß zwischen breiten, geraden Schultern ein un-  
förmlicher, häßlicher Kopf. Aus wasserblauen, trüben Augen sah der Fürst matt und teilnahmslos vor sich hin. Wimpern und Brauen waren so dünn und blond, daß sie kaum zu sehen waren; und der viereckige Schädel wirkte dadurch noch gröber, daß Fürst von Ruhren sein hartes graues Haar kurzgeschoren trug. Seine vierzig Jahre sah ihm niemand an. Er wirkte wie ein matter siebzigjähriger alter Herr. An der Aussprache beteiligte er sich kaum. Es war fraglich, ob er Hasterrot überhaupt

zuhörte, der fast allein sprach. Nur ein paarmal nickte er mit höflichem Lächeln oder sagte mit einem hilfesuchenden Blick auf seinen Adjutanten einige bedeutungslose Worte. Grothe wurde es von vornherein klar, daß der Fürst für seine Pläne ernstlich nicht in Betracht kam. Das war um so fataler, als Eile nottat, und ein gewandter russischer Führer zurzeit durchaus am Platze gewesen wäre. Denn seit zwei Tagen rollten vollbesetzte Militärzüge der Landeswehr in kurzen Abständen von drei Stunden von der Front in der Richtung nach Libau. Es lag auf der Hand, daß der gewaltsame Regierungsturz in Libau unmittelbar bevorstand. Grothe hatte es wenigstens erreicht, daß die deutsche Führung sich neutral verhalten würde.

\*

\*

\*

Auf einem Bahnhof kurz vor Libau erfuhr Grothe auf der Rückreise von Mitau um die Mittagszeit, daß die Landeswehr am frühen Morgen die lettische Regierung gestürzt hatte. Der lettische Kriegsminister, der sich mit seiner Begleitung im selben Zuge befand, und Grothe unterwegs auf einer der Haltestellen angedet hatte, floh mit vier Offizieren in den nahen Wald, als gelte es, das Leben zu retten. Hasterrot machte ein bedenkliches Gesicht. Ein neuer Transport mit für Libau bestimmten Truppen überholte sie. Die jungen Leute standen in den offenen Wagen und sangen übermütig Spottlieder auf die Entente und die lettische Regierung. „Ein Streich ungezogener Jungen,“ meinte der Landrat mürrisch; „die ganze Landeswehr besteht aus tausendfünfhundert Mann. Damit macht man nicht, wenn man nicht geradezu kindisch ist, solche Dummheiten! Ich bin mir noch sehr im Zweifel darüber, ob sich der lettische Staat nach absehbarer Zeit auch dann auflösen lassen wird, wenn wir über vierzigtausend Mann



bewährter deutscher und russischer Truppen verfügen. Denn die Entente steht schließlich aus Eigennutz schützend hinter diesem Gebilde.“

Als sie in Riga ankamen, fanden sie das Straßensbild kriegerisch belebt. Vor den lettischen Regierungsgebäuden, von denen die blau-weißen Fahnen der Landeswehr wehten, standen baltische Posten in Stahlhelmen. Durch die Straßen patrouillierten mit strahlenden Mienen Landeswehrleute. Selbst die alten Herren hatten es sich nicht nehmen lassen, diesen Putsch mitzumachen und sich dem erstaunten Volk als Helden zu zeigen.

Es erwies sich schon in den ersten Stunden mit aller Deutlichkeit, daß das Abenteuer kläglich inszeniert war und daß es ein verhängnisvoller Fehler gewesen wäre, wenn das Generalkommando sich an dem Vorgehen offiziell beteiligt hätte. Abgesehen nämlich davon, daß die Engländer der gestürzten Regierung ihren offensichtlichen Schutz angedeihen ließen, war der Putsch von den Balten militärisch schlecht, politisch überhaupt nicht vorbereitet worden. Die Minister hatten entkommen können, eine Gewalt aber, die unverzüglich an die Stelle der gestürzten Regierung hätte treten können, war nicht vorgesehen und nicht vorhanden. Es hieß, ein neues Kabinett werde sich dem Volk in den nächsten Tagen vorstellen. Für die Zwischenzeit erklärte sich als höchste vollziehende Gewalt ein Direktorium, bestehend aus sechs jungen, politisch unerfahrenen Offizieren der Landeswehr, das ungemein radikal vorging. Es gab nicht nur bekannt, daß alles Bestehende aufgehört habe, sondern setzte sogar den Nationalausschuß ab und drohte, Gaston Mausdorff zu verhaften, der alle Macht für den Nationalausschuß zu fordern gewagt hatte.

In der „Muße“, die Grothe zusammen mit Major von Medenau und Leutnant von Friesen besuchte, herrschte abends ein beispielloses Treiben. Der Sektvorrat des

Restaurateurs ging schon vor Mitternacht zur Reige. Es war, als gelte es, einen Sieg von unabsehbarer Tragweite zu feiern. Nettelblatt, vollkommen betrunken, hielt lallend eine Rede auf den Rittmeister von Mausdorff, der der Mittelpunkt der Feier war. Die jungen Leute rissen vor Begeisterung ihre Seitengewehre aus den Scheiden und schlugen die Klingen gegeneinander. Esergei Hoehne trank Schnaps aus Weingläsern und erzählte zynisch von seinen Erlebnissen auf gefährlichen Rache=streifen hinter der roten Front. Seine zerrütteten Nerven ließen ihn in diesem Zustand als einen nahezu Wahnsinnigen erscheinen. Unter die älteren Herren im Kartenzimmer und im Besezimmer hatten sich zahlreiche Damen gemischt. Sie lachten und jubelten und ließen sich von der allgemeinen Begeisterung hinreißen. Grothe war im höchsten Grade erstaunt; nie zuvor hatte er die zurückhaltenden, steifen Damen des baltischen Adels in einer solchen Verfassung gesehen. Mit heftig geröteten Wangen saßen sie da, stießen mit den Herren an und redeten erregt und laut durcheinander.

Die nächsten Tage verwirrten die allgemeine Lage noch mehr. Es fehlten vor allem die Führer. Kopflos wurden Anordnungen getroffen, die das Direktorium schon am nächsten Tage widerrief. Es verlor übrigens sehr bald den Boden unter den Füßen und trat zugunsten des Rationalausschusses zurück, der nunmehr ernstlich bestrebt war, aus Deutschen und Letten eine neue Regierung zu bilden, die gegebenenfalls von der Entente anerkannt werden würde. Die Operationen an der Front stockten unterdessen vollkommen. Eine Woche ging mit fruchtlosen Verhandlungen hin. Verhandelt wurde mit aller Welt: mit der gestürzten Regierung, mit den Ententeoffizieren, mit den verschiedenen Parteien und mit dem Fürsten von Ruhren, dem auf Hasterrots Rat noch einmal eine Diktatur angeboten wurde; aber der Fürst, der

im Flugzeug in Libau eintraf, und auf dem Rückflug abstürzte, so daß er sich zu all dem Unglück seiner nicht heilenden Wunde auch noch den rechten Oberarm brach, lehnte rundweg ab. Nach vieler Mühe kam endlich Anfang Mai eine neue Regierung aus dem Volk verhaßten Balten und unpopulären, gemäßigten Letten zustande, die vom ersten Tage an das Mal des Todes und der Anzulänglichkeit an der Stirn trug. Die Bevölkerung lachte über dieses Kabinett, an dessen Spitze ein lettischer Pfarrer Reedra stand, und den die Anhänger der alten Regierung eines Tages in aller Form verschleppten. Ganz im Stile mexikanischer Verschwörungen entführten ihn Offiziere der Gegenpartei in die Wälder, nachdem sie ihn unter glaubwürdigem Vorwande zu einer geheimen Besprechung eingeladen hatten. Im Hemde, notdürftig in eine Decke gehüllt, entkam er seinen schlafenden Wächtern eines Nachts, ging in seinem leichten Kostüm zehn Kilometer weit über Land, ehe er auf baltische Patrouillen stieß, und ließ sich am nächsten Morgen in die Regierungsgeschäfte einführen.

Die einzige charaktervolle und starke Persönlichkeit der neuen Regierung, die die Entente gerade deshalb vorerst nicht anerkannte, war und blieb übrigens der Ministerpräsident Pastor Reedra. So gering vorerst sein Anhang war, so gute Aussichten hatte er doch, sich nach und nach als vielgelesener lettischer Volkschriftsteller und Politiker mit gesundem Gefühl für die Psyche der Masse die Sympathien weitester Volksschichten zu erobern. Auch mit der Entente würde er sich einigen können, glaubte Brothe. Aber er mußte an der unzeitgemäßen Belastung seines Kabinetts durch die Balten im Rahmen der Gegenwart untweigerlich scheitern. Brothe brachte das in einer Unterredung mit Major von Medenau und Pastor Reedra zum Ausdruck. Reedra legte die Arme auf den Rücken und blieb in Gedanken

mitten im Zimmer stehen. Plötzlich nickte er lebhaft mit dem von roten Haaren struppig umwucherten Gelehrtenkopf und sagte: „Kurland muß wieder russisch werden. Alles andere ist Unsinn. Nur so können wir etwas erreichen. Auf dieses Ziel müssen wir hinarbeiten. Ich wünsche mir für Lettland eine Autonomie unter russischer Oberhoheit und für das lettische Volk eine enge Kulturgemeinschaft mit dem deutschen.“ Von diesem Tage an wurden Grothe und Reedra Bundesgenossen, und der erstere blieb ernstlich bemüht, diesem deutschfreundlichen Betten und klugen Menschen bei der Durchführung seiner Absichten nach Möglichkeit behilflich zu sein. „In spätestens drei Wochen muß Riga frei sein,“ meinte Reedra einmal, als er Grothe in diesen Tagen wieder besuchte. „Helfen Sie mir, meine Herren, das zu erreichen. Eine solche Tat wird mich in den Sattel heben!“ Er strich sich mit der Hand über das wirre Haar und lachte.

Draußen begann der Mai zu blühen...

\*

\*

\*

„Lassen Sie vor allem, solange wir fort sind, die Fernspregleitungen wieder in Ordnung bringen,“ sagte Leutnant Grot zu seinem härtigen Wachtmeister; „wir reiten also in spätestens einer Stunde. Es bleibt dabei: zwanzig Mann!“ Er hielt den Peitschenstiel flüchtig grüßend an den Mühenrand und trat in das Pfarrhaus, in dem er Aufnahme gefunden hatte.

Mit seiner Schwadron lag Grot seit vier Wochen in dem kleinen, in Gärten ertrinkenden Landstädtchen Bauske, weitab von aller Welt und den großen Straßen des Landes. Wo zu Füßen des zerklüfteten Sandsteinfelsens, auf dem die rostrote Ruine der deutschen Ordensburg Bauske ragt, Muhs und Memel plätschernd zusammenfließen und so den flachen Oberlauf der malerisch dahin-



strömenden kurländischen Aa bilden, war in einem tiefen Talkessel zwischen hohen Ufern vor Jahrhunderten das Städtchen Bauske entstanden, eine Gründung des deutschen Ordens. Vor jedem der sauberen Holzhäuser mit dem spitzen roten Dach und dem freundlichen Giebel, dem tiefen Garten dahinter und den ausgetretenen Sandsteinstufen vor der Tür standen dicht belaubte Bäume, deren breite Kronen Dach und Giebel sicher schirmten. Mit dumpfen Schlägen zeigte die Kirchenuhr die rinnenenden Stunden an. Das Flußthal stand in üppiger Blüte; über den Obstgärten lag es wie Schnee, der Glieder duftete, die alten Kastanien waren mit tausend Blütenkerzen besteckt, und über dem bunten Blumenmeer der Frühlingsbeete in den Vorgärten summten Hummeln und Bienen. Am tiefen Himmel segelten wie schwergeladene Schiffe langsam einzelne grauumränderte Wolken. Und düster und drohend, hoch über die Rinden des Schlossparkes hinausragend, hob sich von dieser strahlenden Herrlichkeit des Maitages das dunkle, viereckig-trogige Gemäuer der Burgruine ab. Hahnen schrei klang singend und schwermütig aus den Höfen, im Kirchgarten spielten die Kinder, und über das schlechte Kopfsteinpflaster polterte gelegentlich ein Bauernwagen. Es war übermäßig heiß. In der flimmernden Luft summten Insekten, und niedrig kreisten die Schwalben über dem gleißenden Wasserspiegel der Aa.

Dieses Bild des Friedens war dennoch nur Trug und Schein. Denn kaum einen Kilometer weit von der Stadt, auf dem jenseitigen Ostufer des Flusses, lagen die ersten Feldwachen des erst vor vier Wochen vertriebenen gewalttätigen Feindes. Über dem verträumten Städtchen hing seither stündlich die Drohung einer neuen kriegerischen Katastrophe. Und in der That verging kaum ein Tag, da das feindliche Feuer Bauske verschonte, da nicht mit herfstendem Knall zwischen den friedlichen

Häusern die Granaten der Roten das schimmernde Gewand des Frühlings zerfetzten, die fruchtbare, blütentragende Erde rotes, warmes Blut trank, und lodender Brand die grüne Pracht rauschender Baumkronen versengte. Täglich um die Mittagszeit belegten die Bolschewiken Bauske mit etwa zwanzig Schuß. Dann antworteten vom Schloßberg donnernd die deutschen Feldgeschütze, und drüben verstummten sie, wenn sie schadensfroh wahrnahmen, daß im Bausker Talkessel aus den grünen Gluten der Baumwipfel die Rauchsäulen neuen Brandes emporstiegen. Die wenigen noch ausharrenden und während der langen roten Schreckenszeit übriggebliebenen Einwohner waren gegen all dieses Entsetzen nachgerade abgestumpft. Wenn der erste feindliche Schuß dröhnte, flüchteten sie in die Keller und harrten mit ernstern Gesichtern bei flackerndem Kerzenschein des Augenblickes, da dieser neue Überfall vorüber sein würde. Wenn dann wieder Stille eintrat, krochen sie aus ihren Verstecken hervor und nahmen ihre gewohnte Beschäftigung wieder auf oder sie gingen ans Rettungswerk. Nicht immer traf und zündete die schlechte feindliche Munition. Aber es kam doch vor, daß das freundliche Haus eines Nachbarn in Flammen aufging, auf dem Marktplatz oder in den Straßen hier und da einer in seinem Blut liegen blieb, oder geringere Schäden angerichtet wurden.

Die Bausker waren an Schlimmeres gewöhnt. Wen von den Deutschen die Zeit verschont hatte, wie den Pastor Steinhagen, bei dem Grot im Quartier lag, den Brauer Daneel oder den Rüster Griesendorff, der hatte während der drei Monate bolschewistischen Regimentes täglich dem Tod in hundertfacher Gestalt ins Gesicht gesehen und war doch wie durch ein Wunder des allmächtigen Gottes bis auf den heutigen Tag verschont geblieben. Der grause Tod hatte in jener Zeit in Bauske

reiche Ernte gehalten. Auf einem Vorsprung des hohen Memelufers, dessen Böschung steil zum Fluß abfiel, lagen am Ortsausgang unter frischem grünen Hügel zehn Opfer des roten Terrors, die hier eine Stunde vor der Befreiung erschossen worden waren. Weit größer aber war die Zahl der Toten, die man auf dem alten Kirchhof zur letzten Ruhe gebettet hatte. Wie in Mitau und fast überall im befreiten Lande, hatte auch in Bauske der Tod kaum ein deutsches oder lettisches Haus verschont, und wohl die längste Zeit des Tages weilten die Gedanken der Einheimischen kummervoll auf dem Gottesacker. Es war nur natürlich, daß da niemand die rechte Feierstunde fand, sich des Frühlings zu freuen.

Die Stadt war voller deutscher Soldaten. Raum ein Haus blieb von Einquartierungen verschont. Am Gros Dragoner aber, eine der besten Formationen des Abschnittes, beneidete man alle jene Bürger, die einige von diesen Reitern bei sich hatten unterbringen dürfen. Pünktlich um die Mittagszeit kamen die Soldaten täglich mit ihren Kochgeschirren aus den nahen Gehöften, in denen die Feldwachen verstreut lagen, zur Stadt, um ihr Essen zu holen. Eine Frontlinie gab es an diesem Abschnitt überhaupt nicht. Fast im Weichbild des Ortes lagen sich die feindlichen Gruppen gegenüber. Kam es einmal zu einem Gefecht, dann hörte man den Lärm ganz deutlich in Bauske, und des öfteren waren schon verirrte Kugeln klatschend in die Holzwände und Bretterzäune eingeschlagen. Eine Schwadron feindlicher Kavallerie, Kirgisen, hieß es, lag drüben. Mit diesen Reitern stießen auf den Feldern hinter Bauske und in den nahen Laubwäldern Gros Patrouillen häufig zusammen. Es waren feige, tückische Gesellen, die meist im Galopp davonjagten, wenn die deutschen Reiter sich ihnen näherten. Um so ärger hatten sie seinerzeit in Bauske gehaust, und keine Frau, kein Mädchen, kein Kind war vor der gierigen

Rust dieser gelben Teufel sicher gewesen. In einem einzigen Bauer'sten Hause hatten sie zehn lettischen Mädchen Gewalt angetan und sie dann auf bestialische Weise ermordet. „Pfui,“ pflegte Grot verächtlich zu Pastor Steinhagen zu sagen, wenn er von einer Streife gegen diese Anholde heimkehrte und die Achselstücke der Kirgisen, die er eigenhändig niedergestreckt hatte, mit einem Gefühl des Ekels auf den Tisch warf. „Der lustige Reiterkrieg gegen diese feigen Halunken macht keinen Spaß. Man kommt sich wie ein Henker vor. Und ich glaube, ich würde verzichten, wenn ich mir nicht geschworen hätte, meinen Vater zu rächen. Es waren wohl Kirgisen, die ihn in Sibirien ermordeten.“

Der Mittagstisch im sonnigen Speisezimmer des Pfarrhauses war gedeckt, und Pastor Steinhagen mit seiner Familie wartete bereits ein wenig ungeduldig, als Grot hastig eintrat. „Verzeihung,“ murmelte er. Der Pastor sprach das Tischgebet; dann setzten sie sich. Die Fenster standen weit offen. Zwischen dem Grün der blühenden Fliederbüsche und den in lauem Winde schwankenden, hohen Stengeln und weißen Blütensternen der Narzissen auf den Beeten schimmerte blau der Fluß. Süß und schwer dufteten die violetten Blumenzweige in der Vase auf dem Tisch. Grot wischte sich mit dem hellblauen Seidentuch den Schweiß von der braunen, freien Stirn. „Es wird ein heißer Ritt werden,“ sagte er. „Wie schwül es ist! Vielleicht bekommen wir ein Gewitter.“ Die Pastorin und die blassen Kinder schwiegen. Sie waren eben erst aus dem Keller herausgekommen, in dem sie sich für die gefährvolle Stunde der Beschießung versteckt hatten. „Sie reiten wieder?“ fragte der Pfarrer. „Hat die Beschießung übrigens Schaden angerichtet? Ich war noch gar nicht auf der Straße.“ Grot schüttelte den Kopf. „Raum, nur meine Fernspreckleitung haben sie wieder zerrissen. Alle Drähte liegen auf der Erde und



sperrten die Straße. Es ist höchste Zeit, daß wir endlich mit der Vernichtung der roten Batterie Ernst machen. Übermorgen, hoffe ich, wird es geschehen. Ich hab' von einem bevorstehenden Angriff unserer Infanterie etwas läuten gehört.“ „Hoffentlich erfolgt er; es wäre eine Erlösung,“ sagte der Pfarrer seufzend.

Grot ging nach dem Essen in sein Zimmer hinüber. Der Pastor hatte ihm seine Arbeitsstube eingeräumt. Neben dem breiten Schreibtisch des Pfarrers hatte der Bursche seines Leutnants weißüberzogenes Feldbett aufgeschlagen. Aus dunklen Rahmen sahen von den Wänden in geistlicher Tracht die Vorfäter Steinhagens herab. Schon sein Urgroßvater war Pastor zu Bauske gewesen. Von Geschlecht zu Geschlecht hatte sich in der Familie das Bausker Pfarramt fortgeerbt, und mancher Sturm war im Laufe der Zeit über das alte deutsche Haus hinweggezogen. Auf einem langen Tannenholtztisch lagen Grots Papiere. Auch das goldgerahmte Mädchenbildnis Erika Bodenbachs stand darauf. Vor seiner Abreise aus Swinemünde hatte Grot wie ein großer hartnäckiger Junge bei Frau Grothe so lange um dieses Bildchen gebettelt, bis sie es ihm, halb scherzend, halb ernstlich böse, in die Hand gedrückt hatte. Nun nahm er es in die Hand und betrachtete es lange. Erika wußte kaum um seine schwärmerische Liebe . . . Und doch trug er ständig einen langen Brief bei sich, den er vor Wochen in einer schmerzlichen Stunde der Sehnsucht aus übervollem Herzen an sie geschrieben hatte. Er war freilich nicht mutig genug gewesen, ihn abzuschicken. Nun lag er als Kleinod in seiner Briestasche. Wann würde er je den Entschluß fassen, ihr diesen Brief mit ein paar erklärenden Zeilen doch noch zu senden? . . . Ein langes Schreiben von Frau Grothe mit der ersten Photographie des winzig kleinen Töchterchens Erikas lag obenauf zwischen den Aktenstößen. Grot blickte sinnend über Bilder und Briefe auf die Straße hinaus, auf

der des Pastors Kinder in der Sonne spielten. Er sehnte sich nach einer Heimat, nach einem Zuhause, nach Erika und Frau Brothe. Der Krieg war ihm unendlich zuwider . . . Da hörte er im Nebenzimmer die schweren Schritte des Wachtmeisters, der ihm melden kam, daß die Patrouille, die er selbst führen wollte, bereit sei. Er sprang auf und machte sich in aller Eile zum Feindesritt fertig. Dann ging er mit dem Wachtmeister bis zum Marktplatz, wo die Reiter wartend im Schatten der Rastanien hielten.

Etwa drei Kilometer von Bauske entfernt, auf der Straße nach Riga, entdeckte der Wachtmeister an einem Waldrande in der Ferne eine größere Kirgisenpatrouille. Er zeigte sie dem Leutnant. Grot ließ halten. Unbemerkt von den feindlichen Feldwachen, hatten sie zwischen zwei abgelegenen Gehöften die gegnerische Linie durchbrochen. Es war drückend schwül. In der reglosen Luft blieb die Staubwolke lange hängen, die die Pferdehufe aufgewühlt hatten. Fliegen umschwirrten die blanken, braunen Säule. Unruhig schüttelten die Tiere die Köpfe. Es roch nach Staub, Schweiß, Leder und jungem Birkenlaub, das in der Sonne einen strengen, heißen Duft ausströmte. Grot schützte die Augen mit der flachen Hand gegen das blendende Sonnenlicht und spähte nach den Feinden aus. Sie schienen im Schatten des Waldstückes zu lagern und hielten die deutschen Reiter entweder für ihre Beute, oder sie hatten sie gar nicht bemerkt. Niemand sagte ein Wort; nur die Rinnketten klirrten und das Sattelzeug knirschte. „Wenn wir die Gelben überraschend angreifen, Herr Leutnant,“ meinte schließlich der Wachtmeister leise, „vernichten wir die ganze Brut. Denn merken sie uns erst spät, dann entkommen sie uns kaum mehr nach Norden, wo sich allein noch freies Feld dehnt. Gleich hinter dem Walde fällt steil das Ufer der Muhs ab. Sie sitzen also im Kessel, wenn es uns gelingt, sie in den Wald hineinzutreiben.“

Grot überlegte ein Weilchen. Er war müde; das Abenteuer reizte ihn nicht; am liebsten wäre er umgekehrt — so apathisch, so ruhebedürftig fühlte er sich plötzlich. Jetzt im kühlen Pfarrzimmer vor Erikas Bildchen zu sitzen und zu träumen! . . . Er vertrieb unwillig eine Fliege, die ihn umschwirrte. „Die Kirgisen sind in der Überzahl, Albuschkat,“ sagte er matt. „Sie werden versuchen, uns zu umgehen, zu überrennen, wenn sie entdeckt haben, daß ihre Lage verzweifelt ist. Ich will meine Leute nicht unnütz hier hinter der Front Gefahren aussetzen.“ Der lange, blonde Bart verdeckte des Wachtmeisters Lächeln. Aber Grot merkte es doch. Seine Stirn legte sich in Falten. „Was das anbetrifft, Herr Leutnant,“ sagte Albuschkat treuherzig und klopfte seinem Braunen den feuchten Hals, „— dazu sind wir doch Soldaten, etwas zu wagen!“ In dem alten Reiter selbst brannte Angriffslust; er war schon 1915 im Mai gegen die Kosaken in Kurland geritten. Grot biß sich auf die feuchten, roten Lippen. Sein Kinder Gesicht war frühreif und ernst. Da stammelte der Wachtmeister erregt: „Herr Leutnant, verflucht! Sie haben uns erkannt! Herr Leutnant, befehlen Sie anzugreifen! Oder die Hunde entweichen uns.“ Grot riß die Augen auf und sah zum Feind hinüber. In wenigen Sekunden saß die Übermacht der fernen, feindlichen Reiter auf den kleinen, wilden Pferden. Einzelnen und in Gruppen lösten sich die winzigen, dunklen Gestalten aus dem Schatten des Waldes und jagten über das grüne Roggenfeld, das schon in Ahren stand und den niedrigen Pferden bis an die Brust reichte. „Sie kommen tatsächlich!“ flüsterte Grot. In diesem Augenblick knallte ein Schuß, und Grot hörte die Kugel sausen, singen, pfeifen. Die Pferde wurden wild, des Wachtmeisters Brauner bäumte sich hoch auf, und zwei Leute, deren Säule in galoppierenden Säßen ausbrachen, hielten sich nur mühsam im Sattel. Da riß Grot seinen Schimmel zurück. Die Mütze war ihm vom Kopfe geflogen. Auch

ihn hatte jäh die junge Lust am Wagen und Reiten gepackt. Er dachte gar nicht mehr an das Pfarrhaus und Erikas Bild, an seine Müdigkeit und den Brief, den er über dem Herzen in seiner Briefftasche trug. Mit sicherer Hand knöpfte er die Pistolentasche auf und spannte den Hahn. Frisch und wach dehnte er die Glieder. Wie wunderbar die Erde grünte und blühte! „Vorwärts!“ rief er. Und seine junge, helle Stimme riß die Reiter mit. Er hob die Hand mit der Pistole und stieß, seinem Gaul die Sporen gebend, einen jauchzenden Schrei aus.

Wie Ewigkeiten erschien ihm die Minute des wilden Rittes, der sie an den Feind trug. Der Wind sauste, das grüne Korn rauschte wie schwere Seide, und die Pferde leuchten. Sattelzeug knirschte. Zwischen den spitzen Ohren seines Schimmels suchte er nach einem Gegner. Wie eine lehmfarbene Welle wälzte sich die Übermacht des Kirgisenschwarmes heran. Für den Bruchteil einer Sekunde schloß Grot die Augen, als dicht vor ihm ein struppiger Pferdekopf mit blutenden Rüstern und der Oberkörper eines schlißäugigen Kirgisen mit abstoßend häßlichem, wutverzerrtem Gesicht auftauchte. „Ich hasse dich, du Teufel!“ dachte er ingrimmig, hob die Hand, zielte nach dem Kopf des Gegners und drückte ab. Er hörte noch, wie neben ihm der Wachtmeister triumphierend aufschrie, wie sein Säbel sauste und dann mit dumpfem Klang spaltend in weiche Teile drang . . . da spürte er an der Brust einen scharfen, brennenden Schmerz, wie vom Schlag einer Peitsche, und ließ betäubt die Arme sinken und die Zügel fallen. In diesem Augenblick wußte er noch, daß er aus dem Sattel glitt; aber halb getragen, halb gezogen, verlor er dann plötzlich das Gefühl für Raum und Gewicht, für Zeit und Schmerzen. Er neigte das Haupt; alle Bewegungen fielen ihm leicht. Er wußte jäh, was Seligkeiten waren. Und als eine hohe Gestalt, groß und feierlich, aus leuchtend grünen Fernen auf ihn zutrat, ein



Flammenschwert mit goldenem Rnauf in beiden Händen und ein ernstes Lächeln um den härtigen Christusmund, da schloß er geblendet die Augen. „Amen! . . .“ sagte er kaum hörbar und seufzte. Sein durchschossenes Herz tat einen letzten, müden Schlag . . .

\*

\*

\*

Wenige Tage vor Beginn der Offensive gegen Riga, die, wie Medenau ihm mitgeteilt hatte, für den 22. Mai geplant war, fuhr Dr. Grothe bei herrlichstem Maiwetter im Auto nach Petraggen hinaus, um seinen Vater zu besuchen. Er wollte sich ein wenig erholen. Friesen begleitete ihn. Es war alles so eingerichtet, daß sie am Vorabend der Offensive von Petraggen aus direkt nach Mitau und gegebenenfalls nach Riga weiterfahren konnten. Johannes Grothe weilte seit einer Woche auf seinem Gut und hatte seinen Sohn gleich nach seiner Ankunft im Libauer Hafen gesehen. Frau Grothe war mit der Tochter und Großtochter vorerst in Swinemünde zurückgeblieben, wo sie den Sommer zu verbringen, sich entschieden hatte.

Als Grothe in Mantel und Mütze in das vor Sonne und Blut geschützte dämmerig-kühle Arbeitszimmer seines Vaters trat, fand er den alten Herrn am Schreibtisch sitzen. Seines Sohnes Gruß erwiderte er mit einem kurzen: „Guten Tag, lieber Wolf! Ich hörte dein Auto.“ Dann reichte er Grothe mit bekümmelter Miene einen blutbefleckten Brief und sagte mit tiefer Stimme: „Das hat mir gestern ein Wachtmeister aus Bauske gebracht. Denk' dir, der junge Leutnant Grot ist gefallen. Auf einer Kavalleriepatrouille hinter der roten Front. Ich bin tief erschüttert. Und dieser Brief ist bei ihm gefunden worden.“ Grothe betrachtete den abgegriffenen Briefumschlag, der Erikas Adresse trug. Er war mit rost-

braunen Blutflecken bedeckt und wies fast genau in der Mitte die Spur der Kugel auf, die durch das mehrfach gefaltete Papier in Grot's Herz gedrungen war. Mit einem stummen, fragenden Blick legte Grothe den versiegelten Brief auf den Schreibtisch zurück. „Ja,“ sagte Johannes Grothe, erhob sich, trat ans offene Fenster und schob die gelben Vorhänge ein wenig zurück, daß mit einem Schwarm von Fliegen eine Flut heißen, flimmernden Sonnenlichtes in den noch immer halbleeren, unwohnlichen Raum drang. „Grot liebte Erika. Der arme Junge hat sich fraglos mit ernsteren Absichten getragen, so groß der Altersunterschied zwischen ihm und ihr auch war. Mama hat ihn oft beobachtet. Erika wußte von all dem kaum etwas. Aber ich hatte Grot ganz gut kennengelernt. Er war ernst und träumerisch veranlagt, war über seine jungen Jahre hinaus früh gereift. Wahrscheinlich wäre doch zwischen beiden etwas geworden. Und nun ich die Nachricht vom Tode des lieben, jungen Menschen erhalten habe, ist mir, als sei Erika in kurzer Zeit zum zweitenmal Witwe geworden.“ Grothe setzte sich an den Schreibtisch des Vaters. Sinnend betrachtete er das Rubert. In all seiner schlanken, biegsamen Schönheit und schwermütigen Jugend, so, wie er ihn in diesem Hause an dem unharmonischen Weihnachtsabend kennengelernt hatte, stand Grot vor ihm. „Was hat dieser Jüngling nur davon gehabt, sich in unser Chaos herauszuwagen,“ sagte er leise, mehr für sich, als für den Vater. „Wem hat er das Opfer seines jungen, liebehungrigen Lebens gebracht? Mir ist und bleibt es rätselhaft, warum wir alle hier draußen wie die Motten ums Licht schwirren! Es ist doch schließlich nichts anderes, als eine Jagd nach dem Glück, als ein taumelndes Spiel mit heimlichen Wünschen, von denen man hier draußen im Drunter und Drüber der Ausnahmezustände eher Erfüllung erhofft, als unter normalen Umständen.“ Der alte Grothe hatte sich bei diesen

Worten umgewandt. Er machte ein erstauntes Gesicht. „Aber erlaub mal! Ich verstehe dich nicht! Was redest du da eigentlich? Ich meine, wir kämpfen hier doch um sehr greifbare, nationale Güter. Oder wünschst du, daß wir alles preisgeben und die Flinte ins Korn werfen?“

Der sachliche Entwurf des Vaters ernüchterte Grothe jäh. Er fuhr aus seinen Träumen auf. Und erschrak. Wieder hatte er einen Blick in sein Unterbewußtsein getan, und wieder war ihm deutlich geworden, daß sein sonst so nüchterner Charakter hier draußen, wo die Grenzen aller hergebrachten Normen sich verwischten und alle Hemmungen sich lösten, auf Abwege geriet. Er stand im Grunde nicht frei und unbefangen im Dienste der großen Sache, die er versocht; in seinem tiefsten Innern war die Sehnsucht nach ganz anderen Erlebnissen die Triebfeder all seines Handelns. Ihn, den so natürlich empfindenden Junggesellen, der außer Räte Drösen in Berlin einen ganzen Heerbann lustiger Freundinnen zurückgelassen hatte, narrte hier im Drunter und Drüber einer entfesselten Welt eine auf Irrwege geratene Neigung. Und er hatte geglaubt, sich selbst damit betrügen zu können, daß er Friesen nach Möglichkeit auswich, den sachlichen Meidenau als seinen ständigen Verkehr wählte und sich aus einer politischen Besprechung in die andere stürzte . . . Zug und Trug das alles! Sie bauten hier draußen auf Sand. Den meisten diente die große, gemeinsame Sache nur als billiger Vorwand für die Erreichung eigener, ehrgeiziger oder auf andere Weise den persönlichen Wunsch befriedigender Ziele. Das galt von den „rubelnden“ und spielenden Soldaten, von den Unteroffizieren, die die Kompagniekassen verwalteten, von den Leutnants, die leichtfertig und genußüchtig in den Tag hineinlebten, von den Intendanten und Zahlmeistern, die in die Heimat zurückkehrten, wenn sie „gesund“ geworden waren, und von den Führern, die, einander beargwöhnend und miß-

trauend, um die Macht, um Herrschaft gierten und rangen, Das war der schwankende Boden, auf dem sie alle hier draußen standen. Und er selbst, der dieses sehend erkannte, war, wie sie alle, wehrlos dem Saumel der Zeit verfallen . . . Erschien demgegenüber die Gestalt eines Brönner nicht geradezu ein wenig mythisch? Aus welchen Tiefen seiner starken, unbeirrbaren Persönlichkeit schöpfte dieser die Kraft, sich gegen die Ansteckungsgefahren der Zeit und der Umgebung zu schützen? Oder war er am Ende nur das Produkt der unverwundlichen Gesundheit des deutschen Volkes, und stach er gegen seine Umwelt nur deshalb ab, weil eben der Abschaum der Nation hier herausgeströmt war, der Auswurf einer Gemeinschaft, die trotz aller Fieberschauer der Zeit willens war, zu leben!? Dann, wenn die Dinge so lagen, konnte dann an einem einzigen Brönner nicht vielleicht doch die Schwäche all der anderen sich neu emporrichten? . . . Es klopfte, und Friesen trat ein. Der Vater begrüßte ihn herzlich. Etwas wie Haß und Feindschaft stieg in Grothe gegen den jungen Menschen empor. „Ich will mir mein Zimmer ansehen,“ sagte er schroff und ging rasch hinaus.

Einige Tage später saß Grothe abends, um Sonnenuntergang, mit dem Vater auf der Glasveranda, die auf der Parkseite des Hauses lag. Die Fenster standen offen. Über den Tulpen- und Narzissenbeeten tanzten in der lauen Luft dicke Mückenschwärme. Der Duft des schweren, goldgelben Rheinweins in den Römern, den sie tranken, mischte sich mit dem Duft des Glieders, der fast zur Veranda hereinblühte. Mit wilden, sehnächtigen Schreien segelten Turmschwalben rund um die Giebel und das Dach des Inspektorhauses, das am Ende des Gartens weiß hinter einer hellgrünen Tannenhecke schimmerte. Sie sprachen von der Mutter und Erika. Der alte Grothe sehnte sich nach seiner Frau. Fremd und unheimlich kam ihm Betraggen, an dem er mit dem ganzen Stolz des be-



wußt Besizenden hing, ohne seine Familie vor. Er seufzte. „Daß Erika sich zur Tänzerin ausbilden lassen will, sobald sie das Kind Mama anvertrauen kann, will mir nicht gefallen,“ sagte er. „Erika behauptet, sie müsse etwas verdienen. Ich gebe zu, daß sie mit ihrer ausgesprochenen Begabung für den Tanz vielleicht berühmt werden wird. Aber wozu das? Sie braucht es nicht. Wir sind nicht arm, und zudem ist es ein Stück Geld, das ihre Tochter von den Bodenbachs erbt. Wir Balten eignen uns wirklich nicht zu solchen Künsten. Es war früher nicht Sitte, daß unsere Töchter aus alten, guten Familien Tänzerinnen wurden.“ Grothe trank voller Genuß sein Glas leer. „Ich würde es ihr immerhin gönnen, daß sie sich ausbilden läßt,“ meinte er. „Man kann nie wissen, wozu es heutzutage einmal gut ist, einen Beruf zu haben. Denn sieh, Vater, ich glaube an keine geordnete Zukunft in unserer Heimat. Jedenfalls werden wir nicht bald in Frieden unseren Acker bestellen können. Mit all dem vielen Blut, das jetzt vergossen wird, säen wir Haß, und wir werden Sturm ernten. Manchmal wird mir das Leben zur Last. Der Frühling ertrinkt in Blut. Wo du hingehst, ist Mord, Tod. Kein Kapitel dieses schrecklichen Buches vom Chaos, in dem wir erlebend lesen, fand ich bisher, durch das nicht blutige Spuren gelaufen wären und mich auf das Ende hingewiesen hätten. Fieber und Haß, Gewalt und Willkür, Raub und Mordschlag — hast du nicht auch oft das Empfinden, daß man so nicht weiterleben kann?“

Sie schwiegen beide lange Zeit. Die blaue Stunde ging langsam in den Abend über. Die Farben erloschen. Unten über die Parkwiese am Fluß breiteten unsichtbare Geisterhände einen durchsichtigen, dünnen Nebelschleier. Die Nachtigallen schluchzten. Es wurde ein wenig kühl. Und blinzelnö bräunten am weißen Himmel die wenigen, blassen Sterne der hellen, nordischen Frühlingsnacht auf . . . Johannes Grothe schloß die Fenster und hob

eine neue Flasche aus dem Eiswasser. Er seufzte tief und beklommen.

Friesen war unterdessen allein in den Bruch hinuntergegangen, um Wildenten zu schießen — nicht gerade zur Zufriedenheit des alten Grothe. Aber wer kümmerte sich heutzutage um Jagdregeln, und Friesen hatte versprochen, nur auf Erpel anzulegen. Er ging sich im meilenweiten Moor in zwei Stunden müde, auf den schmalen Wegen zwischen den grünen, trügerischen Sümpfen oft bis an die Knöchel im weichen, grasüberwachsenen Boden einsinkend. Und kam doch nicht ein einzigesmal zum Schuß. Schließlich warf er sich ermattet am Rande eines Torfstiches voll schwarzen, blanken Wassers in das dürre, vorigjährige Heidekraut. Es wurde dunkel; die Sonne war längst untergegangen. Hier und da stieg schon der Rebel. Nur ein paar Riebiße kreisten noch über dem öden, flachen Land und stießen ihre klagenden Schreie aus. Und wie aus weiter, rätselvoller Ferne klang schwermütig und hohl versunkener Ankenruf herüber . . . Friesen legte sich auf den Rücken. Endlos wölbte sich der perlmutterfarbene Himmel über dem Moor, das mit seinen verkrüppelten Birken, seinem flüsternden Schilf und seinen strengduftenden Gräsern uferlos schien. Rühl und feucht begann das Moos sich anzufühlen. Als weiße Scheibe hing hoch über dem schwarzen Wald am Horizont der unvollkommene Mond. Da vernahm Friesens jagdgewohntes Ohr plötzlich raschen, rauschenden Flügelschlag, und gleich darauf sah er ein Entenpaar sich scharf gegen den milchigen Himmel abheben. Der Erpel gab einen heiseren Laut von sich. Zweimal kreiste das Paar über der schwarzen Lache im Torfstich — dann fielen die Enten ein, und ihre Flügel zogen über den dunklen, stillen Wasserspiegel vier feine, silberne Wellenstreifen. Friesen, der sein Gewehr gepackt und sich halb aufgerichtet hatte, blieb reglos knien. Er hielt den Atem an; das Jagdfieber schüttelte

ihn. Langsam hob er den mattglänzenden Lauf, zielte Augenblicke lang und drückte dann ab. Fern im Wald weckte der Schuß ein Echo. Mit schrillum Schrei flog die Ente auf; das andere getroffene Tier schlug einige Mal mitten auf der Lache mit den Flügeln, daß das Wasser hoch aufspritzte; dann versank sei i Rcp., und langsam trieb es ans Ufer. Friesen sprang auf, lief herzu und fischte das Tier mit seinem Stock aus dem Sumpf. Als er den warmen Körper in der Hand hielt, überkam ihn ein Frösteln. Es zuckte noch ein Rest von Leben in dem Vogel. Dann wurde der Körper plötzlich still, und Friesen fühlte, wie zwischen seinen kalten Fingern zögernd ein paar warme Blutstropfen hindurchsickerten, als ver- rinne das Leben. Klagend, mit hastigem Flügelschlag umkreiste ihn das andere Tier. Unwillkürlich fuhr Friesen zusammen. Ihm war sekundenlang, als sei die ganze schwermütige Welt des Moores zu einer einzigen An- klage gegen ihn geworden. Behutsam ließ er das tote Tier ins feuchte Gras gleiten; dann schlich er sich davon und strebte, so rasch als möglich die Straße nach Petraggen zu erreichen.

Als er wieder festen Boden unter den Füßen spürte, atmete er auf. Er war erhitzt und müde. Er lachte mühsam ein wenig spöttisch über sich selbst. Aber auf dem Heimweg durch den feierlich-stillen Abend wurde er doch wieder ernst und nachdenklich gestimmt. Wohl er- schien ihm das Erlebnis am Torfstich, je länger er darüber nachdachte, um so einfältiger und sentimentaler. Er würde die Jagd deshalb bestimmt nicht aufgeben; körperliche Müdigkeit und die Melancholie des Moores hatten seinen Nerven einen lächerlichen Streich gespielt. Aber dieser Streich gab ihm Anlaß zum Nachdenken über sich selbst. Es war tatsächlich Zeit, daß er zu einer ernsteren Auf- fassung des Lebens erwachte und mancherlei billigen Glitter abstreifte, der ihm anhaftete. An diesem Abend

brachte er den Entschluß heim, sich seinen dienstlichen Pflichten und Aufgaben mit mehr innerer Liebe zu widmen. Er war begeisterungsfähig und jung. Wenn sich erreichen ließ, was Grothe in den vielen Besprechungen, an denen er als Ordonnanzoffizier teilnahm, als Ziel bezeichnete, dann lohnte sich's, seinen ganzen Menschen anzuspannen und freudig mitzuarbeiten. Mit Bewunderung sah er zu Grothe auf. Und es erschien ihm selbstverständlich, sich gläubig der Führung dieses Mannes anzuvertrauen. Das mit der kleinen Elise mußte auf jeden Fall sofort ein Ende nehmen! Als er beim Betreten des Parkes von Petraggen diesen Entschluß faßte, ward ihm freilich ein wenig wehevoll und wehmütig zugleich zumut.

\*

\*

\*

Am 20. Mai traf Brönner in Danzig ein. Es hatte Mühe gekostet, so unmittelbar vor der Offensive gegen Riga, an der sein Freikorps an ausgesetzter Stelle teilnehmen sollte, die Urlaubsgenehmigung durchzusetzen. Aber seine Mutter hatte in einem längeren Brief sein endliches Kommen dringend gefordert, da Elinor nach ihm verlange. Nach Beschaffung eines tüchtigen Stellvertreters in der Person des Oberleutnants Schieneis, des eigentlichen Führers des Freikorps „Kogga“, war er Hals über Kopf abgereist. Nun wollte für ihn die Fahrt mit der Kleinbahn die Weichsel entlang und durch die fruchtbare Danziger Niederung kein Ende nehmen. Die Heimat sah er mit fremden Augen und einem nach innen gefehrten Blick wieder. Der Gefahren, die dieses herrliche, zurzeit über und über in Blüten stehende Land bedrohten, war er sich bisher nie so bewußt geworden, als nun, da sich zu seiner heiligen Sorge um die Heimat und das Vaterland der persönliche Kummer um das



Liebste gesellt hatte, was er auf Erden besaß, um Elinor. Er fühlte, wie er in den letzten Monaten, seit er nicht mehr zu Hause gewesen, gereift, aber auch gealtert war. Als Stürmer und Dränger war er im November, abenteuerlustig und von blindem Haß gegen die Männer des revolutionären Deutschland beseelt, ausgezogen, um, ohne eigentlich einen Plan zu haben und genau zu wissen, was er wollte, den Umsturz des 9. Novembers durch einen neuen Umsturz wettzumachen. Geläutert, kritisch, aber dennoch entschlossen, in jenem Sinne zu handeln, den er allein als nutzbringend für sein niedergebrochenes Volk erachtete, wenn die Zeit gekommen war, kehrte er heim. Und auf diese Heimkehr aus lehrreicher Lebensschule hätte er sich vielleicht innig beim Gedanken gefreut, nun auch die Heimat mit veränderten Augen daraufhin zu prüfen, was wirklich nottat, wenn ihn die Vorstellung nicht gemartert haben würde, daß er Elinor möglicherweise völlig wesenfremd, als einen zerbrochenen und entmutigten Kameraden wiederfah.

In Siegenhof bestieg er am Bahnhof seinen Wagen und fuhr durch die verträumte, sonnige Stadt über die Siege mit ihren Rähnen in stillem, grünem Wasser aufs uferlose, flache Land hinaus. Es war ein gesegnetes Jahr. Mit grünen, schon glänzenden Früchten überschüttet, standen die Kirschbäume zu beiden Seiten des Weges; auch der Raps war schon im Verblühen, und die Winterfaat, die längst in Ähren stand, hing voller Staubsäddchen, die einen strengen Duft nach Brot und Erde absonderten. „Endlich!“ dachte Brönnner, als ihn von ferne am Ende seines Heimatdorfes die Dächer und Giebel des Brönnner-Hofes grüßten. Und dennoch schlug sein Herz angstvoll und laut, als er in der geräumigen, offenen Vorlaube des alten Wohnhauses in holländischem Bauernstil die hohe, hagere Gestalt der Mutter erblickte. Er sprang vom Wagen und ließ sich von ihr in die

Arme schließen. Fast war er zu feige, nach Elinor zu fragen. Aber er bezwang sich. „Wie geht es Elinor? Wo ist sie?“ fragte er gepreßt. Mit ihrer grobknochigen, großen Hand fuhr die Mutter sanft über ihres Sohnes widerhaarigen Scheitel. Sie führte ihn ins Haus. „Elinor ist ins Feld gegangen, mein Junge,“ sagte sie zärtlich. „Ich glaube, sie will dich wiedersehen, wenn ihr allein und ungestört seid. Ich hab’ mich darüber gefreut. Geh’, du findest sie hinter dem Hof; ich denke, rechts am Weizenfeld auf dem kleinen Fußweg nach Siege.“

Brönner stürmte davon. Niemand war auf dem blumigen Pfad zwischen den hohen, leise wogenden Feldern zu sehen. Ein paar weiße und gelbe Falter hingen wie losgelöste Blütenblätter über dem grünen Meer... Aber dort, wo der Weg eine Biegung nach rechts machte, stand plötzlich schlank und schwarz Elinor vor ihm, das blonde, vom Sonnenlicht umspinnene Haar wie eine Krone auf dem Haupt. Trotz dieses Glanzes ihrer unsichtbaren Krone nahm sie sich in all dem überschwenglich frohen Leuchten des Frühlings doch so ernst, so traurig und so kummervoll aus, daß Brönner sekundenlang unwillkürlich stutzte. „Elinor!“ rief er erschüttert und breitete die Arme aus. Sie senkte nur den Blick. Wortlos sank sie an seine Brust. Sie wäre schwer und hilflos vor ihm niedergefallen, wenn er sie nicht gestützt und mit beiden Armen fest umfassen hätte.

Am Feldrand, an einer Grabenböschung, mitten unter bunten Wiesenblumen, ließ sie sich nieder, und er setzte sich neben sie. Zärtlich lehnte sie den Kopf an seine Schulter. Er redete ihr ernst zu, erzählte ihr, wie sehr er sich um sie gebangt habe, wie stark er sich fühle, sie zu tragen und zu stützen. Schonend, sehr zart sprach er dann von ihrem Schmerz und davon, daß er namenlos leide, wenn sie in selbstquälerischem Wahn einer Toten gebe, was nun ihm, dem Lebenden, gehöre. Blysshaft kam

ihm, als er so sprach, zum Bewußtsein, daß alles vielleicht rasch anders würde, wenn sie bald heirateten, und sie ein neues, von ihm empfangenes Leben unter dem Herzen sich regen spürte. Aber die nüchterne Erkenntnis, daß ihre Scheidung noch nicht vollzogen war, und diesem Ausweg sich somit unüberwindliche Schwierigkeiten entgegentürmten, löschte die jäh in ihm erblühte Freude. Und weil er in weiterer Folgerung vermutete, auch sie quäle sich wohl über diese Unmöglichkeit einer raschen Heirat, ging er dazu über, sie zu trösten und ihr zu versprechen, daß die Scheidungsangelegenheit sich schnell abwickeln lassen würde. Sie weinte nicht. Mit einem trockenen Glanz in den Augen sah sie entweder in die Ferne, oder sie blickte ihn ernst und vertrauensvoll an. Ohne daß sie es merkte, prüfte Brönner ihre Züge. Beinahe fürchtete er sich davor und tat es scheu, als schrecke er vor der Gewißheit, vor der Erkenntnis zurück. Aber er blieb äußerlich doch ganz ruhig und war vorerst, durch ihre Nähe betäubt, auch innerlich nicht erschüttert, als sein von Liebe und Hingebung geschärftes Gefühl ihm bestätigte, daß weniger in ihren Zügen, als in dem Ausdruck ihres einst so lebhaften, lieben Gesichtes eine merkfliche Veränderung vor sich gegangen war. Er hätte es nicht vermocht, mit Worten auszudrücken, wodurch sich diese Veränderung ihrer Seele äußerte. Aber eine Ahnung von fahlen Schatten und erloschenen Augen, Gedanken, die ihn in seinem Mitauer Zimmer so oft gemartert hatten, beschlich ihn wie ein leises Grauen des Unterbewußtseins.

Sie lehnte sich fester an ihn. Als er eine Weile geschwiegen hatte, unfähig, seine Gedanken zusammenzufassen, begann sie zu sprechen. Es war wie eine Beichte und manchesmal wie eine flehentliche Bitte um Hilfe. Sie wollte tapfer sein und sie ringe darum, die düsteren Erinnerungen, die wie Schatten kämen, abzuschütteln.

Aber in dieser Einsamkeit, von ihm getrennt und beunruhigt durch den schleichenden Fortgang der Scheidungsangelegenheit, verfallte sie immer wieder in trübe Gedanken. Sie machte ihre Seele gläubig vor ihm auf wie ein Buch, so daß er tief gerührt ward. Ihre Nerven seien herunter, und auch körperlich fühle sie sich nicht wohl. Er solle bedenken, was alles sie in den letzten Wochen vor ihrer Übersiedlung nach Siegenhof erlebt habe. Die Nacht in Schelehen, die Sorgen und Aufregungen vor der Flucht, dann Ritas Tod, schließlich die Flucht, seine Erklärung und die Auseinandersetzung mit Balthasar Berg. Sie schäme sich ihrer Schwäche. Aber sie könne es nicht ändern. Sie könne sich wirklich nicht wehren gegen die Zwangsvorstellungen, Träume und Erscheinungen, die sie quälten. Atemlos horchte er auf. Sie bemerkte es, nickte und fuhr, den Blick starr und angstvoll geradeaus gerichtet, in ihrer Beichte fort. Nachts könne sie oft nicht schlafen, oder sie verfallte in einen unruhigen, häßlichen Halbschlaf. Und da sei es vorgekommen, daß ihr Gespenster, Nebelgebilde, aber dennoch bis zu körperlicher Deutlichkeit wahrnehmbar, erschienen waren. In einer plötzlichen Aufwallung von Angst und Mitleid drückte er sie an sich und streichelte ihr Haar. Da lächelte sie: „Nun bist du bei mir,“ flüsterte sie; „nun ist alles gut. Paß auf, du wirst zu Frieden mit mir sein. Es ist ja Unsinn — all diese Gespenster und Erscheinungen. Ich fühle, du wirst sie vertreiben. Aber oft bin ich in Sorge gewesen. Denn, weißt du, in unserer Familie hat es eine Reihe von Geisteskranken gegeben. Ein Bruder meines Vaters starb im Irrenhaus, und eine seiner Tanten war lange Jahre schwermütig, ehe sie im Mitauer Bismarck-Stift starb.“ Sie schüttelte sich. „Komm, Liebster!“ sagte sie; „wir müssen zum Essen. Es ist Zeit. Und deine Mutter wird mir böse sein, daß ich dich ihr ganz raube.“ Brönner



erhob sich und half ihr auf. Aber auf seiner sonst so freien Stirn zeichneten sich ein paar strenge Falten ab.

Frau Brönner freute sich den ganzen Abend über, wie verändert Elinor war, nun sie ihn zurückwartet hatte. Brönners Bericht über die Heimat unterbrach sie oft mit lebhaften Zwischenfragen und Ausrufen. Alles interessierte sie, das Schicksal von hundert Verwandten und Bekannten wollte sie erfahren, und über Bodenbachs und Grotz Tod war sie tief betrübt. Einmal über das andere aber drückte sie seine Hand. „Daß du dich geschont hast! Wie ich's dir danke!“ Als sie sich zurückgezogen hatte, gab Frau Brönner ihrer Freude Ausdruck. Der Sohn beugte sich tiefer über seinen Obstteller und begann noch einen welken Winterapfel zu schälen. Erst nach einer Weile sagte er: „Elinor muß unter Menschen. Sie hat mir über ihre Einsamkeit geklagt. Ich will deshalb schon morgen auf eine Woche nach Zoppot mit ihr. Wir werden in verschiedenen Hotels wohnen. Es wird sie ein wenig zerstreuen. Verzeih, daß ich dich so rasch wieder verlasse.“

Es war, als hätten Elinor wirklich nur Menschen gefehlt. In Zoppot schien sie auch Brönner am ersten Tage völlig verändert, und eine große, erlösende Freude überkam ihn. Am Vormittag gingen sie auf den See-  
steg hinaus. Die offizielle Saison hatte noch nicht begonnen; aber es waren doch schon zahlreiche Fremde da. Elinor machte es viel Vergnügen, die eleganten Toiletten der Damen zu betrachten und zu kritisieren, Vermutungen über dieses und jenes Verhältnis anzustellen und einzelnen Leuten ganze Romane anzudichten. Brönner neckte sie. „All diese Schieber und Schieberinnen sind viel zu prosaisch, als daß sie Romane erleben können,“ meinte er; „sie spielen höchstens hoch, wenn sie gut gegessen und getrunken haben. Komm, willst du auch dein Glück versuchen?“ Sie lehnte entrüstet ab, und er lachte. Lange

standen sie am äußersten Ende des Steges. Die Bucht war fast spiegelglatt, und die laue Luft durchsichtig und klar. Deutlich sahen sie geradeaus am Horizont die helle Küste und den Leuchtturm von Hela; fern im Osten hoben sich nadelspiz und fein wie ein scharfgeschnittenes Muster aus der blauen Farbensymphonie von Meer und Himmel die Silhouetten der beiden Kirchtürme von Neufahrwasser, die sich in der See verlierende Mole und Häuser und Bäume des Festlandes ab. Im Westen und Süden aber stieg hinter den Parks und Villen des Badeortes steil der bewaldete, baltische Höhenzug auf. Sie erkannten die Kronprinzenvilla und das Schloßchen eines reichen Sonderlings, der hier im Weltbad in der stillen Zurückgezogenheit seines luxuriösen Heimes seit Jahren Winter und Sommer verlebte. Auf dem blauen Meer grüßten ein paar weiße Segel zur Küste herüber. Aber Brönnner machte plötzlich ein finsternes Gesicht. „Da,“ sagte er, mit ausgestrecktem Arm nach Westenweisend. „Gleich hinter der Kronprinzenvilla, bei Kolibken, soll künftig die polnische Grenze deutsches Land abtrennen. Eine Schmach ist es!“

Am anderen Vormittag war Elinor verstimmt. Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt. Brönnner sah bestürzt in ihren Augen den Ausdruck jener Angst, der ihn so beunruhigte, und in ihren Zügen eine tiefe, innere Abgespanntheit. Er redete ihr freundlich zu. Da gestand sie, ihr seien in Boppot zu viele Menschen; sie passe noch nicht wieder in dieses bunte Treiben. Sie blieb in ihrem Hotelzimmer, und Brönnner wagte es nicht, sie zu überreden, in einem der stilleren Hotels mit ihm zu speisen. Erst am Abend machte sie an seinem Arm einen kurzen Spaziergang durch den dunklen Kurpark. Auf seinen Vorschlag, am anderen Tage den abgelegenen Badeort Heubude aufzusuchen und später vielleicht ganz für den Rest der Ferien dorthin überzusiedeln, wenn

es ihr nach dem ersten Besuch in diesem stillen Ort gefallen haben sollte, nahm sie bereitwillig an. Früh am Morgen fuhren sie mit der Bahn nach Danzig und von dort im Auto über die Weichsel nach dem nahen Heubude. Am einsamen Strande legten sie sich im Schutz der Dünen in den heißen Sand. Die See war ein wenig bewegter, als am Tage zuvor, so daß die Brandung feierlich und brausend rauschte. „Du hast recht,“ sagte Elinor, „hier ist es viel schöner. Und hier hab' ich nur dich.“ Aber sie blieb traurig. Die trotz allen blendenden Lichts und der starken Farben dennoch fühlbare Melancholie dieses verlassenen Strandstückes ließ keine Fröhlichkeit in ihr aufkommen. Und schließlich versank sie, willenlos wie ein mattes Kind, flügelahm, wie Brönner empfand, in ihre alte Schwermut. Als Brönner ihr freundlich Vorwürfe machte, lächelte sie nur matt. „Ich kann nichts dafür,“ sagte sie. „Es ist stärker, als ich. Und weißt du, mein Gedächtnis schwindet. Ich habe ein so leeres, wundes Gefühl im Kopf.“ Brönner erschrak von neuem. Früh fuhren sie nach Zoppot zurück. Als Brönner an diesem Abend in seinem Hotelzimmer die Abendzeitung entfaltete, fand er auf der ersten Seite die Nachricht von der Einnahme Rigas. Die Kämpfe, die ihr vorausgegangen waren, wurden als überaus blutig bezeichnet. An sich sei es ein Überraschungserfolg gewesen, den der Stoßtrupp der Landeswehr errungen hatte. Tief bewegt und niedergeschlagen war Brönner aber, als ihm ein Telegramm des Generalkommandos noch in derselben Nacht den Heldentod seines Stellvertreters, des Oberleutnants Schineis, meldete, und er durch eine weitere Depesche die Aufforderung erhielt, seinen Urlaub unverzüglich abzubrechen und sich nach Riga zu seinem Freikorps zu begeben. Es brach zuviel auf einmal über ihn herein. Er fühlte sich ratlos, ein Zustand, den er sonst nie ge-

kannt hatte. Seine ernststen Befürchtungen in bezug auf Elinors Zustand wagte er sich nicht offen einzugestehen. Aber tief innerlich fraßen sie an ihm. Seine Mutter merkte es, als er ihr Elinor früher, als sie alle gedacht hatten, zurückbrachte. Sie redete ihm ins Gewissen, weich und gütig. Aber er sah zerstreut an ihr vorbei, als habe er nichts gehört. „In einigen Wochen komme ich wieder,“ sagte er nur; „einen Nervenspezialisten bringe ich mit. Elinors unausgeglichenes Wesen macht mir Sorgen.“ Dann fuhr er mit verbissenem Gesicht wieder in den Krieg zurück.

\*

\*

\*

Ein reitender Bote aus Libau brachte Brothe erst am Abend des 23. Mai die Nachricht von der Einnahme Rigas nach Petraggen. Sie war bereits am Vormittag des vorausgegangenen Tages erfolgt. Er beschloß, unverzüglich zu fahren. Die Nächte waren hell, die Straßen in gutem Zustande, und er hoffte, im Auto schlafen zu können. Auch Friesen war einverstanden. Am frühen Morgen gegen sieben Uhr trafen sie bereits in Mitau ein. In der Stadt herrschte trotz der frühen Stunde lebhaftes Treiben. Die letzten Bagagen setzten sich nach Riga in Marsch. Die Einheimischen aber fühlten sich vom Alpdruck der Frontnähe erlöst. Es habe alles vorzüglich geklappt. Am Morgen des 22. Mai um zwei Uhr hatte die Beschießung der feindlichen Linien eingesetzt, die nach kurzer Zeit an drei Stellen durchbrochen wurden. Auf den von deutschen Pionieren durch den Tirulsumpf gelegten Bohlenwegen des großen Krieges waren eine deutsche und zwei baltische Kolonnen im Rücken der weichenden Bolschewiken in Eilmärschen überraschend gegen Riga vorgestoßen und hatten um die Mittagszeit nach kurzem Kampf in der Mitauer Vorstadt Thorensberg die Düna brücke erreicht. Der Stoßtrupp der Landes-



wehr erzwang dann auf der Lübecker Brücke den Übergang über den Fluß, drang in blutigem Straßenkampf bis zur Zitadelle vor und befreite in letzter Stunde zahlreiche bürgerliche Geiseln. Die Opfer des roten Terrors waren auch in Riga groß. Bestimmtes verlautete noch nicht. Aber es wurden doch schon zahlreiche, bekannte Namen genannt. Etwa sechshundert deutsche und lettische Bürger waren während der roten Schreckenszeit ermordet und verschleppt worden.

Vor dem alten stolzen Barockbau des Mitauer Hotels „Kurland“ am Marktplatz ließ Grothe halten. In einem der kühlen, getäfelten Restoranträume mit den alten Kupferstichen an den Wänden und den lederbezogenen wurmstichigen Birkenmöbeln aus der Herzogszeit, die den roten Zerstörungswahnsinn überdauert hatten, ließ er sich und Friesen ein Frühstück geben. Die meisten Tische waren besetzt. Russische Offiziere, über und über mit Staub bedeckt, tranken nach einem nächtlichen Patrouillenritt Unmengen von Fusel. Junge deutsche Unteroffiziere von der Feldpolizei, Burschen, deren engen, hohen Reitstiefeln, peinlich gezogenen glänzenden Scheiteln und officersmäßig wirkenden Uniformen man von weitem ansah, daß sie in ihren Ämtern als Dorf- und Stadtgewaltige viel „unter der Hand“ verdient hatten, verhandelten mit dem Ökonom am Schenktisch im Flüsterton über eine neue „Schiebung“. An diese Leute drängten sich schmierige litauische Juden. Es galt, die Konjunktur auszunutzen und dem verhungerten Riga gegen ein Sündengeld unverzüglich die notwendigsten Waren zu liefern. Die Herren Unteroffiziere von der Feldpolizei, die gern verdienten, waren die geeignetesten Förderer und Vermittler dieses Geschäftes. Ein Bursche von kaum zwanzig Jahren, eine puppenhafte Männer Schönheit mit schwarzem Schnurrbärtchen, wie ältere Dirnen sie mögen, der die grüne Gendarmeriemüge mit einem Kavalleriefnick und

ein wenig schief trug, schlug einem der Juden mit der feinen, hellgelben Lederpeitsche gönnerhaft auf die Schulter. „Wird gemacht, Maduchowiz,“ sagte er von oben herab. Dann rieb er Daumen und Zeigefinger vielsagend aneinander und hielt sie Ihsf Maduchowiz unter die Nase. Sein verlebtes Louis=Gesicht drückte lüsterneß Verlangen aus: „Über Pinke, alter Freund!“ Grothe wandte sich ab. Am Gelde der meisten dieser in wenigen Monaten reich gewordenen Jungen klebte viel schwarzes, geronnenes Menschenblut; das meiste stammte aus den Taschen gefallener oder in Nacht und Nebel ohne Bericht abgetaner Bolschewiken, die es ihrerseits geraubt, erbeutet oder gestohlen hatten. Auf den Drähten der Telegraphenleitungen vor dem Hotel schwahten Schwalben in der Sonne. Die Frauen und Mädchen, die vorübergingen, trugen zu den schwarzen Röcken, schwarzen Hüten und langen schwarzen Schleiern weiße Blusen; um die Taillen blähte sich der leichte Stoff im Winde. Das kleine altertümliche Rathhaus, das den weiten Marktplatz mit dem steinernen Jacobsbrunnen und dem spizen, graziösen Turm der Trinitatiskirche im Hintergrunde perspektivisch nahezu vollendet abschloß, lugte hinter den kugelrunden, grünen Kronen der jungen Linden wie ein Ding aus dem Spielzeugkasten hervor. Grothe zahlte. Dann meinte er: „Es ist Zeit, wir wollen fahren!“

Sie legten die fünfundvierzig Kilometer bis Riga in einer Stunde zurück. Zu beiden Seiten der breiten Chaussee gewahrten sie nur noch wenige Spuren der Kämpfe, die hier vor achtundvierzig Stunden getobt haben mochten. Die Stämme des Föhrentalwaldes waren hier und da durch Granateinschläge zersplittert. An einigen Stellen ragten beiseite geräumte Barrikaden, Stacheldraht und gefälltte Baumstämme aus dem Graben. Am grünen Ufer der Misse lag ein vergessener Soter

mitten in einem Wald von hohen, sanft wehenden Gräsern; die Lammsfellmütze war die Böschung hinabgerollt. Und einen anderen Toten, den die Kugel unter einem spätblühenden wilden Birnbaum niedergestreckt hatte, betrachteten neugierig ein paar zerlumpete Kinder.

Als sie die Mitauer Vorstadt Thorensberg durchfuhren, erhielten sie die ersten schweren Eindrücke vom Todeshauch, der über der großen, einst von nahezu einer Million rühriger Bürger bewohnten, alten deutschen Hansestadt hing. Alle Schaufenster waren mit Brettern vernagelt, die Fensterscheiben der Wohnungen zertrümmert. Auf der Straße trieb der Wind sein Spiel mit Unrat aller Art. Und auf den Bürgersteigen gingen nur ein paar bedrückte Menschen in ärmlicher Kleidung. Die Fabriken standen starr und tot. Nur der Frühling, um einige Tage später, als in Kurland, begann auch hier, unbekümmert um alles Entsetzen, seinen blühenden Blumenzauber zu entfalten. Grothe atmete tief auf, als ihr schwerer Benzwagen nahe der unverfehrt gebliebenen, einen Kilometer langen Eisenbahnbrücke über den Düna-  
strom den toten Bahnkörper überquerte, und sich seinem Blick, von Licht und Sonne übergossen, das grandiose Panorama Rigas am breiten Hafentai darbot. „Friesen,“ sagte er feierlich, „sehen Sie sich dieses Bild an und prägen Sie es sich ein. Es ist eine der deutschesten Städte der Welt. Und nun ist sie wieder frei, frei durch deutsche Tat! Wenn nur im Hintergrunde nicht all diese düsteren Schatten drohen würden, die Schatten des Zusammenbruchs!“

In der Altstadt schlug ihnen auf der Weiterfahrt durch die engen Gassen überall der Atem des Todes entgegen. Auf dem Pflaster lagen in schwarzen Blutlachen im Todeskrampf erstarrte Leichen, die Geschäfte waren demoliert, die Häuserfronten wiesen Kugelspuren auf, und kaum ein Passant war hier, wo die Straßen=

kämpfe am heftigsten getobt hatten, zu sehen. Im „Hôtel de Rome“ gegenüber dem deutschen Theater, in dem sich der Stab der Landeswehr untergebracht hatte, erfuhr Grothe, daß ihm als Quartier vorerst die Wohnung eines Grafen Hoehne am Todlebenboulevard angewiesen war. Sie fuhren über den Anlagenring und den Stadtkanal hinaus den Alexanderboulevard entlang. Als wäre nichts geschehen und als lägen nicht in der nahen Altstadt noch die unbestatteten Opfer der jüngsten Kämpfe, wogte hier, vorüber an der griechischen Kathedrale in einem Rahmen von blühenden Obstbäumen, eine bunte, promenierende Menge, deren großstädtische Eleganz seltsam mit dem übrigen Bild des Grauens kontrastierte. Grothe erkannte Riga nicht wieder. Oder war es fremdes Gesindel, das da dieserart frivol auf dem Vulkan tanzte? Von Landeswehrleuten mit aufgepflanzten Bajonetten eskortiert, begegnete ihnen ein langer Zug Gefangener. Merkwürdige Gestalten waren darunter, Männer in hohen, glänzenden Stiefeln, Weiber in seidenen Kleidern, aber alle mit den gleichen verwüsteten Verbrechergesichtern, Leute, die noch vorgestern über Leben und Tod all jener geherrscht hatten, die ihnen nun vom breiten Bürgersteig der Promenade herab kaum einen teilnehmenden, kaum einen haßerfüllten Blick zuwarfen. In dieser Zeit lebte man rasch! Hastig wandte man sich in der Jagd nach Glück und Raub neuen Dingen zu.

Der Wagen hielt vor dem villenartigen Hause des Grafen Hoehne. Im Vorgarten blühte Goldregen. Neben Griesen stieg Grothe die breite Marmortreppe zum Hochparterre hinauf. In der Tür zur Hoehneschen Wohnung begegnete ihnen der Freikorpsführer Hauptmann Graf Rogga. Er erzählte, daß auch er in diesem Quartier zwei Zimmer bewohne. Der Graf war nervös und übermäßig lebhaft. Er führte Grothe in die für ihn reservierten Stuben. Es sah in den Räumen unwohnlich



aus; kein Möbel stand an seinem Blage; eine Behörde der Rigaer kommunistischen Regierung hatte hier ihre Bureaus gehabt. Graf Rogga redete in einem fort von den furchtbaren Rigaer Eindrücken und von den Kämpfen. „Grauensvoll,“ flüsterte er; „der Hausherr, der alte Graf Hoehne, ist vor einer Woche erschossen worden. Die arme Komtess! Sie werden sie kennenlernen. Ich habe noch nie eine junge Dame von so faszinierender Schönheit und so apartem Reiz gesehen.“ Er sah verzückt zur Decke empor und faltete die weichen, gepflegten Hände über der Brust. „Sie brennen ja lichterloh, Graf,“ scherzte Grothe. „Mag sein, mag sein,“ amüsierte sich Rogga und trippelte auf steifen Beinen aus dem Zimmer. Grothe besann sich auf diesen Zweig der gräflichen Familie Hoehne. Es handelte sich um den älteren Bruder des kurländischen Grafen, um einen Onkel Esergeis. Der alte Herr war vor Jahren kaiserlich russischer Staatssekretär und Landwirtschaftsminister gewesen. Fast sein ganzes Leben lang hatte er in Petersburg verbracht und war griechisch-katholisch gewesen. Völlig im Russentum aufgegangen, hatte er das Deutsche schließlich nur noch mühsam gesprochen.

Als Graf Rogga zurückgekehrt war, ließen sie sich durch einen alten russischen Diener der Komtess melden. Sie empfing sie in einem gelben, gegen die Sonne dichtverhängten, halbrunden Salon, der voll weißbezogener Möbel war. Gräfin Xenia Hoehne stand, als sie eintraten, mitten in diesem Zimmer hochaufgerichtet auf dem blanken Parkett. Sie trug ein enganliegendes schwarzes Wollkleid. Aus dem hohen schwarzen Kragen, der ihren schönen Hals bis fast ans Kinn straff umspannte, blühte, von krausem braunen Haar umgeben, ein vollendeter Rassekopf von exotischer Schönheit. Ihre Ähnlichkeit mit Esergei Hoehne war übrigens verblüffend. Es schien fast dasselbe Gesicht zu sein; nur noch ausgesprochener, als

bei ihm, war der Kontrast ihrer weichen Züge und des scharfgeschnittenen, grausam wirkenden Mundes betont. Sonst aber waren es dieselben flimmernden grauen Augen, die hochgeschwungenen, feinen Brauen, die weichen Linien von Wangen und Kinn, dieselbe leicht gekrümmte Nase mit den dünnen Nasenflügeln. Mit einer eigenartigen Bewegung ihrer zarten Hände, deren bräunliche Haut matt schimmerte, bat sie die Herren Platz zu nehmen. Grothe setzte sich ihr gegenüber in einen der unheimlich weißen Sessel. Das durch die gelben Stores gedämpfte Licht ließ alles im Raum ein wenig geisterhaft und körperlos erscheinen. Anfangs wollte die Unterhaltung nicht in Gang kommen. Friesen war verlegen, Graf Rogga rückte auf seinem Sessel unruhig hin und her, und Grothe war zu beschäftigt mit dem Eindruck, den Xenia Hoehne auf ihn machte, als daß er Zeit gefunden hätte, sie zu unterhalten. Da begann sie selbst mit weicher, belegter Stimme sehr ausführlich von der roten Zeit und von der Ermordung ihres Vaters zu erzählen. Bis zur Einnahme der Stadt hatte auch sie sich im Zentralgefängnis in Haft befunden. Sie war bereits zum Erschießen auf den Hof hinausgeführt worden, als Landeswehrleute ins Gefängnis drangen und einen der Kommissare, der ihr das Todesurteil verkündet hatte, in ihrer nächsten Nähe an Ort und Stelle erschossen. Ihre Stimme vibrierte ein wenig, ihre Nasenflügel zitterten und über ihren roten, harten Mund glitt der Schatten eines bösen Triumphes. Graf Roggas fiebernder Blick hing feucht und schimmernd an ihren Lippen. Es war sehr still im Salon. „Ich habe mir vorgenommen, mich und meinen Vater vielfältig zu rächen,“ sagte sie leise. „Ich habe ein Recht dazu, und es wird mir wohlthun.“

Eine Woche ging unter Arbeit und Aufregungen im Fluge hin. Grothe fand keine Zeit, sich in Riga außerhalb seines politischen Pflichtenkreises umzusehen —

kaum, daß er einige freie Stunden für die Mahlzeiten im Offizierskasino erübrigte. Als gewandter Mitarbeiter erwies sich Griesen. Mit Eifer und persönlichem Interesse vertiefte er sich in seinen Arbeitsstoff. Als Zuhörer bei den Besprechungen, die Grothe mit den verschiedensten Personen und Stellen hatte, leistete er seinem Chef dadurch manchen wertvollen Dienst, daß er, wenn sich Rückfragen oder Zweifel ergaben, stets genau unterrichtet war. Grothe gewöhnte sich insolgedessen daran, ihn überallhin mitzunehmen und ihn in die meisten Dinge einzuweißen. Die lettische Regierung war nach Riga übergesiedelt, das Libauer Generalkommando nach Mitau. Nur die taktischen Abteilungen und Major von Medenau hatte man bis nach Riga hinein vorgeschoben. Einige Stunden verbrachte auch Graf von der Goltz täglich in der vor Wochenfrist befreiten Stadt. Die Folgen des Staatsstreiches vom 16. April machten sich auf höchst unliebsame Weise bemerkbar. Die Regierung des Ministerpräsidenten Needra vermochte weder in Riga, noch auf dem Lande Fuß zu fassen. Ihre Maßnahmen stießen überall auf ausgesprochenen Widerstand. Auch die Entente begann offen gegen sie Stellung zu nehmen und begünstigte die Gegenpartei, die rührig am Werke war, die Bevölkerung zu verheizen. Im livländischen Gebiet nördlich von Riga, das von den Trümmern der roten Armee rasch gesäubert wurde, kam es zu bewaffneten, blutigen Zusammenstößen zwischen baltischen und deutschen Truppen einerseits und der täglich wachsenden aufständischen lettischen Armee der Gegenpartei anderseits. Es trat der Umstand hinzu, daß Truppen der estnischen Republik, die sich in Livland am Kampf gegen den Bolschewismus beteiligt hatten, den Letten, offenbar mit englischer Einwilligung, tatkräftige Unterstützung leisteten. Und da sich der Fürst von Ruhren mit seinen russischen Formationen in diesem neuen Konflikt aus Schwäche und

Unentschlossenheit für neutral erklärte, sah sich der deutsche Oberbefehlshaber in Livland eines Tages plötzlich einer bedeutenden lettisch-estnischen Übermacht gegenüber. Die Lage begann sich immer heillosler zu verwirren, nachdem politische baltische Anzulänglichkeit sie verhängnisvoll kompliziert hatte. In Riga selbst sät eine von der Landeswehr schonungslos durchgeführte Vergeltungsaktion nach dem Muster Mitaus nur glühenden Haß gegen alles, was deutsch war. Die Tat der Befreiung war im Angesicht der vielen hundert Todesurteile, die an Rigaer Betten vollstreckt wurden, in kürzester Zeit vergessen. Gegen die „Henker des freien Volkes“ begannen sich Tausende von Fäusten zu ballen, und die Stadt war voll aufgeregter Gerüchte. Es hieß, einzelne baltische Soldaten und Offiziere bereicherten sich in unerhörter Weise auf Rechnung der hingerichteten oder gefangenen Machthaber aus roter Zeit. Die lettischen Zeitungen schilderten Szenen, da Landeswehrleute in die Wohnungen Verdächtiger eingedrungen und sie ausgeraubt hätten. Ein neuer Strudel von Haß und Feindschaft quoll aus den Tiefen der nie überbrückten Rassenluft zwischen Deutschen und Betten empor und umnachtete, verschärft durch soziale Begegnisse, die Gemüter.

Auf der Straße trat eines Tages eine alte Bekannte, Frau Konsul Bühren, mit ihrer Tochter Ilse und ihrem Sohn Cecil, einem blutjungen Soldaten der Landeswehr, auf Grothe zu. Sie sah wie alle Welt, die in Riga die Schreckenszeit verlebt hatten, elend und abgemagert aus, so daß er sie im ersten Augenblick kaum erkannte. Trotzdem hatte sich Frau Bühren ihr heiter-sonniges Wesen erhalten, und die blanken Rehaugen ihrer Tochter bligten, als Grothe der Mutter und ihren Kindern Friesen vorstellte. Friesen und Ilse kamen sofort ins Gespräch, und Grothe, der sich mit Frau Bühren unterhielt, mußte im Angesicht des Gefallens, das die beiden aneinander



fanden, unwillkürlich lächeln. Die alte Dame klagte resigniert über die schwere Zeit, die sie mit Ilse zu überstehen gehabt hatte; um den Sohn bei der Landeswehr, ihr grünes Bübchen, habe sie sich vor allem gebangt. Ihre Augen leuchteten. „Die Wochen, die hinter uns liegen, sind wie ein wüster Traum, nun alles sich so glücklich gewendet hat.“ Sie sprachen noch ein Weilchen; dann verabschiedete sich Grothe. „Wie gefällt Ihnen denn Fräulein Bühren?“ fragte er Friesen auf dem Heimwege. Der errötete. „Ausgezeichnet,“ sagte er, „ganz ausgezeichnet!“

\*

\*

\*

Die Komtesse Xenia Hoehne stand eines Morgens nach beendeter Toilette vor dem hohen Wandspiegel ihres Schlafzimmers und warf einen letzten Blick auf ihre schlanke Erscheinung. Sie trug einen fußfreien schwarzen Taftrock, der sich von der geschnürten Taille aus in üppigen Falten nach unten zu glockenförmig verbreiterte, und eine weiße Seidenbluse mit engem, hohem Kragen. Sie stemmte den einen Arm in die Seite und nestelte mit der anderen Hand an einer silbernen Nadel in ihrem braunen Haar. Da war ihr, als ginge in ihrem Rücken leise die Tür. Im Spiegel sah sie scheu und schüchtern ihre lettische Zofe Grete ins Zimmer treten. Sie hatte das Haus wenige Stunden vor dem Einzug der Deutschen heimlich und offenbar mit bösem Gewissen verlassen und war seitdem nicht mehr zurückgekehrt.

Xenia fuhr zusammen. Langsam streckte sie die linke Hand nach der ledernen Reitgerte aus, die auf dem Toilette-tisch lag. Sie stieß dabei ein Fläschchen mit Parfüm um; die Flüssigkeit rann über die Marmorplatte und verbreitete einen strengen, süßen Duft. Xenia wandte sich nach der Eintretenden um. „Komtesse,“ murmelte Grete. Sie trat dicht an Xenia heran und warf sich plötz-

lich vor ihr nieder. Mit emporgerecten Händen, das Gesicht vor Angst verzerrt, bat sie: „Erbarmen Sie sich meiner, gnädige Komtesse! Nehmen Sie mich auf und beschützen Sie mich. Ich bin unschuldig — bei Gott. Ich bin nur aus Angst davongelaufen. Aber ich kann mich nicht länger verstecken; die gnädige Komtesse hat mich angegeben, und ich werde gesucht. Seit einer Woche schlafe ich nicht mehr. Komtesse, Haben Sie Mitleid!“ Xenia hatte sie aussprechen lassen. Sie stand reglos vor ihr, die Reitgerte in der schlaff herabhängenden Hand. Nur ihr Atem ging stoßweise, und ihre Augen flimmerten hinter tief herabhängenden Wimpern. Der Mund war eine gerade, scharfe Linie. Er krümmte sich plötzlich ein wenig zu höhnischem Lächeln. „Kanaille!“ sagte sie leise. „Du hast mit dem Portier unter einer Decke gesteckt. Ihr beide habt den alten Grafen beim Tribunal angegeben.“ Sie trat einen Schritt zurück. Grete warf sich flach vor ihr nieder. „Das ist nicht wahr,“ wimmerte sie. „Bei Gott und dem Herrn Jesus — ich bin unschuldig. Und ich weiß nicht, wer den gnädigen Herrn angegeben hat. Haben Sie Erbarmen, Komtesse.“ Sie umflammerte mit wilder Gebärde Xenias Füße. Erblassend stieß Xenia die Flehende zurück. Der Kopf des Mädchens sank auf den Teppich nieder. Es schluchzte; sein ganzer Körper bebte. „Kanaille,“ sagte Xenia noch einmal mit zitternder, heiserer Stimme.

Nun glühten ihre Wangen. Es überlief sie wie ein aufstachelnder Fieberschauer. Und den Griff ihrer Gerte mit kalter Hand umspannend, beugte sie sich über die Liegende ein wenig vor und ließ einen harten Hieb auf den Rücken des Mädchens niedersausen. Grete schrie gellend auf. „Schrei nicht, du Mörderin,“ herrschte Xenia sie an. Sie warf die Peitsche fort und blickte Augenblicke lang auf die am Boden Liegende hinab. Grete wand sich in Qualen auf dem Teppich. „Haben Sie doch

Erbarmen, Komtesse," wimmerte sie. „Haben Sie Erbarmen!..." Da brach Xenia Hoehne plötzlich in helles, klingendes Lachen aus. Sie warf den Kopf in den Nacken. Zwischen dem grausamen Ausdruck ihres schönen überreifen Gesichtes und dem volltönenden, reinen Klingen ihres Mädchenlachens tat sich ein Abgrund auf. „Du wirst das Schreien und Wimmern noch heute lassen," stieß sie hervor; „ich hole die Patrouille. Du sollst niemals mehr die Angeberin spielen können; das schwöre ich dir, du Glintentweib." Und ihren raschelnden Tastrock mit beiden Händen zusammenraffend, lief sie aus dem Zimmer.

Hinter ihr drehte sich der Schlüssel im Schloß. Ihre leichten Schritte verhallten auf dem Flur. Grete hörte sie die Haustür aufmachen. Dann wurde es still. Das Mädchen richtete sich ein wenig empor. In seinen Augen flatterte Todesangst. Es bettete den Kopf auf beide Arme und brach in schluchzendes Weinen aus. Die Minuten verrannen. Süß und schwer duftete das vergossene Parfum... Da ging die Haustür. Auf dem Flur dröhnten harte Männer Schritte. Stimmen redeten durcheinander. Gewehrkolben stießen gegen das Parkett. Dann wurde die Tür aufgemacht, und, von der Komtesse geführt, traten drei Landeswehrleute in Stahlhelmen, die Karabiner in der Faust, ein. Ihnen folgten bestürzt und neugierig Graf Rogga und die Gesellschafterin Fräulein von Gahlen. Grete schrie noch einmal gellend auf. „Diese Person da," sagte Xenia Hoehne mit erklärender Handbewegung, „ist mir soeben in die Falle gelaufen. Es ist meine ehemalige Jose, die seit einigen Tagen auf meine Meldung hin gesucht wird. Sie hat meinen Vater beim Tribunal angegeben; auf ihre und des erschossenen Portiers Aussagen hin wurde mein Vater zum Tode verurteilt." Einer der Landeswehrleute trat auf Grete zu. Er packte sie am Arm. „Aufstehen!" be-

sah! er. Grete versuchte, sich zu erheben. Einer Ohnmacht nahe, bettete sie: „Ich bin unschuldig. Ich hatte nur Angst!“ Der Landeswehrmann versetzte ihr einen Stoß in die Seite. „Hilfe!“ schrie da plötzlich das Mädchen. „O Gott, o Gott!“ lispelte Fräulein von Gahlen. Graf Rogga machte ein verwirrtes Gesicht. Xenia sah hochmütig zu, wie zwei Landeswehrleute Grete, die kaum gehen konnte und sinnlose Worte vor sich hinmurmelte, in ihre Mitte nahmen und aus dem Zimmer führten. Der dritte der Männer trat zu ihr. „Sie wird noch heute besorgt, Komtesse,“ sagte er in dienstlicher, straffer Haltung. „Die Person wird seit Tagen gesucht.“ Und mit einer scherzhaften Wendung fügte er, sich verabschiedend, hinzu: „Sie sieht den Portier und ihre anderen Vorläufer bestimmt noch heute wieder.“ Xenia lächelte. Sie streckte dem Unteroffizier ihre schöne Hand hin. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemühen mußte. Aber ich konnte das Mädchen wirklich nicht allein zur Wache schaffen.“ Er beugte sich über diese Hand und küßte die rosigen Fingerspitzen. „Unsere Pflicht!“ stammelte er. Seine Augen hingen an Xenias Gestalt... Dann fiel hinter Grete und den Landeswehrleuten die Flurtür ins Schloß.

Xenia sah den Grafen Rogga und Fräulein von Gahlen kühl an. „Arme Komtesse,“ tröstete die Gesellschafterin mit unterwürfigem Eifer und streichelte Xenias Arme; „Sie haben sich aufgeregt. Und haben die Patrouille selbst geholt. Die abscheuliche, verbrecherische Person! Wie ich Gott danke, daß sie der Gerechtigkeit ausgeliefert wird!“ Unwillig machte sich Xenia von dem zärtlichen Fräulein los. Sie maß Rogga mit bösem Blick. Er trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Seine Blase glänzte in der Sonne. „Aber Komtesse, Komtesse hätten sich doch nicht zu bemühen und auf die Straße hinunterzulaufen brauchen,“ sagte er mit ängstlichem Vor-



wurf und streckte die weichen Hände aus. Er schüttelte den Kopf. „Ich und mein Bursche waren doch im Hause. Wir hätten die Verhaftung ebenso vornehmen können.“ Xenia wandte sich zum Gehen. Ihr schmaler, kleiner Fuß, die dünnen Fesseln und die schlanken Beine in den hohen, glänzenden Stiefeln entzückten den Grafen. Sein Mund öffnete sich ein wenig. „Ach, Graf Rogga,“ sagte Xenia mit ehrlicher Geringschätzung, „wenn Sie die Verhaftung vorgenommen haben würden, hätten Sie es doch nicht übers Herz gebracht und mit Ihrem preussischen Pflichtgefühl vereinigen können, an der Person sofort so zu handeln, wie es die Zeit erfordert. Sie hätten sie dem Kriegsgericht übergeben, und die Herren Majore und Leutnants hätten sie gnädig laufen lassen. Jetzt weiß ich wenigstens, daß die gute Grete nach einer Stunde sicher besorgt und aufgehoben sein wird. — Um zwei Uhr zum Mittag bin ich zu Hause, Fräulein von Gahlen.“ Sie ging in ihr Zimmer zurück. —

Am Abend dieses Tages fand sich im Lesezimmer des Soldatenheimes der Landeswehr eine größere Gesellschaft zusammen, deren Mittelpunkt als einzige Dame Xenia Hoehne war. Auch Brothe und Friesen waren gekommen. Ssergei und Klaus Hoehne brachten Gori Kettler und Christoph Buttler mit. Etwas später fanden sich Graf Rogga und Brönnner ein, der seit einigen Tagen Kommandant von Riga war. Man saß rund um einen kleinen, niedrigen Tisch, auf dem Flaschen und Schnapsgläser mit hohen, dünnen Stielen standen. Die Komtesse nippte häufig an ihrem Glase. Sie war vorzüglicher Laune, genoß die Huldigungen, die ihr die jungen Leute darbrachten, und kokettierte ganz auffällig mit Friesen. Den Grafen Rogga behandelte sie schlecht; für ihn fand sie nur Spott, über den die anderen versteckt lachten. Er aber empfand es nicht und konnte sich in altfränkischer Galanterie ihr gegenüber nicht genug tun.

Man unterhielt sich vorwiegend über die „Ausräumungsarbeiten“ in Riga, wie Gori Kettler sagte, das heißt, über die Jagd auf die in der Stadt noch versteckt lebenden roten Führer und Führerinnen. Ssergei Hoehne, dessen Schwadron in eine Abteilung der politischen Polizei umgewandelt worden war, und der selbst an der Spitze eines Untersuchungsausschusses stand, hatte in dieser Beziehung die besten Erfahrungen. „Heute hat übrigens meine Rusine Xenia den Beweis erbracht,“ scherzte Ssergei, „daß sie der Zeit gewachsen ist. Sie hat ihre Josef eigenhändig verhaftet und dann erschießen lassen.“ „Alle Achtung!“ rief Kettler. Klaus, der am Klavier saß und präludierte, sprang auf. „Meine Herren,“ rief er; „die menschliche Natur bleibt sich in allen Klassen, Ständen und Rassen gleich. Ich habe diese Erfahrung in den letzten Tagen in Riga wiederholt gemacht. Es kommt nur darauf an, daß die Vorbedingungen dieselben sind. Vor der Energie und Unerbittlichkeit meiner Rusine habe ich alle Achtung. Aber, meine Herren, ich richte die Frage an Sie — ist das, was Xenia tat, nicht im Grunde dasselbe, was die Flintenweiber taten, und wofür wir sie heute erschießen?! Der Kampf ist eben entartet und man vernichtet sich gegenseitig im Namen der Gerechtigkeit oder der Freiheit mit allen Mitteln. Nur die Phraseologie ist eine andere. Die Tat und ihr Beweggrund, der Haß, der selbst vor Frauen nicht Halt macht, sind dieselben. In diesem Sinne, Prost, meine Herren, Prost Xenjuschka!“ Sie stießen an. Xenia dachte nach. „Du hast furchtbar klug gesprochen,“ spottete Kettler. „Aber was bezweckst du damit? Wir wissen, daß es eine Ausnahmezeit ist. Alle Begriffe sind auf den Kopf gestellt.“ „Leider,“ brummte Klaus; „es wäre besser, wir bewahrten unsere Finger trotz der kopfstehenden Begriffe und der Ausnahmezeit ein wenig sauberer.“ Er trat in den Kreis der Sitzenden und fuhr in nervöser Erregung fort: „Oder

findest du es schön, daß der junge Lubahn ein goldenes Zigarettenetui trägt, das er einem Spigbuben als geraubtes Gut abgenommen hat? Findest du es löblich, daß Thieß Drachenhorst mit seinen Genossen Nacht für Nacht auf die Mitauer Chaussee hinausfährt, seine Gefangenen im Tirulsumpf abschießt und anderen Tages erklärt, sie seien aus dem Zentralgefängnis ausgebrochen? Ich finde, das ist ein Skandal! Und ich nehme es den lettischen Zeitungen nicht übel, daß sie die Betreffenden als Mörder bezeichnen. Wir brauchen uns hier vor niemand in acht zu nehmen und können offen sprechen. Ich meine, es ist Zeit, daß wir einzelnen überreifen und zweifelhaften Burschen unter unseren Kameraden auf die Finger sehen. Was sollen schließlich die Deutschen von uns denken! Wir kommen in aller Leute Mund.“ Kettler und Buttlar machten finstere Gesichter; Brönner war verlegen geworden; diese Auseinandersetzung wurde ihm auch Xenias wegen peinlich. Da lachte Ssergei laut auf und streckte die Beine lang aus. „Klaus hat wieder einmal seinen moralischen Tag,“ rief er verächtlich. „Aber er ist besser, als er von sich glauben machen will. Darf ich den Herrschaften verraten, daß er sich noch vorgestern an der nächtlichen Spazierfahrt Drachenhorsts beteiligt hat!“ Gleichsam erlöst, lachten alle. Auch Grothe lächelte. Aber ihm war unheimlich zumute. „Man soll überhaupt nicht verallgemeinern,“ fuhr Ssergei zurechtweisend fort. „Ein goldenes Zigarettenetui ha nichts zu bedeuten; es ist ein Einzelfall.“ Es war ihm peinlich, daß Klaus vor den preußischen Offizieren ihre schmutzige Wäsche wusch. Aber Klaus war der Troß und Eigensinn der Hoehnes ins Blut gefahren. „Na, Junge,“ sagte er heftig; „wenn ich aufzählen wollte, was für andere Entdeckungen wir noch gemacht haben in bezug auf Etuis, Portefeuilles, Rassetten und ähnliche Dinge — ich könnte bis Mitternacht reden.“ Die Hände in den Hosentaschen, ging er ins Neben-

zimmer, wo ein paar Landeswehrleute Whist spielten. Minutenlang schwiegen alle, peinlich berührt. Niemand wollte das Gespräch wieder beginnen. Die meisten nippten an ihren Gläsern.

Um elf Uhr erhob sich Grothe. Ssergei war an den Whisttisch im Nebenzimmer getreten. Auch die anderen verabschiedeten sich. Nur Graf Rogga blieb Xenia gegenüber sitzen. Sie schwiegen lange. Der Graf drehte verwirrt an seinem blonden Schnurrbart. Xenia schien ihn nicht zu bemerken. Sie hatte das Kinn in die Hand gestützt und betrachtete den roten Vikörrest in ihrem Glase. Plötzlich ergriff sie ihr seidenes Taschentuch, streckte den Arm aus und ließ es zu Boden fallen. Graf Rogga zögerte einen Augenblick, dann sprang er auf. Sie sah ihn an: „Sawohl, Graf Rogga, ich bitte Sie, das Tuch aufzuheben!“ Ihre Augen bligten. Er kniete vor ihr nieder und blickte zu ihr auf. „Ich liebe Sie, Gräfin,“ sagte er plötzlich flüsternd. „Ich kann ohne Sie nicht leben!“ Da ließ sie wieder ihr helles Mädchenlachen klingen. Den schönen Kopf zurückbiegend, rief sie belustigt: „Rein, Graf Rogga, so war es nicht gemeint! Um Gottes willen, wir passen wirklich nicht zusammen. Ich hatte einst greuliche Angst vor preussischen Offizieren und ihrem Rückgrat. Rein, ich bedaure!“ Er sprang auf. „Herr Graf,“ bat sie ruhig und mit gutgespieltem Ernst, „rufen Sie meinen Vetter Ssergei. Das hat mich zu sehr erschüttert. Ich will nach Hause.“ Rot im Gesicht, trippelte Graf Rogga steif und hochaufgerichtet aus dem Zimmer. Sie kicherte hinter ihm her.

Grothe und Friesen hatten Bränner noch auf eine Stunde in die Altstadt begleiten wollen. Buttler und Kettler gingen denselben Weg. Der Förster Meher, den sie unterwegs trafen, schloß sich ihnen an. Als sie in den schmalen Anlagenring einbogen, um den weiten, freien Platz der Esplanade zu erreichen, stießen Buttler und



Kettler, die vorausgingen, auf einen fragwürdigen, jungen Menschen in dunkler Kleidung, der auf einer der Bänke gesessen haben mochte. „Halt!“ rief Kettler ihm zu. Der Mann blieb stehen. Die Nacht war so hell, daß man auch ohne Taschenlampe deutlich sah. „Wer bist du?“ herrschte Kettler den Menschen an. Er wies sich aus und behauptete, er habe sich registrieren lassen. Er gab offen zu, entlassener Soldat der roten Armee zu sein. Leute dieser Art durften sich, wenn sie registriert waren, frei in Riga bewegen. Freilich war ihnen verboten, sich nach acht Uhr abends außerhalb ihrer Wohnungen aufzuhalten. „Lassen Sie den Kerl laufen,“ sagte Brönner. Aber Kettler behauptete, an seinen Papieren sei etwas nicht in Ordnung. Er werde ihn zur Wache mitnehmen. Auch sei ihm der Name des Menschen verdächtig; er habe ihn schon einmal im Zusammenhang mit einer besonderen Affäre nennen gehört. Er und Buttlar nahmen ihn in ihre Mitte und gingen voraus. Brönner und der Förster folgten. Grothe, der Friesens Arm genommen hatte, blieb etwas hinter ihnen zurück. „Die Komtesse Hoehne scheint großen Eindruck auf Sie gemacht zu haben, Friesen,“ sagte er. „Trotzdem warne ich Sie vor ihr. Frauen von der Art Xenia Hoehnes machen wirklich nicht glücklich.“ Sie hatten die Mitte der Esplanade erreicht. Da war Grothe, als rief Kettler dem Gefangenen etwas zu. Gleich darauf löste sich, von Buttlar gestoßen, eine dunkle Gestalt von den beiden und lief ein Stückchen über den Platz. Im ungewissen Licht der hellen Nacht war diese Szene nur undeutlich zu erkennen. Dann fielen zwei Schüsse. Die dunkle, laufende Gestalt schwankte und stürzte vornüber. Es war deutlich zu hören, wie der Körper am harten Boden aufschlug. „Unglaublich!“ flüsterte Grothe. Sie liefen alle zu der Stelle, wo der Gefangene zusammengebrochen war. Der Körper streckte sich, die verkrampften Hände suchten am hartgestampften Boden vergeblich nach

einem Halt. Dann lag der Gefallene reglos. „Er wollte entweichen,“ stotterte Buttlar. Kettler zog die Papiere des Erschossenen aus der Tasche. „Der Kerl hieß Jakob Jaunsem,“ sagte er hart. „Er war einer von den sieben Unholden, die seinerzeit als die Mörder Ihrer Frau bezeichnet wurden, Herr Meher.“ Der Förster wich einen Schritt zurück und stöhnte. „Hund,“ knirschte er und machte eine jähe Bewegung auf den Toten zu. Brönner hielt ihn gewaltsam zurück. „Den hätten Sie mir lassen sollen, Herr von Kettler,“ wimmerte Meher. „Unser Stalljunge in Petraggen hieß Jakob Jaunsem,“ bemerkte Grothe. Niemand verstand ihn. Auf der grauen, staubigen Erde lag der Tote im Zwielicht als unförmliche, dunkle Masse mit weitausgestreckten Armen. Sie schwiegen alle. Wie blaßrote Punkte leuchteten die brennenden Zigaretten Brönners und Friesens in der halben Helligkeit. Weiß und geisterhaft schimmerten die blühenden Obstbäume im Garten der Kathedrale. Von den Anlagen her wehte Gliederduft über den weiten, stillen Platz. Und im Schüßengarten schlugen sehnsüchtig und liebeskrank die Nachtigallen...

„Wir wollen gehen, Friesen,“ sagte Grothe. Er hatte keine Lust mehr, Brönner zu begleiten, verabschiedete sich und ging heim. Mit Friesen sprach er unterwegs kein Wort. Er sann darüber nach, ob den Jungen gerechte Vergeltung ereilt hatte, oder ob er, wie viele, als unschuldiges Opfer dieser mordlustigen Zeit gefallen war. Wer fand sich zurecht in diesem Chaos!?... Blind erfüllten sich die Schicksale — gerechte und ungerechte.

\*

\*

\*

Grothe war tief verstimmt. Nichts ging nach Wunsch, und es lag aller Grund vor, besorgt in die nächste Zukunft zu sehen. Seit Tagen hatten zwischen deutschen und

baltischen Truppen und der lettisch=estnischen Armee heftige Kämpfe nördlich von Riga in Livland getobt. Wohl war es der Landeswehr und der Eisernen Division bisher gelungen, sich unter schweren Verlusten gegen die feindliche Übermacht zu behaupten. Aber man hatte den Esten und Letten dennoch einen Waffenstillstand anbieten und sich in Verhandlungen mit ihnen einlassen müssen. Das Spiel in Livland schien verloren. Nun galt es, das Äußerste zu verhindern. Die Esten verlangten nämlich die sofortige Zurücknahme der Landeswehr bis dicht vor Riga an die livländische Na und die baldmögliche Zurückziehung der deutschen Truppen aus dem Baltikum überhaupt. Die Vertreter der Entente unterstützten diese Forderungen offensichtlich und erklärten, sie würden in diesem Sinne einen Druck auf die deutsche Reichsregierung in Berlin ausüben; da die bolschewistische Gefahr überwunden sei, hieß es, wären auch die deutschen Truppen im Lande überflüssig geworden. Es stand also der großzügige Plan der heimlichen Anlage einer deutschen militärischen Basis in Kurland unter dem Vorwand der Bekämpfung des Bolschewismus auf dem Spiel. Aber Nacht schien das ganze Projekt schwer bedroht — und zwar in einem Augenblick, da in Mitau endlich die ersten Transporte russischer Kriegsgefangener aus Deutschland eintrafen, um, vorerst unter deutschem Oberbefehl, den Kern einer neuen russischen Armee zu bilden. Die Schuld an dieser unheilvollen Entwicklung der Dinge trugen ausschließlich jene verblendeten deutsch-baltischen Kreise, die schon die Urheber des Libauer Butsches gewesen waren, und nach wie vor engherzige, baltische Interessenpolitik trieben, statt den Kampf gegen den Bolschewismus in den Vordergrund zu rücken, dem Aufmarsch eines starken deutsch-russischen Heeres Vorschub zu leisten und den Letten vorerst ihre Freiheit zu gönnen. Die Balten hatten sich hingegen mit unzulänglichen

Mitteln in das Abenteuer eines Kampfes gegen die lettische Selbständigkeit gestürzt und sich dabei alle Welt zu Feinden gemacht. Es war vorerst nicht abzusehen, was werden würde; fest stand jedenfalls, daß von der deutschen Regierung, über der in jenen Tagen das Damoklesschwert des Abbruches der Verhandlungen über eine Verlängerung des Compiegner Waffenstillstandes hing, keine Hilfe zu erwarten war. Medenau und Brönnner, die an den Waffenstillstandsverhandlungen mit den Esten und aufrührerischen Letten teilnahmen, hatten Grothe telephonisch zu sich berufen, um seinen Rat zu hören.

Um die Mittagszeit traf er eines Tages mit Griesen in dem kleinen livländischen Landstädtchen Wenden ein.

In Brönnners Hotelzimmer fand eine Beratung statt. Medenau schilderte die militärische Lage bei Wenden als nahezu hoffnungslos und die Esten insolgedessen als unerbittlich, von ihren Forderungen abzulassen. Sie verlangten den Rückzug an die livländische Aa und eine gemeinsame Front gegen den Bolschewismus nach Osten. Letzteres galt nur für die Landeswehr; die deutschen Truppen sollten so bald als möglich nach Deutschland zurückgeführt werden. „Das mit den deutschen Truppen ist natürlich schlimm,“ sagte Grothe bedächtig; „es droht unser ganzes Spiel über den Haufen zu werfen. Was aber die Rückzugsforderungen anbelangt, so würde ich unbedingt darauf eingehen. Es liegt nur im privaten Interesse von ein paar baltischen Großgrundbesitzern, daß wir Livland, wo ihre Güter liegen, halten. Aber diese Interessen müssen natürlich der Allgemeinheit geopfert werden. Für uns spielt Livland vorerst keine Rolle; wir können ruhig bis zur livländischen Aa, ja, wenn's nötig ist, bis über Riga hinaus, womöglich bis zur kurländischen Aa, zurückgehen. Uns muß vor allem daran liegen, durch Nachgiebigkeit zu erreichen, daß wir eine Basis in Kurland behalten. Wir müssen uns gegebenen-



falls als unter Umständen nötigwerdende, in Kurland untergebrachte Reserve der lettisch=estnischen Armee gegen den Bolschewismus zur Verfügung stellen. In Kurland Zeit zu gewinnen und unsere deutsch=russische Militärorganisation auszubauen — darauf allein kommt es an!“ „Sehr richtig!“ pflichtete Major von Medenau ihm bei. „Kommen Sie, Brönner, wir müssen unbedingt zur Sitzung der Waffenstillstandskommission. Wir wollen versuchen, unser Möglichstes zu tun.“

Sinnend verließ Grothe das Hotel. Auf der schon abendlich düsteren Straße begegnete ihm Friesen. „Herr Doktor,“ bat er mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, „auf der Straße traf ich eben Fräulein Ilse Bühren. Sie hatte hier in Wenden Verwandte besucht. Nun der Kampf wohl wieder beginnt, möchte sie sofort nach Riga zurück. Aber niemand will sie fahren. Darf ich ihr anbieten, unser Auto zu benutzen? Wir haben doch Platz.“ Grothe nickte freundlich. „Aber gewiß doch, Friesen. Ich weiß schon, was los ist. Sie brennen wieder lichterloh. Nur ermahnen Sie, bitte, das Fräulein zur Eile. In fünf Minuten möchte ich fahren.“

\*

\*

\*

Die Waffenstillstandsverhandlungen in Wenden hatten sich zerschlagen.

Seit dem späten Nachmittag des 4. Juli verließen deshalb Stäbe und Bagagen, Etappenformationen und militärische Büros der Landeswehr und der Eisernen Division Riga. In den engen, schon abendlich dunklen Straßen der Altstadt, die zur Lübecker Brücke führen, herrschte buntes, bestürztes Durcheinander. Über diesen Zügen, die sich ordnungslos vorwärtsschoben, lag Rückzugsstimmung. Auf den Wagen der Bagagekolonnen hockten deutsche Familien mit ihrem Hab und Gut. Sie

zogen es vor, Riga auf diese Weise zu verlassen, statt sich dem Eisenbahnzuge anzuvertrauen, von dem es hieß, er sei überfüllt und es bleibe ungewiß, wann er werde abgelassen werden können, da keine Maschinen zur Verfügung standen. Trotzdem pilgerten Tausende mit ihrem schweren Gepäck zum Bahnhof. In der Stadt herrschte Panik und Kopflosigkeit. Der aufgestörte Bürger sah auf den Schultern der Betten und Eisten bereits die Bolschewiken wieder nach Riga eindringen. Die Strafzügen aber, die man während der roten Schreckenszeit gemacht, waren zu furchtbar, als daß sich jemand noch einmal freiwillig Zufälligkeiten aussetzen wollte. In das dumpfe Dröhnen der Kanonen vom Jägerssee her, wo, nur noch zwölf Kilometer von der Peripherie der Stadt entfernt, die Landeswehr nach dem völligen neuerlichen Zusammenbruch der Eisernen Division eine letzte Stellung vor der Übergabe Rigas an die Betten und Eisten bezogen hatten, mischte sich, unheimlich in der großen, leerwerdenden Stadt, das Gewehrgeknatter überall aufflammender deutsch=lettischer Straßenkämpfe. In den weißen Abendhimmel hinauf stiegen in kurzen Abständen, von übermütigen Händen abgeschossen, grüne Leuchtkugeln, und ließen über die stillen Baumkronen des Alexanderboulevards geisterhaften Schein gleiten. Donnernden Schrittes patrouillierten bis an die Zähne bewaffnete Doppelposten in den einsamen Straßen des vornehmen Villenviertels, um Plünderungen durch abziehende Soldateska zu verhindern. An einzelnen Straßenecken lungerte lichtscheues Gesindel umher. Es war drückend schwül; blaß stand noch ein hellgelber Streifen über der schwarzen Masse der Häuser im Westen, ein letzter Schein verloderter Tagesgluten... Unter den Linden an dem eisernen Brunnen drängten sich im Dunkel Weiber mit blechernen Eimern. Das städtische Wasservwerk war in den Händen der Eisten, die Wasserleitung stillgelegt.

Es war gekommen, wie die ärgsten Pessimisten es prophezeit hatten. Zuerst mußte Wenden geräumt werden. Dann brach auf dem Rückzuge zur libländischen Na, von den Esten umgangen, die demoralisierte Eiserner Division zusammen. Ihre Trümmer sammelten sich im Schutze der Landeswehr erst wieder dicht vor Riga in der Sägelstellung, die sich mit den zur Verfügung stehenden Truppen aber auch nur noch wenige Tage halten ließ. Im Rücken der Front war unterdessen das ganze politische Gebäude in zwei Tagen zusammengestürzt. Die Reedregierung floh nach Mitau; es kümmerte sich niemand mehr um sie, da die Gegenpartei wieder am Ruder war. In unnützer Furcht vor englischen Schiffskanonen, nervös und überstürzt, hatte der deutsche Gouverneur Libau eines Nachts geräumt. Die deutschen Truppen hielten fünf- undzwanzig Kilometer östlich von Libau eine günstige Linie; daß diese wenigstens gegen mögliche lettische Angriffe behauptet wurde, war zu hoffen. Nun galt es aber, mit allen Mitteln zwischen Libau und Riga die kurländische Basis zu behaupten. An Bord eines englischen Kriegsschiffes im Dünahafen verhandelten in dieser Nacht Vertreter des Grafen von der Goltz unter englischem Vorsitz mit Letten und Esten über einen Waffenstillstand. Dem Vertrag sollte die Bedingung zugrunde gelegt werden, daß sich die deutschen, baltischen und russischen Truppen, die dem Grafen unterstanden, vorerst in Kurland um Mitau sammelten, ehe in der Siedlungsfrage eine Entscheidung fiel, und der Rest der deutschen Truppen nach Deutschland zurückgeführt wurde.

In allem Unglück triumphtierte Brothe. Es war Zeit gewonnen und noch nicht alles verloren. Nun galt es, die deutsche Militärpartei im Reich umgehend für die Situation zu interessieren. Unter dem Vorwand, daß die deutschen Truppen zu schwach seien, um sich un-

blutig von Letten und Esten zu lösen, mußte für Nachschub an deutschen und russischen Freiwilligenformationen gesorgt, und dann, wenn die Zeit gekommen war, von Mitau aus gehandelt werden. Grothe hatte sich selbst erboten, von Mitau nach Königsberg zu fliegen und dort mit dem Generallandschaftsdirektor Rapp und anderen Herren Fühlung zu nehmen. Die politische Organisation der Balten hatte sich unterdessen von selbst so gut wie aufgelöst und übte auf die Verhandlungen keinen Einfluß mehr. Gaston Mausdorff, der alte Graf Hoehne und andere Mitglieder des Nationalausschusses hockten im Flüchtlingszuge im dunklen Wagen vierter Klasse auf dem Bahnhof, horchten ängstlich auf den Kanonendonner und wünschten nichts sehnlicher, als in Deutschland und in Sicherheit zu sein.

Nur Landrat von Hasterrot, über Nacht gewissermaßen russischer Parteigänger geworden, verhandelte im Rigaer russischen Klub mit namhaften russischen Politikern, die sich seinerzeit aus Petersburg nach Riga geflüchtet hatten, über die Notwendigkeit, in Mitau aus Kriegsgefangenen eine neue russische Truppe aufzustellen, seit der Fürst von Kühren sich ängstlich als Neutraler ausgeschaltet und mit seinem Korps unter den Schutz der Entente gestellt hatte. Bei flackerndem Kerzenschein saßen die Russen an einem grünen Kartentisch und beschloßen, sich dem Grafen von der Goltz zur Verfügung zu stellen, wenn er sich verpflichtete, sich seinerseits mit seinen Truppen zur gegebenen Zeit am Kampf gegen den Bolschewismus und für die Erneuerung Rußlands zu beteiligen. Für diese Pläne und das Projekt der Einsetzung einer provisorischen russischen Regierung in Mitau die Berliner, Pariser und Londoner russischen Emigrantenkreise sofort zu interessieren, erklärte sich das ehemalige Mitglied des kaiserlich russischen Obersten Staatsrates Staatssekretär und Senateur Graf Wjotr Arkadjewitsch Trubow=



Trubnoi bereit, ein greiser Aristokrat, der vor fünfzehn Jahren russischer Ministerpräsident gewesen war.

Grothe saß, unbekümmert um die Schießereien auf den Straßen, ein wenig apathisch bis zwölf Uhr im Offizierskasino und sah zu, wie die Ordonnanzen die Vorräte des Kasinos vor der Räumung rasch an allerlei fragwürdige Geschäftsleute verschleuderten. Griesen war mit allem Gepäck im Auto bereits am Nachmittag nach Mitau abgefahren, um rechtzeitig Räume für die Büros zu belegen. Grothe wollte die Reise nach Mitau zusammen mit seinem Personal im für seine Abteilung reservierten Waggon zurückzulegen. Sein Bursche hatte ihn um elf Uhr aufgesucht und ihm mitgeteilt, daß der Zug vor morgens sieben Uhr kaum abgehen würde.

Als das Kasino geschlossen wurde, erhob sich auch Grothe. Er beschloß, die Nacht dem Studium dieses neuen Chaos zu widmen, da er ohnehin nicht wußte, wo er hätte schlafen können. Ein neues Chaos ohne gleichen! Das war das richtige Wort für den Wahnsinn, der sich in diesen Tagen der einander überstürzenden Ereignisse und Katastrophen von neuem austobte. Aber so seltsam es war — Grothe blieb dieses Mal von wehleidigen Anwandlungen, die ihn früher in ähnlichen Fällen gequält hatten, bewahrt. Im Gegenteil — das Fieber der Stunde reizte und berauschte ihn.

Er ging lange auf den Straßen des Boulevardviertels auf und ab, ließ sich von ein paar Dirnen ansprechen, die in den dunklen Alleen, unbekümmert um Panik und Auflösung, ihrem Geschäft nachgingen, und fand einen merkwürdigen, selbsterniedrigenden Reiz darin, mit diesen Weibern, die er haßte und verachtete, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Als gegen halb drei Uhr der Morgen graute, beschloß er, den ehemaligen Libauer Polizeidirektor Holst zu besuchen, der in dieser Nacht im Gebäude des früheren russischen Bezirksgerichtes seine Ge-

schäfte als Rigaer Polizeidirektor wohl für alle Zeiten abwickeln mochte. Als er den großen, in einen Büroraum verwandelten Gerichtssaal betrat, fand er auf der Erhöhung, auf der einst die Richter gethront hatten, Holst übernächtigt an seinem Schreibtisch sitzen. Sie begrüßten sich. Dann nahm Grothe Platz; Holst hatte noch eine Weile lang zu tun. Durch die Fenster sah perlgrau und noch glanzlos das stumpfe Licht des jungen Tages herein. Im Saal herrschte häßliches Halbdunkel. Nur Holst saß im hellen Lichtkegel einer abgeblendeten Hängelampe.

Dort aber, wo in der Tiefe des Raumes früher die Anklagebank gestanden hatte, hockte vor einem niedrigen Gitter aus dunklem Holz eine merkwürdige Gruppe. Zwei Soldaten saßen, die Karabiner zwischen den Knien, auf einer Bank zu beiden Seiten von zwei Frauen und Schienen zu schlafen. Die Frauen flüsterten leise miteinander. Die eine war wie eine Bäuerin gekleidet, war alt und häßlich; ihr Gesicht drückte Kummer aus. Die andere trug ein einfaches Kopftuch, aber ein Kleid aus schwarzem, raschelndem Taft von modernstem Schnitt und hohe, staubige Knöpfstiefel mit schiefen Absätzen, die einst elegant gewesen sein mochten; auf ihrem Antlitz lag der fahle Abglanz des empordämmernden Tages; es war nicht häßlich; aber die Züge waren gemein; besonders um den Mund hing ein Schatten, der unzweideutig von den verbrecherischen Neigungen dieses Weibes sprach. Sonst war niemand im Raum. Grothe berührte Holsts Arm. „Wer sind diese Frauen?“ fragte er leise. Der Polizeidirektor fuhr auf. „Was, wer?“ fragte er zerstreut; dann sah er zu der Gruppe hinüber und sagte laut: „Flintenweiber! Gestern abend noch als letzte Schwalben eingeliefert. Werde mich ihrer annehmen, sobald ich mit den verfluchten Papieren fertig bin.“ Er vertiefte sich wieder in seine Arbeit.

Nach einer Weile ging die Tür zum Korridor auf. Jemand steckte den Kopf herein. Dann erschienen zwei russische Offiziere. Grothe erkannte den früheren Adjutanten des Fürsten von Ruhren, den eleganten und eitlen Leutnant Alexei Serebrjakow. Sein Begleiter war sein Stiefbruder, ein häßlicher Kapitän, der etwas Schleichendes und Lastendes im Gang hatte. Sein von schwarzem, undichtem Haar umgebenes Mongolengesicht war pockennarbig und gelb wie Leder. Er schien ange-trunken. Auch der hübsche Alexei war nicht ganz nüchtern. Der pockennarbige Dmitri Serebrjakow kletterte zu Holst hinauf. Als Chef der geheimen politischen Polizei, der sogenannten Ochrana, beim Stabe des Fürsten hatte er häufig mit Holst zu tun. „Ich brauche Geld, verehrter Polizeidirektor,“ begann Dmitri Serebrjakow. „Eine größere Sache ist im Gange. Ich kam gerade vor-bei, um zum Bahnhof zu gehen. Wir hatten ein kleines Abschiedsfezt bei Madame Eugenie und ihren Nichten. Da wollte ich Sie bitten, mir aus Ihrem Fonds fünf-tausend Mark zu bewilligen. Es hat bis morgen Zeit. Aber ich trag’s Ihnen schon heute vor. Große Sache! Ein ganzes Nest bolschewistischer Spione... Darf ich übrigens Ihren Apparat benutzen?“ Als er ins Neben-zimmer gegangen war, um zu telephonieren, trat Alexei Serebrjakow zu Holst. Er lachte. Dann sagte er leise mit einem Blick nach der Tür, die sein Stiefbruder hinter sich geschlossen hatte. „Vor dem Kerl, Kamerad, knöpfen Sie Ihren Geldbeutel fest zu. Das ist ein Gauner und Betrüger. Nichts, sage ich Ihnen, leistet er. Er ver-säuft und verschenkt alles an seine Weiber. Ich hab’ ihm übrigens seine kleine Wera, ein reizendes Ding, ab-gejagt. Darum ist er wütend auf mich. Er nimmt das Mädcl nach Mitau mit, und mich liebt es. Passen Sie auf, es wird Ihnen ausgezeichnet gefallen.“ Er drehte an seinem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen. Dann

kam Dmitri zurück und die Brüder gingen. „Kette Gesellschaft!“ spottete Grothe. Holst zog die Schultern hoch. „Gott,“ meinte er, „ich bin's bei ihnen gewohnt. Sie hassen sich immer, wenn ein Weib zwischen ihnen steht.“

Es dauerte noch eine Weile, ehe Holst fertig wurde. Dann dehnte er sich gähnend, sprang mit einem jähen Ruck empor und machte ein vergnügtes Gesicht.

Das Verhör der gefangenen Frauen begann. Beide Weiber waren einsilbig. Holst blätterte in den Akten. „Du,“ herrschte er die Junge an. „Du sollst dich im Februar im Kaiserwald an der Erschießung von elf Bürgern beteiligt haben. Raub und Erpressung wird dir zur Last gelegt. Du bist eine der grausamsten Kanailen gewesen. Als ‚rote Zule‘ warst du der Schrecken des ganzen Villenviertels. Wo hast du dich so lange verborgen gehalten?“ Die „rote Zule“ sah Holst kühl an. „Bei dieser da, bei meiner Freundin,“ sagte sie gepreßt. Die Fensterscheiben zitterten, als sie schwieg. Schwer rollte vom Jägerssee her Kanonendonner. Im milchigen Grau des Morgennebels tropfte draußen von den Blättern der Kastanien vor den Fenstern der Sau. „Was willst du aussagen? Beeil dich! Antworte!“ befahl Holst. Beide Weiber schwiegen. Da brauste der Polizeidirektor auf. „Ich bin heute bei Gott nicht dazu aufgelegt, mich von euch zum Narren halten zu lassen,“ schrie er, und seine schrille Stimme überschlug sich; „es wird kurzer Prozeß gemacht, glaubt mir! Kerls, führt die Weiber auf den Hof, stellt sie an die Wand und knallt sie ab. Es ist das Einfachste.“ Er drehte sich schroff auf dem Absatz herum und wollte an seinen Schreibtisch zurückkehren. Da schrie die Ältere auf. „Erbarmen Sie sich, Herr Leutnant; ich werde reden, wenn die Zule schweigt. Ich bin unschuldig. Sie allein hat alles Unglück angerichtet. Aus Mitleid hab ich sie bei mir behalten und versteckt, als die Deutschen kamen. Ich will nicht



dieser Mörderin wegen sterben.“ „So, so,“ murrte Holst. Es wäre ihm lieber gewesen, man hätte die beiden ohne weitere Auseinandersetzungen auf den Hof hinausführen können. „Red'!“ befahl er der Älteren, die als Minna Grube in den Akten verzeichnet stand. Die „rote Zule“ trat einen Schritt zurück. Sie war blaß. Ihre Augen brannten im schmalen, weißen Gesicht.

„Im Januar,“ begann Minna Grube stockend, „kam die Zule aus Libau nach Riga. Die Rotgardisten hatten sie über die Frontlinie gelassen. Sie mietete sich bei mir in der Moskauer Vorstadt ein. Als sie einmal besoffen war, erzählte sie, in Libau sei sie aus dem Gefängnis entlaufen. Weiß ich, was sie verbrochen hat! Einen deutschen Matrosen soll sie ermordet haben. Gleich in den ersten Wochen in Riga hatte sie Geld wie Heu, trug seidene Kleider und jubelte nächtelang mit allerlei Kerls. Einmal, kurz bevor die Deutschen kamen, hörte ich, wie sie sich im Nebenzimmer mit einem anderen Flintenweib unterhielt. Sie sprachen darüber, wie es bei den Erschießungen zugehe.“ Anfangs unsicher, dann geläufiger und glaubwürdiger, berichtete Minna Grube von den üblichen Heldentaten, deren die „rote Zule“ sich in jener Nacht zynisch gerühmt hatte. Sie machte eine Pause. „So eine, Herr Polizeidirektor, ist die ‚rote Zule‘. Sie war die Schlimmste von allen Flintenweibern.“ Sie richtete einen scheuen Blick auf Zule. „Es ist gut,“ sagte Holst langsam; „du kannst gehen. Mach, daß du rauskommst, wenn dir dein Leben lieb ist!“ Während Minna erzählte, hatte Zule reglos ein wenig abseits gestanden. Sie hielt sich sehr gerade. Ein verächtliches Lächeln spielte um ihre blassen Lippen. Holst sah sie nicht an. Er nahm seine Pistole vom Schreibtisch, steckte sie ein, schickte die beiden Soldaten aus dem Saal und sagte zu Grothe: „Versteh mich richtig! Ich will die ‚rote Zule‘ einsperren. Sie mag über ihre Schandtaten

ein wenig nachdenken, ehe das Kriegsgericht sein Urtheil spricht; ich laß sie später abholen und nach Mitau schaffen.“ Sein lauernder Blick glitt zu dem Weibe hinüber; es schien, als hebe ein Aufatmen die Brust der Mörderin. Da nickte Holst grimmig.

Er schob Zule vor sich her. Grothe ging hinterdrein. Ein langer, düsterer Korridor im Untergeschoß des Gerichtsgebäudes tat sich vor ihnen auf. Sie gingen ein Stück geradeaus; auf dem grauen staubigen Zement des Fußbodens hallten ihre Schritte unheimlich in der frühen, toten Stille. An einer nur lose angelehnten Thür, die aus dem Korridor in einen schmalen, ungepflasterten Richthof führte, in dessen Ecken noch dunkle Schatten geisterten, obgleich der Himmel schon leuchtend blaute, und die Sonne aufgegangen sein mochte, packte Holst das Weib so hart am Arm, daß es aufstöhnte. „Da hinaus!“ befahl er und machte Grothe ein stummes Zeichen mit den Augen. Er griff in die Tasche und entsicherte die kleine schwarze Pistole. Zules Schultern zuckten bei diesem knackenden Klang. Aber sie sah sich nicht um. Hochaufgerichtet stieg sie die beiden Stufen zum Hof hinunter. Dicht hinter ihr sagte Holst, mit der Hand auf eine kleine Holztür am anderen Ende des engen Hofesweisend: „Da hinein müssen wir, marsch!“ Dann blieb er stehen und ließ das Weib allein vorausgehen. Als sie sich fünf Schritte von ihm entfernt und die Thür fast erreicht hatte, hob er den Arm, zielte scharf nach Zules Kopf und schoß. Schwer wie ein toter Gegenstand und lautlos fiel sie in sich selbst zusammen. Das scharfe Echo des herfstenden Schusses dröhnte. Grothe hörte, wie die Kugel klatzend in die Holztür einschlug. „Gut!“ murmelte Holst. Er ging auf die Sterbende zu. Auch Grothe trat näher. Kalt und ruhig sah der Polizeidirektor in Zules brechende Augen. Die Frau lag auf dem Rücken, die Hände zu Fäusten geballt und an die Brust gedrückt. Sie schrie

plötzlich laut auf, krümmte sich und streckte sich dann. Ein letzter Seufzer hob ihre Brust. Im Sterben sank ihr Haupt noch tiefer zurück. Fahl lag das ungewisse Licht des Schachtes auf ihren Zügen. Da wußte Grothe plötzlich, wer die „rote Zule“ war. Wie eine Vision stand das Bild vor ihm. Es war im November des vorigen Jahres im überfüllten, schmutzigen Wartesaal des Libauer Bahnhofes gewesen. Eine Dirne warf sich einem schönen, jungen Matrosen an den Hals und kreischte hysterisch. Vergeblich versuchte der Matrose sie abzuschütteln. Und später gab es einen Auflauf; die Leute erzählten, die Dirne habe dem Matrosen die Kehle durchschnitten . . .

Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, nur im Urteil der Leute manchesmal scheinbar blind, vollendete sich auch in diesem Chaos das Schicksal an Menschen und Marionetten. „Das war gerechte Vergeltung, Holst,“ sagte Grothe sinnend. Der Polizeidirektor rieb sich fröstelnd die Hände. „Ach, Alter,“ sagte er geringschätzig, „was heißt da Vergeltung und gerecht? In diesem dunklen Schacht habe ich an manchem grauen Morgen aus eigenster Machtvollkommenheit für mindestens zwanzig Bestien dieses Kalibers gerechte Vergeltung gespielt, wie du so schön sagst. Wenn ich unter vier Augen offen sein soll — lieber Gott, es war gewiß auch Pflichtgefühl dabei, gerechte Vergeltung üben zu müssen, das mich leitete; aber in der Hauptsache war es Jagdfieber, oder nenne es einfach Mordlust, wenn du willst. Es steckt mehr Bestie in uns allen, als man gemeiniglich glaubt. Ich habe mich an diesen Sport gewöhnt. Er sagt mir seit Afrika zu. Ein Henker ist vielleicht an mir verloren gegangen . . .“ Grothe lachte. Er wunderte sich selbst darüber, daß er lachen konnte. Aber er hätte sein Gewissen betrogen, wenn er sich vorgeredet hätte, Holst flöße ihm Grauen ein, der Tod der Dirne habe ihn erschüttert, er schaudere vor dem ganzen tiefen Abgrund, der sich da in dieser Nacht vor ihm

aufgetan hatte. Alles erschien ihm einfach und kaum ein wenig außergewöhnlich. Einstmals war das anders gewesen. Aber wozu vergleichen und grübeln?! Dieses Neue hatte seine besonderen Reize . . .

Auf den Dächern der Stadt funkelte und gleißte die Sonne, und der dünne Nebel über dem Häusermeer verflatterte unter kühlem, blauem Himmel, als Grothe den überfüllten Flüchtlingszug entlang ging, der die ganze Nacht vollbesetzt auf die Maschine gewartet hatte. Die Gesichter der Männer, Frauen und Kinder, die auf dem hölzernen Steg der provisorischen Bahnhofsanlage ungeduldig auf und ab gingen, während andere in den Wagen bei ihrem Gepäck in unruhigem Halbschlaf lagen, saßen und hockten, waren übernächtigt. In der erwachenden Stadt fielen wieder einige Flintenschüsse, die Kanonade grollte noch immer dumpf und unheimlich. Sie löste bei allen ein quälendes Gefühl der Ungewißheit aus. Grothe stieg in seinen Wagen.

Als endlich um acht Uhr eine Maschine aus Mitau mit hartem Ruck gegen den Zug stieß, und alle Welt erleichtert aufatmete, weil nun Aussicht vorhanden war, daß sie bald abfahren würden, entstand auf dem Bahnsteig eine gewisse Unruhe. Die Leute liefen durcheinander. Einen vorüberhastenden Herrn hörte Grothe zu einem anderen sagen: „ . . . und sind in der Nacht in ihrer Wohnung am Todlebenboulevard von früheren Rotgardisten im Schlaf ermordet worden.“ Grothe trat neugierig an die Waggontür. Bei einer Gruppe aufgeregter Damen und Herren sah er Frau Konsul Bühren mit Ilse stehen. Er ging auf sie zu und begrüßte sie. „Wer soll ermordet worden sein?“ fragte er. „Ja, stellen Sie sich vor,“ erzählte Frau Bühren atemlos, „Graf Esfergei Hoehne und seine Rufine, die Komtessie Xenia Hoehne, sind in der Nacht ermordet worden. Man meint, es handelt sich um einen Racheakt. Die Komtessie hat, heißt es, ihre Jose er-



schießen lassen; und auf den jungen Grafen haben es die Roten ja längst abgesehen. Es ist wahrscheinlich, daß ein litauisches Mädchen, das als Dienstmagd bei dem Grafen lebte, und nun verschwunden sein soll, die Mörder heimlich in die verschlossene Wohnung gelassen hat. Einem deutschen Hauptmann Roger oder so ähnlich und dem Grafen Klaus Hoehne, die auch in der Wohnung der Komtesse in Quartier lagen, ist nichts geschehen. Sie haben nichts gemerkt. Erst um fünf Uhr morgens, als der Bursche den Grafen Ssergei Hoehne wecken wollte, hat man den Mord entdeckt. Die Unglücklichen müssen im Schlaf überwältigt und geknebelt worden sein, ehe sie einen Laut von sich geben konnten. Die Leichen sollen furchtbar verstümmelt sein. Der Komtesse haben sie die Augen ausgestochen. Was sie dem Grafen angetan haben, lassen Sie sich lieber von einem Herrn erzählen.“

Grothe war betroffen. Im Zimmer, in dem Ssergei ermordet worden war, hatte er selbst die erste Nacht in Riga verbracht. Er schüttelte sich. Dann setzte der Zug sich endlich in Bewegung.

Gegen die flimmernde Morgensonne war die entgleitende, dunkle Silhouette Rigas kaum zu sehen. Nur die Türme unterschied Grothe deutlich am klaren, golden durchleuchteten Himmel . . . Es war vorbei! Die Schatten des Zusammenbruches waren doch stärker gewesen, als die deutsche Tat der Befreiung Rigas. War unter diesem Gesichtswinkel, mit diesen Truppen, die versagten, und diesen Führern, die einander eifersüchtig besargwöhnten, der restlose Zusammenbruch nicht das unausbleiblich bevorstehende Endresultat?! Wohnte es sich überhaupt noch, sich trotz dieser Aussichten einem neuen, wirren Kapitel der Zeitgeschichte hier draußen anzuvertrauen, statt gleich bis Berlin durchzufahren und das alte, beschauliche Schriftstellerdasein mit den Zeitungspolemiken und Vorträgen, Räte Drösen und den abendlichen Groß-

stadtgenüssen wieder aufzunehmen!? Hier roch es nach Blut und Verwesung . . . Nicht weiter denken! Grothe setzte seine Zigarre in Brand. Und plötzlich mußte er still in sich hineinlachen. Ihm war mit einem Mal deutlich geworden, wie unendlich fern sein altes Leben mit den besonderen Gewohnheiten und Liebhabereien hinter ihm lag. Wie eine blasser Erinnerung stieg es vor ihm auf; er verscheuchte sie unwillig. Denn er hatte ein schlechtes Gewissen und brachte die Kraft nicht auf, sich ehrlich einzugestehen, daß es besser wäre, er kehrte dem Chaos tatsächlich den Rücken, solange es dazu noch Zeit war.

---

### Dritter Teil.

Leutnant von Friesen hatte seinen Auftrag, für die Abtheilung des Dr. Grothe in Mitau ein geeignetes Unterkommen zu besorgen, überaus geschickt erfüllt. Ein ganzes Haus an der Bachstraße, das einem Herrn von Engelbrecht gehörte, der mit seiner Familie als Flüchtling in Dresden lebte, wurde der Abtheilung zur Verfügung gestellt. Mit den Möbeln, die er im Hause vorfand und mit solchen, die er reichlich rücksichtslos in den Nachbarhäusern requirierte, hatte Friesen die zahlreichen Räume sehr hübsch ausgestattet. Grothe fand, als er um zehn Uhr, vom Feldwebel Schilling erwartet, in Mitau eintraf, in dem Engelbrechtschen Hause ein nahezu elegantes Wohnzimmer und ein behagliches Schlafgemach vor. So luxuriös hatte er bisher hier draußen nicht kampiert. Es fehlte kaum ein gewohntes Stück; Friesen hatte sogar für Teppiche, Spiegel, lederne Klubsessel und einen Diplomaten Schreibtisch aus Ebenholz gesorgt. „Sie haben geplündert,“ drohte Grothe scherzend. Friesen nickte; er war geschäftig wie ein Festordner und ausgelassen wie ein Kind. Stolz führte er Grothe durch die anderen Zimmer, hohe, helle Räume mit Stabfußboden, seidenen Tapeten und schweren, roten Vorhängen vor den Fenstern, soweit die Bolschewiken sie nicht entfernt hatten.

Grothe war befriedigt. „Das muß noch heute abend tüchtig begossen werden!“ erklärte er und zog sich in sein Schlafzimmer zurück, um nach der durchwachten Nacht ein wenig zu ruhen. Später ging er, von seinem Burschen

unterstützt, an das Ausräumen seines Gepäcks und an das Einrichten des Wohnzimmers. Die Anordnungen, die Friesen getroffen hatte, verleiteten dazu, sich auszubreiten und die Räume zu dauerndem Aufenthalt einzurichten. Im ganzen Hause wurde gehämmert, geklopft, getragen und geschleppt.

Bis zum Kasino in der Katharinenstraße, das seit der Zeit, da das Generalkommando sich in Mitau befand, im alten Prachtbau des großen Klubs untergebracht war, hatten Grothe und Friesen vom Engelbrechtschen Palais aus nur wenige Häuser weit zu gehen. Der Juliabend war lau und still. Süß dufteten die blühenden Linden. Über den Aawiesen hing kupferrot der Mond. Dünner Nebel geisterte über dem schwarzen Wasser der Drixe. Auf der Aa klang aus einem Boot ein schwermütiges, vielstimmiges russisches Soldatenlied. „Wie schön der Abend ist!“ sagte Friesen leise und sah zum weißen, graziösen Turm der Trinitatiskirche auf, dessen großes Kreuz im letzten Widerschein des sterbenden Tages golden im tiefen, dunklen Himmel glänzte. Eine Fledermaus schwirrte über ihre Köpfe hin . . . Die Ruhe der Kleinstadt mit ihren behäbigen Bürgerhäusern, spitzen Dächern und schiefen Giebeln tat wohl. Grasbüschel wucherten zwischen den runden Feldsteinen des Pflasters. Der Bretterzaun des Pfarrgartens, über den eine Linde ihre blütenreichen Zweige bog, stand schief und altersschwach. Fromm, friedlich und gut ließ die blaue Dämmerstunde alle Dinge erscheinen und für Sekunden vergessen, daß Mitau in diesen Tagen zum Heerlager wurde. So drückend heiß der Tag gewesen, so ausgeglichen war der Abend. „Wie ein laues Bad!“ sagte Grothe und nahm den Hut vom Haupt.

Die hellerleuchteten Räume des Kasinos waren überfüllt. Wer diese dunstigen, vollgerauchten Säle betrat und in das bunte Gedränge, in dem die Uniform vortrug, ge-



riet, der ließ die Stille des Abends hinter sich, und dem brauchte man nicht erst zu sagen, daß Mitau nach der Räumung Libaus und im Augenblick der Aufgabe Rigas über Nacht zum militärischen und politischen Mittelpunkt der Golzarmee geworden war. Sämtliche nach Mitau übergesiedelten Stäbe waren vertreten, anwesend waren die Führer jener Freikorps, die man zur Besetzung Kurlands bereits aus der Kampffront gezogen hatte, die Mitglieder des baltischen Rationalausschusses und der gestürzten Regierung Reedra, die Spitzen der russischen Militärbehörden, Mitauer deutsche Bürger und ungezählte deutsche und russische Offiziere. Im großen Saal spielte ein Streichorchester Operettenschlager und vaterländische Lieder. Alle Fenster und die Balkontür standen offen, die Ordonnanzen rannten mit Flaschen und Gläsern, Tellern und Gerichten hin und her, es roch nach Leder, Parfüm, Schweiß, Zigarettenrauch und Wein.

Grothe kam vor Grüßen und Händeschütteln kaum dazu, mit Friesen bis zu dem Tisch auf dem großen Balkon vorzudringen, den er mittags für sich hatte reservieren lassen. An einer langen Tafel saßen Landrat von Hasterrot und Graf Erubow-Erubnoi in Gesellschaft des Kommandeurs des neuen russischen Kriegsgefangenenkorps, eines jungen Obersten von südländischem Typ in auffallender kaukasischer Escherkessenuniform. Der Oberst, dessen romantische Schönheit allgemeines Aufsehen erregte, war der Fürst Alwaloff-Bermondt, von dem Brönner in Riga zu Grothe gesagt hatte: „Ich finde, er sieht imponierend aus. Aber ich werde den Eindruck nicht los, daß diesem Manne etwas Abenteuerliches anhängt. Er ist mir zu schwarzhaarig.“ Der Fürst hatte zehn Adjutanten und Ordonnanzoffiziere mitgebracht; die weißen Achselschnüre und ungewohnten Uniformen dieser Herren beherrschten das ganze Bild in einem der Säle. Zu einer größeren Gesellschaft hatte sich eine Gruppe von Freikorpsführern

zusammengetan. Brönner war da, Rittmeister Teuffel von Salomon und ein junger einarmiger Oberleutnant mit scharfen Zügen und großer Adlernase, der Grothe als Herr von Sarent und Führer eines erst kürzlich eingetroffenen schlesischen Freikorps vorgestellt wurde. In einer größeren Gesellschaft von russischen Offizieren, darunter den Stiefbrüdern Serebrjakow, zechte Gressin. Er kam auf Grothe zugelaufen. „Herzliche Grüße,“ lallte er, „habe ich Ihnen von Ihrem Herrn Vater zu bestellen. Nicht vor Petraggen verläuft die Demarkationslinie gegen Libau. Petraggen ist noch deutsch. Das Haus Ihres Herrn Vaters ist überfüllt. Er hat die Offiziere von zwei Regimentern bei sich aufgenommen. Sie sollten sich freimachen, wenn Sie Zeit haben, und den alten Herrn besuchen. Er erwartet Sie sehnüchtig. Ihre Frau Mutter, Herr Doktor, wollte in diesen Tagen nach Petraggen zurückkehren.“ „Danke!“ sagte Grothe freundlich.

Durch das Gedränge von deutschen und russischen Offizieren, jungen kurländischen Adligen, russischen Schwestern und deutschen Helferinnen bahnte sich Grothe endlich einen Weg zur Balkontür. Dann trat er aufatmend hinaus und nahm am runden, kleinen Tisch mit Friesen in den bequemen Korbsesseln links von der Tür Platz. Rechts saß eine Gruppe von Marinesliegern beim Grog. Am dunklen Nachthimmel flimmerten die Sterne. Von den nahen Feldern jenseits der Aa wehte eine Welle heißen Getreide- und Erdgeruches herüber. Schrill zirpten die Heimchen drüben im Pfarrgarten. Und über dem Balkon dicht unter dem Dach schwahte mit süßem Stimmchen eine Schwalbe im Schlaf. Grothe hob sein beschlagenes Rheinweinglas gegen Friesen. Im Lichtschein, der durch die offene Tür auf den Balkon drang, funkelte der Wein golden. „Auf daß sich in Mitau erfülle, was wir gemeinsam erstreben!“ sagte er mit ehrlicher Bewegung und stieß mit Friesen an. In diesem Augenblick setzte im Saal die

Musik ein. „Ganz ohne Weiber geht die Chose nicht . . .“  
Einer der Marineoffiziere sumnte die Worte zur schalen  
Melodie entzückt mit . . . Grothe mußte lächeln. Zu un-  
vermittelt riß ihn der Gassenhauer aus seiner feierlichen  
Stimmung. Er stellte sein Glas auf den Tisch, lehnte sich  
zurück und faltete die Hände im Schoß. „Die Musik gibt  
offenbar den Takt und Ton dieses Abends an. Wir  
wollen uns fügen, meine ich,“ sagte er seufzend.

\*

\*

Am nächsten Tage hielt sich Friesen vom frühen  
Morgen bis zum späten Abend auf dem Mitauer Flug-  
platz auf. Als Führer hatte er zuletzt vor einem Jahr ein  
Flugzeug gesteuert. Und da Grothe darauf bestand, sich  
auf seinem ersten Fluge nur ihm anvertrauen zu wollen,  
galt es für Friesen, seine Kenntnisse neu aufzufrischen. Er  
machte ein paar Probeflüge und sah sich die einzelnen  
Modelle genauer an. Als er sich abends im Kasino am  
Tisch einfand, den Grothe ein für allemal im sogenannten  
Musikzimmer für sich und Friesen belegt hatte, erklärte er  
stolz, nun sei er allen Anforderungen wieder gewachsen, die  
man an ihn als Führer stellen würde. Grothe nickte; in  
aller Frühe wollten sie anderen Tags starten.

Um sechs Uhr morgens fuhren sie im Auto zum Flug-  
platz hinaus. Es war ein wenig kühl. Aber der Nebel  
fiel, und es war anzunehmen, daß der Tag schön werden  
würde. Die Sonne, die schon hoch über den Wäldern des  
Tirulumpfes stand, lag blank auf der weißen Häuserfront  
der Bachstraße. Die Stadt schlief noch; die Läden waren  
geschlossen und die Straßen leer. Nur vom Flugplatz her  
dröhnte das Brummen und Brausen des Motors herüber:  
die Monteure machten Friesens Maschine startbereit.

Als sie in die Birkenallee einbogen, die zwischen  
weiten, flachen Wiesen aus der Stadt hinausführte, um-

flammerte Grothe seine dicke Aktentasche fester und sagte ein wenig bekloffen: „Nun, ich bin neugierig, wie es mir ergehen wird. Ich bin in meinem ganzen Leben noch niemals geflogen und ich leide an Schwindel. Wissen Sie, ich bin nicht imstande, einen Kirchturm zu besteigen.“ Friesen mußte schadenfroh lachen. „Das Fliegen ist das Schönste, was ich mir denken kann,“ tröstete er.

Als sie den Platz erreicht hatten und vor der Wohnbaracke der Flieger hielten, kam ihnen der technische Offizier entgegen. „Alles bereit,“ meldete er frisch und wach. „Sie können in einer Viertelstunde starten.“ Grothe empfand ein flaues Unbehagen in der Magengegend, obgleich er gut gefrühstückt hatte; er war tatsächlich erregt. „Ein Cognak würde gut tun,“ dachte er bedauernd. Sie gingen zum Flugzeug. Im Führersitz hockte ein Monteur und ließ den Motor auf Touren laufen. Die ganze Maschine zitterte; das Gras bog sich, vom Propellerwind geneigt, fast bis zur Erde. Das Brausen des Motors tat den Ohren weh; und das Licht, durch die Scheibe der rasenden Propellerumdrehungen gesehen, hatte etwas Fahles, Glanzlos-Bläuliches. Friesen nestelte an seiner Lederkappe; er sah fremd in seinem Fliegerkostüm aus. Auch Grothe mußte sich von zwei Monteuren in einen Kombinationsanzug knöpfen lassen. Plump, ungelenk und lächerlich kam er sich darin vor. Fast bereute er es, auf diesen abenteuerlichen Gedanken, nach Königsberg zu fliegen, gekommen zu sein. Krampfhaft hielt er seine Aktentasche fest; der kleine Handkoffer war bereits im Flugzeug untergebracht. Friesen kletterte in den Spannturm hinein und schwang sich in den Führersitz. Grothe halfen die Monteure beim schwierigen Besteigen der Maschine; der starke Luftzug traf ihn mitten ins Gesicht. Er war aber angenehm überrascht, als er sich bequem auf seinen niedrigen Sitz drückte und die Beine ausstrecken konnte. Ein Gefühl der Sicherheit überkam ihn in diesem



Nest, als er entdeckte, daß über den Rand des Sitzes nur sein geschützter Kopf hinausreichte. Er ließ sich fest-schnallen, verstaute seine Aktentasche zwischen den Drähten unter dem Sessel und atmete tief auf. Ein wenig unheimlich war nur die Dünne der Seitenwände und des Fußbodens; es klang hohl und dumpf, wenn er fester mit dem Fuß auftrat.

Dann gab Friesen Vollgas. Der rasende Sturm, der sich nun erhob, benahm Grothe im ersten Augenblick den Atem. Mehrmals mußte er heftig schlucken, ehe er es lernte, unter den veränderten Umständen Luft zu schöpfen. Leise schwankend, langsam rollte die Maschine zum Start. Gegen die Tragdecks rechts und links stemmte sich je ein Monteur; es sah aus, als würden die beiden Menschen von der Maschine gegen ihren Willen vorwärts geschoben. Dann blickte Friesen sich nach Grothe um und nickte ihm zu. Gleich darauf kam das Flugzeug ins Rollen. Dröhnend, donnernd brauste und knatterte der Motor. Sie jagten in wahnwitziger Fahrt übers Feld. Grothe hielt sich unwillkürlich mit beiden Händen an den gepolsterten Rändern des Sitzes fest. Der Wind schlug ihm um die Ohren. Friesen saß nach vorn übergeneigt und verrichtete mit beiden Händen für Grothe unverständliche Dinge an der Steuerung. Da hatte Grothe plötzlich das Empfinden leichten, wohlthuenden Schwankens; alle stoßenden Härten der rasenden Fahrt übers Feld waren ausgeschaltet; der leise zitternde Vogel, in dessen Leib er saß, schaukelte wie von sanftem Winde getragen, und der Motor donnerte nicht mehr, sondern sang mit tiefer, orgelnder Stimme ein hohes, berauschendes Lied. Jetzt erst wurde Grothe gewahr, daß sie sich von der Erde gelöst hatten und seit Sekunden flogen . . .

Er wagte es, über den Rand zu sehen. Gar kein Schwindelgefühl überkam ihn. Es war, als zögen gigantische Hände unter ihnen die zurückfließende, grüne Erde

fort. Dann glitten sie über die Baumkronen der Birkenallee, durch die sie vorhin gefahren waren, und stiegen in sanftem Bogen, der Grothe dennoch sekundenlang einiges Unbehagen bereitete, weil sich die Maschine für eine kurze Weile schief in die Kurve legte, höher. Die Baracken wurden unten sichtbar, die winzigen Gestalten der winkenden Monteure, ein schmaler, gelber Fußweg quer über den grünen Flugplatz und ein Sümpfel, der in der Sonne glitzte. Griesen sah sich wieder nach seinem Passagier um. Da nickte diesmal Grothe mehrmals und machte ein seliges Gesicht. Er hätte jubeln und schreien mögen in unbeschreiblicher Lust, die allein der saufende Wind des Propellers und der Motorlärm ein wenig dämpften. Diese beiden Hemmungen ließen das Gefühl völlig fesselloser Freiheit, die in ihm emporblühte, je höher sie stiegen, nicht aufkommen. Langsam schoben sie sich in dem in Sonne und blauer Luft golden schimmernden Riesenvogel hinauf. Offenbarung um Offenbarung lehrte Grothe in diesen Minuten seines ersten Fluges die Welt mit neuen, verinnerlichten Augen zu sehen. Am liebsten hätte er die Brille fortgeworfen und die Arme in Freiheit weit ausbreitet. In tausend Meter Tiefe dehnte sich userlos die Erde unter ihm: Mitau's Häusergewirr mit den deutlich erkennbaren Straßen, Plätzen, Türmen, Parks und Gärten lag in bunter Schönheit mitten in grünen Wiesen und Wäldern an den silberblauen, vielfach gekrümmten Bändern der Na und Drixe. Wie in einem Stern liefen in der Stadt Landstraßen und Bahnlinien zusammen. Die Eisenbahnbrücke und das Schloß waren zu erkennen, die Wälder sahen aus der Höhe wie niedriges Gebüsch aus, die Felder wie kleine Quadrate in hundert verschiedenen Farbenschattierungen. Dann floß unter ihnen dieses Bild, wie getragen von einem mächtigen Strom, zurück, während sie, so schien es Grothe, reglos in der Luft frei schweben blieben, und eine neue Welt sich in der Tiefe vor ihnen

austat. Berauscht, erschüttert schloß Grothe für lange Minuten die Augen. Ruhiger, starker Atem hob seine Brust. „Herrlich!“ murmelte er; seine Lippen formten das Wort von selbst; der Sturm aber ließ es nicht laut werden; er riß es mit und trug es als Gedanken in die Lüfte . . .

Als er die Augen wieder aufmachte, schwebten sie in beträchtlicher Höhe irgendwo über dem Waldgebiet an der kurländisch-litauischen Grenze. Die Erde glitt in dunstigen Tiefen fort und immer weiter fort. Sein ungeübter Blick vermochte Einzelheiten nicht mehr genau zu erkennen; es breitete sich da unten ein kugelförmig zum Horizont hin abfallendes Schachbrett aus, ein regelloses Durcheinander von dunkelgrünen, gelben, hellgrünen, grauen und braunen Flecken. Straßen, dünn wie Spinnwebenfäden, liefen darüber hin; ein See, über dem Morgennebel brodelte, starrte bleiern wie ein totes Auge herauf. In der Höhe aber, in der sie flogen, sahen Wolken, Sonne und Himmel, der Horizont und die Fernen anders aus, als sonst. Das Licht schien matt und gedämpft; verwischt und unkenntlich die Fernen. Nur die Strahlen der Sonne drangen in goldenen, grellen Bündeln durch den wallenden Dunst; und als seltsame, gigantische Gebilde türmten sich am Horizont hellgraue und weiße Sommerwolken zu hohen Wänden. Dazu brauste und orgelte der Motor, leise schwankten die Flügel, die sie trugen . . . Wenn Grothe an Friesen vorüber ins Unbekannte sah und den Kontrast der Farben auf sich einwirken ließ, fühlte er sich losgelöst, in uferlosen Bahnen schwimmend. Er hatte das Empfinden, er brauche nur genauer hinzusehen, um im Dunst die Kugelform der sich drehenden Erde zu erkennen, den Mond und die Planeten. Ihm war plötzlich, als könne er nun begreifen, weshalb in den Kirchen oft das Auge Gottes als Dreieck dargestellt wird, von dem aus nach allen Seiten hin sich Strahlenbündel dehnen. Es war der Urzustand, das Chaos, durch das er sich tragen ließ.

Und aus rätselvoller Höhe hatte in diese chaotische Welt  
sodann erst eine donnernde Stimme die Worte Gottes hin-  
abgerufen: „Es werde Licht!“ . . .

\*

\*

\*

Übermäßig steil, mit heftigem Ruck, nicht besonders  
glücklich landeten sie nach drei Stunden gegen zehn Uhr  
auf dem Debauer Flugplatz bei Königsberg. Ein Auto  
stand bereit. Grothe war minutenlang taub; seine Glieder  
waren steif vom langen, gebückten Sitzen. So schön der  
Flug gewesen war, so froh war er doch, ihn beendet zu  
haben. Mit Friesens Hilfe schälte er sich rasch aus seinem  
Fliegerkostüm. Dann fuhren sie durchs Königstor in die  
Stadt.

Die Konferenz, an der sechs Herren teilnahmen, fand  
in einem kleinen, dunkelgetäfelten Speisesaal der Königs-  
halle, in dem es wohlthuend kühl war, statt. Als Vertreter  
des Generallandschaftsdirektors Rapp, der sich einer drin-  
genden Reise nach Breslau, Berlin und München wegen  
hatte entschuldigen lassen, war Major a. D. Zacharias  
erschienen, der als einer der Führer der Militärpartei im  
Reiche galt. Er war ein langer, hagerer Herr mit glatt-  
rasiertem, scharfgeschnittenem Gesicht, der Typus des ver-  
abschiedeten Generalstabsoffiziers. In Ostpreußen als ge-  
borener Pommer keineswegs zu Hause, war er dennoch  
einer der einflussreichsten Männer der Provinz. Grothe  
erkannte in ihm sofort die Hauptperson, die zu gewinnen,  
es vor allem galt. Hauptmann Rublitzki, ein sehr beweg-  
licher, jüngerer Offizier mit dem „Pour le mérite“, ver-  
trat inoffiziell das in Bartenstein stationierte Oberkom-  
mando Nord. Als intimer Freund Brönners war er die  
Seele der Freikorpsorganisationen in Ostpreußen. Im  
Auftrage der beiden rechtsstehenden Parteien waren  
Landgerichtsrat Hoppe und das Mitglied der Preußen-  
versammlung Graf Rotsattel erschienen. Eine Heimat-  
organisation war durch Major a. D. von Wettern ver-



treten, die öffentliche Meinung durch den Chefredakteur der nationalen „Ostpreussischen Zeitung“ Eduard Renkel.

Grothe schilderte in ausführlicher Darlegung die militärische und politische Lage im Baltikum und wies auf die große Bedeutung der Idee einer deutsch-russischen Annäherung, Kurlands als gegebener militärischer Basis hierfür und der deutschen Freikorps in Kurland überhaupt für die Ziele und Absichten der deutschen Militärpartei hin. Die Gruppe sei durch gewandte Propaganda in politischer Hinsicht der Revolution entfremdet worden und einwandfrei zuverlässig. Diese Gesinnung in ihr zu befestigen, seien neue Maßnahmen im Gange. Sie kosteten freilich ein großes Stück Geld, das im Reiche von Freunden und Förderern des Unternehmens beschafft werden müsse. Ansummen werde aber vor allem die Aufstellung, Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung der russischen Truppen des Fürsten Uwaloff-Bermondts verschlingen. Von der Regierung in Berlin könne schwerlich eine Unterstützung und Förderung dieser letzten Endes auch gegen sie gerichteten Pläne erhofft werden. Es käme vorerst alles darauf an, die Aufmerksamkeit der Machthaber in Berlin geschickt von den Mitauer Vorgängen abzulenken oder ihnen die Dinge so darzustellen, daß sie keinerlei Verdacht schöpften. Major Zacharias unterbrach Grothe. „Geseht den Fall,“ sagte er langsam, „daß sich die Mittel zur Finanzierung herbeischaffen lassen — glauben Sie, daß die Summen nicht von vornherein für eine hoffnungslose Sache vergeudet werden? Erscheint Ihnen das Unternehmen aussichtsreich?“

Da äußerte Grothe offen die Bedenken, die seine Freunde und er hegten, sprach sich jedoch im Prinzip zuversichtlich aus, verhielt den Herren den nahe bevorstehenden Besuch des Landrats von Hasterrot, Brönners und des Grafen Trubow-Trubnoi und entwickelte ihnen die Pläne Medenaus für die nächste Zukunft. Die Entente

habe Verdacht geschöpft, sie sei aber noch nicht in der Lage, das Unternehmen zu lähmen; sie werde dazu auch nicht imstande sein, wenn man vorerst bemüht blieb, gestützt auf die kurländische Basis, Zeit zu gewinnen und währenddessen die Aufstellung einer starken deutsch-russischen Armee zu vollenden, die gegebenenfalls einen offenen Kampf gegen die lettischen und estnischen Hilfstruppen der Entente aufnehmen konnte. Vorläufig müsse auch der deutschen Regierung gegenüber das unerfüllt gebliebene Siedlungsversprechen des lettischen Staates als Vorwand dafür dienen, daß die deutschen Truppen nach Niederwerfung des Bolschewismus noch immer nicht in die Heimat zurückkehrten. Würde dieser Vorwand aber eines Tages hinfällig werden, und die Berliner Regierung unter dem Drucke der Entente die Heimkehr der Truppen unter allen Umständen fordern, dann stellten sie sich unter russischen Befehl, hörten auf, deutsche Heeresangehörige zu sein, und leisteten einer provisorischen, russischen Regierung in Mitau den Treueid. Bis dahin müsse die ganze Armee freilich auf ein Jahr hinaus mit allem Notwendigen versorgt sein, da die Gefahr einer Sperrung der deutschen Grenze gegen die meuternde Armee akut werden könne. „Unser letztes Ziel, meine Herren,“ schloß Grothe mit ehrlichem Pathos, „ist die Wiederaufrichtung Rußlands, das uns ein dankbarer Bundesgenosse sein soll, und dann ein Siegeszug der heimkehrenden deutschen Formationen durch ganz Deutschland, der dem 9. November ein jähes Ende bereitet. Die Vorarbeit im Reich müssen unsere Freunde leisten.“

Grothe setzte sich. „Reichlich phantastisch sind diese Pläne denn doch!“ sagte skeptisch Landgerichtsrat Hoppe. Aber mit einem Blick ins Leere äußerte Chefredakteur Renkel lächelnd: „Nicht ganz so phantastisch, wie Sie meinen, Herr Landgerichtsrat! Nach den jüngsten Erfahrungen ist man in Deutschland nur nicht mehr kühn

genug, an das Verwegene zu glauben. Freilich gehören Nerven, gehört Moral, gehört Opferfreudigkeit, gesunder Geist, hoher ethischer Sinn der Führer und jedes einzelnen Mannes dazu, dieses Unternehmen durchzuführen. Sind diese Vorbedingungen in Mitau gegeben, dann glaube ich felsenfest an das Gelingen.“ Grothe biß sich auf die Lippen. Etwas wie Scham brannte in ihm auf. Eine innere Stimme raunte ihm zu: „Gib's auf! Du glaubst an diese Vorbedingungen und ans Gelingen ja selbst nicht. Und du spielst in der Gewißheit tollkühn Hasard, das Spiel zu verlieren. Denn nimmer kann aus diesem Chaos, in dessen Namen du sprichst, etwas werden!“ Aber er schwieg, ärgerlich über diese inneren Zweifel. Alle redeten plötzlich durcheinander. Hauptmann Rublitzki flüsterte Grothe zu, daß das Oberkommando dem Mitauer Generalkommando unter der Hand für Propagandazwecke größere Summen zur Verfügung stellen werde; er für seine Person Sorge schon dafür, daß alle Transporte ungehindert durch Ostpreußen nach Kurland gelangen könnten; insbesondere werde er den Abtransport von drei neuen Freikorps und russischen Gefangenen fördern. Da ließ sich die Stimme des Majors Zacharias vernehmen, und alles schwieg. „Auch ich stehe auf dem Standpunkt, daß wir das Mitauer Unternehmen mit allen Mitteln zu unterstützen haben,“ sagte er sehr bestimmt. „Die Beschaffung der Geldmittel wird Schwierigkeiten verursachen; aber sie müssen überwunden werden! Trotzdem liegt mir, Herr Doktor, vor allem an folgender Feststellung: wir erleben zur Zeit das große deutsche Debâcl. Die Psyche unseres Volkes ist krank und unberechenbar. Zusammenbrüche liegen in der Luft. Ich weise die Möglichkeit nicht von der Hand, daß eines Tages trotz aller gut berechneten Vorbereitungen über das Mitauer Unternehmen doch eine Katastrophe hereinbricht und die Truppen nach Deutschland zurückfluten. Da fragt es sich denn, werden diese

Truppen den demoralisierenden Einwirkungen eines solchen Rückzuges standhalten und im Sinne ihrer Erziehung im Reiche verwendbar bleiben. Es kann nämlich der Augenblick eintreten, da wir im Reich eine absolut zuverlässige Truppe brauchen. Wird hierfür die Mitauer Armee auch dann noch in Betracht kommen, wenn sie draußen ihr Ziel nicht erreicht hat? Ist das der Fall, dann unterstützen wir sie selbst auf die Gefahr hin, daß sie nicht bis Moskau vordringt. Es genügt uns schon die Aussicht, uns draußen in Kurland in aller Stille eine Elitetruppe für unsere Zwecke heranzubilden.“

Grothe bejahte die Frage des Majors mit gutem Gewissen. „Hierüber wird Ihnen, Herr Major, in den nächsten Tagen sicherlich Leutnant Brönnner eine Auskunft geben können, die Sie ganz befriedigen wird,“ sagte er mit Betonung. Major Zacharias erhob sich. Er trat auf Grothe zu und schüttelte ihm die Hand: „Für Ihre Auskunft sage ich Ihnen, Herr Doktor, unser aller Dank. Sie dürfen im Bewußtsein nach Mitau zurückkehren, Ihrer guten Sache hier in Ostpreußen Freunde und Förderer gewonnen zu haben, die nicht erlahmen werden.“

\*                      \*

Über Mitau und der Aniederung hing der Dunst schwülen Hochsommers. Die Erntemaschinen summten und dröhnten im Lande. Wie eine frühe Ahnung von nahem Herbst berührten die Stoppelfelder und hier und da in den Linden und Kastanien des Schloßparkes die ersten goldgelben Blätter. In den Gärten duftete es streng nach Kräutern und reifem Obst. Dampf fiel in der sengenden Glut der heißen Augusttage Frucht um Frucht von den Bäumen. Gelbgerändertes Gewölk stand Tag für Tag am Horizont, ohne daß es regnete. Über dem meilenweiten Tirulsumpf bebte und zitterte die Luft. Die



Gräser waren verbrannt, die Straßen staubig, das Laub der Bäume welk und von stumpfem Grün. Die Nächte aber waren lau und dunkel.

Diese Wochen gingen fast ereignislos hin. An den Fronten, oder besser: an den Demarkationslinien, ruhte der Kampf. Die Parteien standen sich Gewehr bei Fuß gegenüber. Zwischen dem deutsch-russischen Mitau und dem lettischen Riga verlief die neutrale Zone im Sirulsumpf. Der Bahnverkehr stockte. Kleine Raddampfer auf der Na vermittelten notdürftig den Passagierverkehr. Deutsche Soldaten durften sich in Riga nicht blicken lassen. In Mitau weilten ein paar englische und lettische Offiziere, die in Fortsetzung der Waffenstillstandsverhandlungen, die zur Räumung Rigas geführt hatten, mit dem Generalkommando über den Abtransport der deutschen Truppen nach Deutschland verhandelten. Man kam zu keiner Einigung, da die Letten erklärten, sie würden das gegebene Siedlungsversprechen nicht halten. Die Verhandlungen wurden deutscherseits abgebrochen. Trotzdem erteilte die Berliner Regierung eines Tages um die Mitte des August unter dem Druck der Entente dem Grafen von der Goltz den Befehl zur Rückführung seiner Truppen. Diese Nachricht schlug bei den verantwortlichen Führern, die sie der Armee vorerst vorenthielten, wie ein Blitz ein. Nun kam die Stunde der Tat und es galt, sich zu entscheiden. Die Ansichten darüber, ob der Augenblick für entschlossenes Handeln günstig war, gingen auseinander. Graf von der Goltz fuhr zum Zwecke persönlicher Verhandlungen mit der Regierung nach Berlin.

Grothe enthielt sich vorerst jeder Meinungsäußerung. Der Räumungsbefehl kam für ihn gänzlich unerwartet. Er mußte sich eingestehen, daß er seit seiner Rückkehr aus Königsberg blind und fast tatenlos in den Tag hineingelebt hatte. Er erledigte nur das Notwendigste; auch Friesen hatte andere Gedanken im Kopf und verbrachte seine ganze

freie Zeit auf Spaziergängen, Bootfahrten und Rennen als Begleiter Ilse Bühren's, die als Schreiberin in der Abteilung Grothes beschäftigt war.

Abend für Abend trank Grothe im Kasino in großer Gesellschaft mehr, als er vertrug. Kein Morgen verging, da er nicht mit dumpfem Kopfsweh erwacht wäre. Erst am späten Vormittag setzte er sich unlustig an den Schreibtisch, um ohne tieferes Interesse rein geschäftsmäßig sein Tagespensum zu erledigen. Friesen mußte übrigens an allen Gelagen, die Grothe veranstaltete, teilnehmen. Machte aber Friesen eins der vielen Tanzvergnügen mit, die mehrmals in der Woche bald von deutschen, bald von russischen Offizieren im Saal des Gewerbevereinshauses oder des lettischen Klubs arrangiert wurden und dem ganzen leichtfertigsorglosen Leben in Mitau eigentlich den Stempel aufdrückten, dann fand sich mit seinen getreuesten Bechgenossen auch Grothe zu diesen Festen ein und trank seine Bowle in irgendeiner Loge, von der aus er dem Gewühl der Tanzenden zusehen konnte.

In derselben Loge saß meist Major von Medenau mit seiner ständigen Begleitung Lya Spruhde. Dieses Fräulein, eine geborene Lettin, erfreute sich keines besonders guten Rufes. Gegen den Wunsch ihrer Eltern war die Dame Tänzerin geworden. Da ihr Talent aber nicht dazu gereicht hatte, ein Stern zu werden, hatte sie sich auf Varietebühnen produziert. In Gesellschaft jüngerer deutscher Kavallerieoffiziere lernte Medenau sie eines Tages kennen. Aus Riga waren den Offizieren ungezählte Damen und Dämchen dieser Art gefolgt; Mitau war voll von ihnen. Der junge, überanstrengte Generalstabsmajor, der sich monatelang kein Vergnügen gegönnt und mit an Fanatismus grenzendem Eifer gearbeitet hatte, verliebte sich in Lya Spruhde auf den ersten Blick. Sie war nicht schön. Aber ihre elegante Gestalt, ihr Auftreten und ihr reifes Wesen hatten etwas Bestechendes. Sie

bewegte sich mit auffallender Gewandtheit und verstand es, sich formvollendet zu kleiden. Ihr aber imponierten sein Rang und seine Stellung. Nach wenigen Tagen heftigen Flirts taten sie sich zusammen. Anfangs hatte Medenau des Personals und der öffentlichen Meinung wegen einige Bedenken, dieses Verhältniß ganz intim zu gestalten, und Lha Spruhde in seine Wohnung in der Seestraße einzuziehen zu lassen. Aber er überwand diese Skrupel rasch, als er sich sagte, kaum ein höherer Offizier des Generalkommandos befleißige sich übermäßiger Keuschheit, von den Leutnants ganz zu schweigen, die es allerdings oft gar zu arg und gar zu offen trieben.

Eines Abends unternahm Grothe mit Friesen einen Spaziergang über Land. An der Schwed entlang waren sie zwischen Feldern und Wiesen einige Kilometer weit gegangen. Als es dunkel wurde, kehrten sie um. Die Stille und Einsamkeit taten wohl. Der Abend war warm, ein wenig schwül. Kein Windhauch regte sich. Die Heimchen zirpten. Auf den abgeernteten Roggenfeldern standen in langen Reihen die Garben. In der Dunkelheit hoben sie sich von der helleren Sönnung des Himmels kaum mehr ab. Langsam und niedrig gingen tiefdunkle, zerrissene Wolken übers Land. Sie lasteten schwer auf der Erde. Trotzdem regnete es nicht. Die Dürre hielt schon seit Wochen an. Und nachts fiel nur spärlicher Tau.

Grothe hatte diesen Spaziergang nötig gehabt. Die Gerüchte von der bevorstehenden Räumung beunruhigten ihn. Der Gedanke quälte ihn, daß das Mitauer Leben plötzlich ein Ende nehmen könnte. Ihm graute davor, nach Berlin zurückzukehren; er hatte das Empfinden, das Dasein im Reich, eingeengt von tausend anderen gleichgestellten und gleichberechtigten Bewerbern um Unabhängigkeit und Glück, müsse nach diesen Monaten der zügellosen Freiheit unerträglich und inhaltslos sein.

In diesem Sinne sprach er sich, weich gestimmt und

fast verträumt, Friesen gegenüber aus. Dann schweifte er ab. „Ja, es ist eine seltsame Zeit,“ sagte er sinnend, „die wir alle hier erleben. Man hat Gelegenheit gehabt, tief in sich selbst hineinzuschauen. Auch das Schlechte, das Entartete hat so sein Gutes. Weißt du — für uns alle haben sich die Hemmungen, die unser Leben bisher regelten, hier draußen gelöst. Ich habe nie zuvor davon zu dir gesprochen. Zu dir am allerwenigsten. Aber ich habe schon lange entdeckt, daß auch in meinem Unterbewußtsein unter dem Eindruck der allgemeinen Entfesselung seltsame Dinge vorgegangen sind, und noch vorgehen. Ich weiß jetzt, weshalb beispielsweise du von vornherein einen so eigentümlichen Eindruck auf mich gemacht hast... Ich entsinne mich dieses ersten Males, da ich dich in Brönners Gesellschaft im D-Zug sah, ich denke noch oft daran zurück, wie du mir Glück zur Fahrt ins Angewisse wünschtest, und wie du es warst, der mich im Frühling in Berlin den Entschluß fassen ließ, gegen alle Gründe der Vernunft ins Chaos dieser Verhältnisse zurückzukehren. In meinem Unterbewußtsein mögen stets abwegige Gefühle und Empfindungen rege gewesen sein. Aber erst das hemmungslose Leben hier draußen hat sie mir zum Bewußtsein geführt, und ich schäme mich ihrer fast ebenso, wie unsere verwahrlosten Soldaten sich ihrer groben Laster und Sünden schämen sollten.“

Friesen blickte auf. Da er jedoch weder verstand, was Grothe ausdrücken wollte, noch im Dunkeln die Züge des Freundes zu erkennen vermochte, lächelte er nur vor sich hin, meinte leicht hin: „Ja, du magst recht haben“ und brannte sich eine Zigarette an. Sorglos warf er das Streichholz fort. Und während Grothe im Gefühl tief aufseufzte, nicht verstanden worden zu sein, sagte Friesen noch einmal zerstreut und im Grunde mit Ilse Bühren beschäftigt: „Es stimmt, es ist eine seltsame Zeit.“



Dann gingen sie schweigend ihres Weges und gelangten schließlich wieder in die Stadt. Ein paar schwere Tropfen fielen; aber der Regen blieb aus.

Als sie am Hause Medenaus vorübergingen, entdeckten sie, daß die Fenster des Majors erleuchtet waren und offen standen. Eine laute Frauenstimme drang auf die stille Straße hinaus. „Ich denke,“ schlug Brothe vor, „wir gehen für eine Stunde zu Medenau hinauf und plaudern ein wenig. Hast du Lust?“ Friesen erklärte sich einverstanden. Medenau empfing sie hoch erfreut. „Es trifft sich ausgezeichnet,“ rief er. „Wir gehen nachher zusammen ins Gewerbevereinshaus hinüber. Es steigt heute wieder ein Fest. Große Sache! Auch Awaloff hat sein Erscheinen zugesagt!“ Lha Spruhde trug ein weißes Kleid mit schönen Spitzen, Rosen im Gürtel und hohe Stöckelschuhe. Medenau brachte eine Flasche österreichischen Südwins. „Geh ich diese deutsch-russischen Bälle besuche,“ meinte er, „muß ich zuvor immer etwas getrunken haben. Nüchtern gehe ich nicht hin. Denn richtig genommen, begibt man sich da in pöbelhafte Gesellschaft.“ Lha protestierte; sie hatte unter den russischen Offizieren, die Medenau gemeint hatte, ebensoviel Freunde, wie unter den deutschen.

Um elf Uhr brachen sie auf. Auf der Palaisstraße vor dem Gewerbevereinshaus herrschte tolles Gedränge. Russische Posten mit Stahlhelmen und aufgepflanzten Bajonetten, auf dem Armel des feldgrauen deutschen Rockes das Abzeichen des russischen Korps, ein silbernes, vielfach gestrichenes, griechisches Kreuz, standen zu beiden Seiten der Eingangstür und ließen sich die Eintrittskarten vorweisen. Aus dem hellerleuchteten Gebäude drang dröhnende Militärmusik. Man hörte zu den schmetternden Klängen der Masurka das Stampfen der Tanzenden. Die Räume, deren Fenster weit offen standen, waren überfüllt. Im trüben Licht der schlecht

funktionierenden elektrischen Beleuchtung glänzten die roten Gesichter der Offiziere und ihrer erhigten Tänzerinnen in hellen Kleidern. Es roch nach billigstem Parfüm. Damen der Gesellschaft nahmen an diesen Festen natürlich nicht teil.

Im Büfettzimmer neben dem Tanzsaal saß in großer Gesellschaft von Damen, Krankenschwestern und deutschen und russischen Offizieren an einem Tisch voller Flaschen und Gläser Fürst Awaloff in schwarzer Esseruniform. Medenau und Grothe traten an diesen Tisch, um den Oberst zu begrüßen. Er sprang auf, erhitzt vom Tanzen und vom Alkohol. „Ein schönes, patriotisches Fest,“ sagte er mit klangvoller Stimme so laut, daß er weithin gehört werden mußte; „ein Armee-fest. Ich fühle mich nirgends wohler, als unter meinen Offizieren und Soldaten, mit denen ich Freud und Leid, Pflicht und Vergnügen teile.“ Mit schwarzseidenem Taschentuch wischte er sich den Schweiß vom glattrasierten, glänzenden Schädel. Jedermann empfand das Überflüssige seiner Worte. Aber alle lächelten zustimmend.

Am kleinen wackeligen Tisch in der verschwenderisch mit Birkenzweigen geschmückten Loge nahmen sie dann Platz. „Wie lustig!“ rief Oha Spruhde aus und klatschte in die Hände. Der Kellner brachte den unvermeidlichen österreichischen Südwein und Gläser, die schlecht gewaschen waren. Mit einem breiten Trauerflor am Arm erschien unerwartet Klaus Hoehne in Begleitung Gori Kettlers. Er war aus Luchum herübergekommen, wo die besiegte Landeswehr seit der Räumung Rigas unter dem ihr aufgedrängten Oberbefehl des englischen Obersten Alexander stand. In Mitauer Militärfreisen vergaß man es den deutsch-baltischen Führern nicht, daß sie diese deutsche Truppe Letten und Engländern ausgeliefert hatten, statt sie dem Grafen von der Goltz zuzuführen und zu unterstellen. Auch Klaus Hoehne schimpfte. „Es

ist ein Skandal," erklärte er, „wir sind zu einer lettischen Hilfsstruppe herabgewürdigt und sollen unter englischem Oberbefehl nächstens die Geschäfte der Herren Betten besorgen. Lange mach ich nicht mehr mit! Gaston Mausdorff, der alte Schafskopf, führt das große Wort und verschachert uns täglich an eine andere Partei, von der er gerade erwartet, daß sie den Großgrundbesitz schützen wird. Nee, seit hier die alte russische Armee wieder aufersteht, halt ich's im verfluchten Tuckum nicht länger aus. Es hat mir in Mitau glänzend gefallen. Und Awalow ist ein tadelloser Kerl.“ Medenau, der sich erhoben hatte, bot Lha den Arm und ging mit ihr zum Tanz hinunter. Friesen und Gori Kettler folgten ihnen, und nur Brothe und Klaus Hoehne blieben zurück und schauten gelangweilt dem Getriebe zu. Als aber die Logentür aufging und Medenau mit Lha wieder eintrat, und Lha schließlich in der Loge zu tanzen begann, flüchtete Brothe.

Friesen war indessen mitten im Gewühl der Tanzenden unvermutet auf Mausl von Mahler gestoßen. Sie sah in der weißen Schwestertracht noch jünger und niedlicher aus, als früher. Er war im ersten Augenblick bestürzt. Mausl lachte ihn aus. „Das ist nett, daß man Sie endlich zu Gesicht bekommt und festhalten kann, Herr von Friesen,“ sagte sie unbefangen, als wäre nichts zwischen ihnen gewesen. „Wahnsinnig stolz sind Sie, immer sind Sie mir ausgewichen. Kommen Sie, jetzt müssen Sie zur Strafe einen Walzer mit mir tanzen.“ Er stammelte etwas, das wie „Gott behüte, das ist doch keine Strafe!“ klang. Dann begann er sie zu drehen. Er war überrascht, daß sie ihm die offensichtliche Nichtachtung ihrer Person nicht nachtrug und fand, daß sie noch schöner, noch reizvoller geworden war. Er sagte es ihr. Sie nickte geschmeichelt. Nach dem Tanz bat sie: „Führen Sie mich hinaus. Hier ist es heiß und

staubig. Im Garten wird es schöner sein.“ Er geleitete sie hinunter. Hier und da brannten zwischen den Büschen elektrische Lampen. Sie setzten sich in einer dunklen, versteckten Laube auf eine Bank. Von der Veranda her klangen verworrene Stimmen und Gläserklirren, Gelächter und schriller Gesang. „Du hast mich ganz vergessen und im Stich gelassen,“ sagte Mausl plötzlich leise und lehnte sich dicht an Friesen. Er empfand die Nähe ihres heißen Mädchenkörpers als einen sinnbetörenden Reiz. „Ich habe Schweres durchgemacht, seit wir uns zuletzt sahen. Gottlob, es ist gnädig abgegangen und vorüber. Weißt du, Kurtchen, daß jener Abend in Libau im Hotel ‚Petersburg‘ böse Folgen für mich gehabt hat?! Ich war in wahnsinniger Angst. Ich hab’ mich nur dadurch gerettet, daß ich Schwester wurde. Im Mai hat mir dann der Chefarzt Dr. Billig geholfen. Es hieß allgemein, ich sei an der Grippe erkrankt. Dafür muß ich dem alten Scheusal nun allerlei gestatten. Trotzdem lieb ich dich, Kurtchen.“ Sie reckte sich an ihm empor, bog seinen Kopf zurück und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Er atmete schwer und, berauscht von ihrer Blut und Bier, flüsterte er beklommen: „Komm fort von hier, wo so viele Menschen sind. Wir wollen uns in ein Boot setzen und auf den Fluß hinausfahren.“ Sie preßte leidenschaftlich seine Hand. Mit keinem Gedanken dachte er an Ilse Bühren. Alles war vergessen, seit Mausl ihn an diesem schwülen Abend geküßt hatte. „Ja, ich komme,“ sagte Mausl; „meinen Eltern erzähl ich morgen, ich hätte nach dem Ball im Lazarett Nachtdienst gehabt. Und dem alten Billig lüg ich vor, ich wäre zu Hause gewesen.“

Nach einer Weile saßen sie im Boot; Mausl lehnte am Steuer, Friesen ruderte. Das Wasser der Drixe war lau, von stumpfem Glanz und tief und schwarz. Mausl tauchte die Fingerspitzen hinein. „Wie warm!“



flüsterte sie. Es roch nach Schlamm und Heu. Leise rauschend glitt der Rahn durch das stille Wasser. Am Himmel aber zog langsam und tief das schwere, zerrissene Gewölk. Die Nacht war unerträglich schwül. Gegenüber der Gasanstalt legten sie am Ufer der großen flachen Insel zwischen Aa und Drixe an. Friesen half Maußi beim Aussteigen. Das Boot schwankte zwischen den großen Blättern und Blüten der weißen Seerosen... Sie gingen ein Stückchen über die Wiese; dann warfen sie sich in einen hohen, duftenden Heuhaufen und Maußi, die die Arme um Friesens Nacken geschlungen hatte, sagte mit stoßendem Atem: „Du, Kurt, hier ist's schön, so schön, daß man jede Sünde begehen könnte.“ „Ja,“ erwiderte er und verschloß ihr den Mund mit durstigen Küffen. — —

Als der Morgen graute, ruderte Friesen das Mädchen zur Stadt zurück. Er begleitete Maußi bis zum Hause ihrer Eltern. Als sie ihm die Hand zum Abschied reichte, fragte sie fichernd: „Wann hab' ich wieder Nachtdienst?“ „Wann du willst,“ sagte er dumpf, ohne sie anzusehen. Nachdem die schwere Haustür sich hinter ihr geschlossen hatte, ging Friesen langsam heim. Das Morgengrauen ernüchterte ihn. Die Wäsche klebte an seinem Körper; die Schwüle trieb ihm den Schweiß aus den Poren. Er kam sich schlecht und verdorben vor. Rein körperlich empfand er quälendes Unbehagen, er konnte sich im Augenblick nichts Schöneres vorstellen, als ein reinigendes kaltes Bad. Als er zu den Fenstern des Engelbrechtschen Hauses hinaussah und nach dem Haustürschlüssel in die Tasche griff, um aufzusperren, fiel ihm jäh Ilse Bühren ein. Ein heißes Erschrecken durchzuckte ihn. Er schlich sich in sein Zimmer hinauf, riß sich die Kleider vom Leibe und warf sich nackt auf sein Bett. In Grothes Arbeitszimmer nebenan tickte auf dem Schreibtisch laut in der tiefen Stille die große Bronzeuhr...

Auf der Veranda des Gewerbevereinshauses tranken unterdessen immer noch ein paar der seßhaftesten Festteilnehmer am Tische der Brüder Serebrjakow. Der Ball war längst zu Ende. Am staubigen Boden des verlassenen Tanzsaales lagen zertretene Blumen und Birkenzweige. Orell schien durch die hohen Fenster die frühe Sonne herein. Holst, seit einigen Wochen Polizeidirektor in Mitau, sang, eng an Alexei Serebrjakow gelehnt, den Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin. Er war betrunken. Alexei Serebrjakow streichelte unter dem Tisch die kleine braune Hand Weras, der Geliebten seines Stiefbruders Dmitri, mit der er in heimlichem Einvernehmen stand. Die kleine Russin, eine dunkelhaarige, mädchenhafte Schönheit mit außergewöhnlich feinen und zarten Gliedern, war bei einer Rigaer russischen Familie Hausmädchen gewesen. Dmitri, der mit leidenschaftlicher Liebe an ihr hing und sie mit krankhafter Eifersucht quälte, hatte sie im Juni zu seiner Geliebten gemacht. Sie liebte ihn nicht, stand vielmehr ganz im Banne Alexeis, fürchtete aber Dmitri und seine Eifersucht. Wenn sie den pockennarbigem, häßlichen und rohen Dmitri mit Alexei betrog, wurde sie das Gefühl tödlicher Angst keinen Augenblick lang los; denn sie fühlte, daß Dmitri Verdacht geschöpft hatte und seinen Stiefbruder argwöhnisch beobachtete; es war nicht ausgeschlossen, daß er als Chef der geheimnisvollen „Ochrana“ gar seine Spitzel und Spione aufgeboden hatte, Alexei und Wera zu überwachen. Dmitri saß am Ende der Tafel, das Kinn in beide Hände gestützt. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn; sein rohes Gesicht sah wüst aus. Die schiefen Augen stierten gläsern. Auch Klaus Hoehne und Gori Kettler waren betrunken. Am nüchternsten von allen war vielleicht Gressin. Eine russische Krankenschwester schlief, den Kopf auf beide Arme gepreßt, am Tisch; von zudringlichen Fliegen geplagt, regte sie sich hin und wieder.

Es war Gressin, der schließlich, erschreckt darüber, daß es heller Tag war, zum Ausbruch mahnte. „Ja, Werotška, mein Täubchen,“ lallte Dmitri Serebrjakow und versuchte vergeblich, sich zu erheben. „Komm, wir wollen schlafen gehen.“ Klaus Hoehne lachte ihn aus. „Was wollen Sie mit dem Mädchen, Dmitri Stepanowitsch,“ rief er ihm höhnisch zu. „Sie sind ja besoffen wie ein Schwein. Mit so einem Kerl zeigt sich kein hübsches Mädchen auf der Straße.“ Die Hände in den Hosentaschen, stellte er sich herausfordernd vor Dmitri auf; die Mühe war ihm ins Genick gerutscht. Er schwankte. Wie oft, wenn er betrunken war, suchte er Streit. Mit stierem Blick sah Dmitri ihn an. „Was hat er gesagt?“ schrie er. Gori Kettler versuchte, Klaus zu beschwichtigen und zum Heimgehen zu bewegen. Da spie Klaus vor Dmitri aus. „Lassen Sie das Mädchen lieber Ihrem Bruder Alexei,“ sagte er wütend. „Ihn liebt es doch mehr als Sie. Ihnen aber werden bald die Hörner zur Stirn herauswachsen.“ „Um Gottes willen!“ bat Wera und lief auf Klaus zu; „reizen Sie Dmitri nicht, Herr Graf!“ Sie hing sich beschwörend an seinen Arm. In diesem Augenblick war Dmitri Serebrjakow jäh aufgesprungen. Polternd fiel sein Stuhl um. Er hielt sich am Tischrand fest. Flaschen und Gläser zerbrachen. „Gemeiner Hund!“ brüllte er und schüttelte die Faust gegen Klaus. „Ich werde dich festnehmen lassen, du Schuft. Wer bist du eigentlich? Ein Landeswehrmann? Die Landeswehr ist eine lettische Truppe, und du ein lettischer Spion!“ Klaus machte sich von Wera frei und stieß sie zur Seite. Und ehe jemand hinzuspringen konnte, riß er seinen schweren Kavalleristensäbel aus der Scheide und führte mit der bligenden Klinge einen wuchtigen Hieb gegen Dmitris Kopf. Gellend schrie Wera auf. Dmitri, der vom plumpen Hieb des betrunkenen Grafen am Kopf getroffen worden war, taumelte. Aber sein verzerrtes Gesicht rann

rotes Blut. Gressin fing den Stürzenden in seinen Armen auf. Kettler wand Klaus den Säbel aus der Hand. Alexei Serebrjakow umfing ihn von hinten mit beiden Armen und drängte ihn an die Wand. Die betrunkene Krankenschwester aber fuhr, durch den Lärm geweckt, erschreckt auf. Dann, als sie den blutenden Dmitri sah, schlug sie die Hände vors Gesicht und schrie wie besessen: „Mörder! Hilfe, Mörder!“ Es gelang Wera erst nach einer Weile, sie zu beruhigen. Der Kellner kam herbeigelaufen. Gressin schickte ihn nach einer Droschke für Dmitri. Holst tauchte sein Taschentuch in ein Wasserglas und drückte es gegen Dmitris klaffende Kopfwunde. Klaus hatte ihm mit dem scharfen Säbel die Kopfhaut von der Stirn bis zum Hinterkopf durchschnitten. Der Kapitän konnte seinem Schöpfer danken, daß Klaus betrunken gewesen war; sonst hätte der Graf ihm den Schädel gespalten. „Das sollst du mir büßen!“ knirschte Dmitri; „das zahl ich dir heim, deutscher Hund!“ Klaus richtete sich hochmütig auf. „Ich pfeife auf Ihre Rache,“ sagte er verächtlich. Dann ging er, von Kettler begleitet, davon.

\*

\*

\*

Eines Abends zu Ende August fand im Herrenhause zu Groß-Platon an der Heerstraße Mitau-Schaulen, südlich von Mitau, in größter Verschwiegenheit eine geheime Beratung aller Freikorpsführer statt. Sie hatten das Bedürfnis, Stellung zum plötzlich erfolgten Rückzugsbefehl der Regierung zu nehmen und sich unter Umständen zu einer einzigen großen Gruppe zusammen zu schließen. Man saß rund um den großen ovalen Tisch im Speisezimmer. Sämtliche Kommandeure der einundzwanzig selbstständigen Söldnerverbände waren persönlich erschienen. Den Vorsitz führte Graf Rogga, der mit seinem Stabe in Groß-Platon lag. An den weißlackierten Türen zum



Speisezimmer, die geschlossen waren, standen außerhalb Posten in Stahlhelmen. Rogga hatte diese feierlich-heimnissvolle Maßnahme von sich aus angeordnet. Auch die hohen Fenster, auf denen der letzte Abglanz abendlicher Sonne lag, waren geschlossen. Ein dicker Schwarm eingesperrter Fliegen summte zwischen den Scheiben. Im Raum, in dem es noch so hell war, daß die Stearinkerzen in grünen Flaschenhälsen vorerst nicht angesteckt zu werden brauchten, war es drückend heiß. Die meisten älteren Herren hatten den Rock abgelegt und saßen in Hemdsärmeln. Dem Führer des Marine-Freikorps „Skagerrak“, Fregattenkapitän von Hohenastenberg, einem alten Seebären mit blondem Knebelbart, den seine eigenen Leute als den „Wallensteiner“ bezeichneten, stand der Schweiß in dicken Tropfen auf der schneeweißen Stirn, die sich grell leuchtend von der kupfernen, Röte seines sonnenverbrannten Gesichtes abhob. Des einarmigen Oberleutnants von Sarent scharfgeschnittenes, kühnes Gesicht war schmerzverzerrt und blaß. Beim Ritt nach Platon war er vorhin beim Sprung über einen Graben so unglücklich gestürzt, daß er sich den Armstumpf gestoßen und den einen Fuß verstaucht hatte. Brönnner saß neben dem jüngsten Freikorpsführer Leutnant Derper, einem der bekanntesten, mit dem Pour le mérite geschmückten Jagdflieger des großen Krieges, der zur Zeit eine Fliegerstaffel in Kurland führte. Vor dem Rittmeister Teuffel von Salomon stand eine dickbauchige Schnapsflasche und ein grünes Wasserglas. Aus verblähten, goldenen Rahmen sahen die Ahnen der Freiherrn von Hahn hochmütig und abweisend auf diese fremden Söldnerführer hinab.

Die Debatte war erregt und brachte zum Ausdruck, eine wie tiefe Kluft gegenseitigen Mißtrauens, persönlichen Ehrgeizes, Machtungens und eigennütziger Interessen die Führer voneinander trennte. Teuffel von Salomon, das

Einglas ins Auge geklemmt, schlug eine Entschliebung vor, der zufolge die Kommandeure einstimmig erklärten, dem Rückzugsbefehl der Regierung unter keinen Umständen Folge leisten zu wollen. Die Freikorps sollten sich unter dem Kommando eines aus der Mitte der Führer gewählten Kommandeurs zu einer „Deutschen Legion“ zusammenschließen, und der neue Kommandeur eine entsprechende Rundgebung an die Truppe erlassen. Teuffels Vorschläge fanden nur geringen Beifall. Es regte sich Widerspruch. Aber Sarents Gesicht lief ein unheilvolles Zucken; Brönnner ballte die Faust. Zuerst äußerte Graf Rogga Bedenken gegen den Bruch mit der Reichsregierung. Man sei doch immerhin keine Gesellschaft von Meuterern, und die neue Regierung nun einmal durch den Mehrheitswillen des Volkes in Weimar anerkannt. Die Truppe würde sich weigern, gegen die Regierung aufzutreten. Der junge Leutnant Derper lachte höhnisch und respektlos; Rogga strafte ihn mit vernichtendem Blick. Der „Wallensteiner“, Hohenastenberg, empfahl einen sofortigen Anschluß an die Russen; die „Deutsche Legion“ müsse unverzüglich russischem Befehl unterstellt werden; mit der Regierung sollte man überhaupt nicht verhandeln, höchstens mit den ostpreußischen Monarchisten, von denen man Geld zu erhalten trachten müsse. „Die wichtige Geldfrage scheint mir überhaupt noch nicht gelöst,“ sagte Hohenastenberg. „Aber in diesem Punkt hab' ich gar keine Bedenken: wir ernähren uns aus dem Lande, auferlegen der lettischen Bevölkerung eine hohe Kontribution und drücken, wenn die Leute mal rubeln und plündern, beide Augen zu. Denn spielen wir doch keine Komödie, meine Herren! Geplündert wird ohnehin!“ „Unerhört!“ rief Rogga mißbilligend dazwischen.

Da rasselte im Zimmer nebenan das Telephon. Rogga ging hinaus. Zurückgekehrt, bat er Brönnner, an den Apparat zu gehen: aus Mitau wünsche ihn Dr. Grothe

dringend zu sprechen. Es verging eine ganze Weile, ehe Brönnner wieder in den Speisesaal trat. Er sah zufrieden aus und meldete sich sofort zum Wort; alle hatten das Empfinden, daß er Wichtiges mitzuteilen habe und schwiegen neugierig. „Meine Herren,“ sagte Brönnner ernst, „während wir Führer hier in fruchtlosem Streit die Zeit vergeuden und zu keiner Einigung gelangen können, hat, wie mir Dr. Grothe soeben mitteilt, die Truppe heute nachmittag bereits gehandelt. Durch einstimmigen Beschluß von über hundert Vertretern aller Formationen ist uns Führern das Vertrauen der Armee ausgesprochen worden. Wir müssen uns dieses Vertrauens nun würdig erweisen. Wir werden aufgefordert, uns der Entschließung der Truppe, gegen den Befehl der Regierung im Lande zu bleiben, anzuschließen. Ich verweise die Herren darauf, daß damit so etwas wie eine Revolution in Gang gekommen ist. Die Truppe lehnt sich bewußt und offen gegen die Regierung auf. Ich glaube nicht, daß wir da zurückstehen dürfen. Die Stunde der Entscheidung schlägt. Es ist schmachvoll genug, wie unentschlossen und uneinig wir im November vorigen Jahres gewesen sind. Es hätte genügt, daß ein paar entschlossene Offiziere die Leute fest in der Hand behielten, um den 9. November unmöglich zu machen. Meine Herren! Scheuen wir wenigstens diesmal nicht davor zurück, schwere Verantwortung auf uns zu nehmen! Das Unterfangen ist kühn und verwegen. Wir setzen gegebenenfalls Leben und Ehre ein. Aber der Augenblick ist günstig — die Truppe hat sich nicht nur in unserem Sinne entschieden, sie ist uns in ihrer einmütigen Bereitschaft, zu handeln, sogar zuborgekommen. Aus welchen Motiven, ist belanglos, denn auf das Endresultat allein kommt es an. Ich fordere Sie auf, einstimmig beschließen zu wollen, daß wir mit Berlin brechen. Wir tun uns zu einer Legion zusammen. Ich bitte Sie, durch Wahl

dieser neuen Armeegruppe einen würdigen Führer zu geben.“ „Bravo!“ schrieten Sarent, Teuffel und Derper. Auch die anderen drückten ihre Zustimmung aus. In wenigen Minuten war unter diesen Umständen der Beschluß einstimmig gefaßt, im Lande zu bleiben und die Region ins Leben zu rufen. Die Herren setzten ihre Unterschriften unter den von Teuffel entworfenen feierlichen Akt. Nur Graf Rogga seufzte, als er mit zitternder Hand unterschrieb.

Die Wahl des Regionsführers machte Schwierigkeiten. Die Kerzen waren angesteckt worden. Süß und sommerlich duftete in einer großen, beschlagenen Lehm-  
schüssel ein riesiger Strauß roter und gelber Rosen. Die Herren hatten kleine Gruppen gebildet und versuchten, sich vorerst gütlich über den Kandidaten zu einigen. Sarent ging, auf einen Stock gestützt und dann und wann vor Schmerzen stöhnend, von Gruppe zu Gruppe und machte Stimmung für seinen Kandidaten, den Oberstleutnant Fock.

„Ich bitte die Herren, Platz zu nehmen,“ forderte Rogga die Umherstehenden schließlich auf. „Wir wollen zur Wahl unseres Kommandeurs schreiten.“ Hohenastenberg meldete sich zum Wort, um Medenau vorzuschlagen. Da kam ihm Sarent zuvor. Sehr blaß stand er auf. Demonstrativ legte er seine Armeepistole auf den Tisch. „Ich stelle fest,“ rief er mit schneidender Stimme und von Schmerzen geplagt, „daß in den Vorverhandlungen einstimmig — verstehen Sie mich wohl, meine Herren, einstimmig — Herr Oberstleutnant Fock zum Kandidaten nominiert worden ist. Die Wahl erscheint mir im Grunde überflüssig. Wir sind uns ja wohl alle darüber einig, daß wir uns keinen würdigeren Führer, als den Herrn Oberstleutnant, geben können. Ich bitte die Herren, die ihre Stimme für ihn abgeben, sich von ihren Sätzen zu erheben. Ich stimme für Herrn Oberstleutnant Fock. Wer



ist dagegen?“ Sarent legte die Hand auf die Pistole und sah die Versammelten herausfordernd an. Alle, einige freilich zögernd, erhoben sich, und der Oberstleutnant war gewählt. „Die Würfel sind gefallen,“ sagte Seuffel; „nun fragt es sich, wie sie rollen werden.“ „Gut!“ meinte Brönnner zuversichtlich; „ich hoffe, weit über den Rubikon hinaus bis tief nach Germanien hinein.“

Am Abend des 24. August brachten die in Mitau liegenden deutschen Truppen der Eisernen Division und der neuen Deutschen Legion dem Stabschef des Grafen von der Goltz, da dieser selbst in Berlin weilte, in feierlicher Demonstration einen wirkungsvollen Fackelzug. Eine Schwadron Mannen eröffnete den Aufmarsch; jeder Reiter trug eine Fackel, dann folgten mehrere Kompagnien Infanterie in voller Ausrüstung, die Mannschaften und Geschütze einer Batterie und ein Panzerwagen, von oben bis unten mit Fackeln besteckt. Ganz Mitau war auf den Beinen, Tausende von Zuschauern folgten dem Zuge, in dem mehrere Musikkorps marschierten. Glackernd, von rötlichem Dunst überweht, brannte der Feuerstrom der Fackeln in der tiefschwarzen, regnerischen Augustnacht. Einige Tropfen fielen. Aber sie vermochten der gehobenen Stimmung der Leute keinen Abbruch zu tun. Jedermann empfand, daß er in seiner Art einen historischen Augenblick miterlebte. Als das Haus in der Seestraße erreicht war, intonierten die Kapellen „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ Mit einigen Herren stand der Stabschef entblößten Hauptes auf dem Balkon über dem Portal. Als das Deutschlandlied, das Publikum und Soldaten begeistert mitgesungen hatten, verklungen war, richtete er ein paar kernige Worte an die in Parade aufgestellten Truppen. Er gelobte feierlich, die Truppen nicht eher zu verlassen, als bis sie den Letzten, der Entente und der Reichsregierung gegenüber ihr Recht durchgesetzt haben würden. Dann hoben Kameraden den vortretenden Redner der

Truppe, einen Unteroffizier, auf die Schultern. Über die dunklen Kronen der Linden und die weißen Fronten der alten deutschen Häuser hin zuckte flackernder Widerschein der Fackelflammen. Die Rede des fanatischen Unteroffiziers hatte etwas Aufreizendes. Sie atmete Haß gegen die Ketten, lodernnden Haß gegen die Regierung in Berlin. Die Augen der Zuhörer leuchteten und glommen. Manch einer hätte am liebsten auf der Stelle sein Bajonett in die Leiber der vielen Ketten gestoßen, die mit erregten, gespannten Gesichtern unter den Zuschauern standen. Die Stimmung war ebenso schwül, wie die Nacht. Als der Unteroffizier dann das Kaiserhoch ausbrachte, überschlug sich seine Stimme. Die Mützen flogen von den Köpfen, die neuen schwarz=weiß=roten Fahnen senkten sich. Die Musik von fünf Kapellen setzte gleichzeitig ein. Und brausend erklangen die Männerstimmen. Lange nicht mehr gehört, rauschten die Klänge des Kaiserliedes: „Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands, Heil Kaiser dir!“ Die Augen Unzähliger wurden feucht. Berauscht, betört von der Stimmung dieser improvisierten, monarchistischen Rundgebung außerhalb der Grenzen der deutschen Republik in der alten, deutschen Herzogsstadt Rurlands glaubten Hunderte tief innerlich, in dieser Stunde sei das Kaiserreich wieder aufgerichtet, die Niederlage wieder wettgemacht, ein neues und doch altes Deutschland aus der Taufe gehoben. Der Unzulänglichkeit dieser bodenlosen Revolution wurden sich nur ein paar Skeptiker bewußt. Es war ein gefährliches Spiel mit Feuer, das da begann. Und doch kam elementar zum Durchbruch, was nach den Enttäuschungen seit dem 9. November in Millionen von Deutschen als tiefste Sehnsucht lebendig war. Grothe stand mit verschränkten Armen im Publikum. Ein paar Tränen liefen auch ihm über die Wangen. Was er in diesem Augenblick erlebte, war zum Teil das Werk seiner eigenen monatelangen und unentwegten Propa=

gandatätigkeit. „Möchte gut ausgehen und zu gutem Ende führen, was heute beginnt,“ sagte er in Gedanken. Ein alter, deutscher Mitauer Bürger, der neben ihm stand, hörte seine Worte. „Das wünsche auch ich!“ sagte er lächelnd. „Hab’ ich denn laut gesprochen?“ fragte Brothe verlegen. Der Alte nickte.

Etwas abseits hatte sich ein russischer Offizier einem Kameraden auf die Schultern gestellt. Als das Kaiserlied zu Ende war, schwenkte er die Mütze. „Deutsche Kameraden!“ schrie er in reinem, etwas hartem Deutsch in die Menge hinein. „Die deutsche und die russische Armee müssen sich fest die Hand drücken. Wir haben den gleichen Feind — die Entente! Dieselbe Pest verzehrt unsere Völker — die Revolution! Laßt uns gemeinsam kämpfen und siegen für Heimat und Vaterland, Kaiser und Zar!“ Ein orkanartiger Beifallsturm brach los. Deutsche und russische Offiziere und Soldaten jubelten dem Russen zu. Die Säbel der Kavalleristen flogen aus den Scheiden. Und die Musik spielte das wundervoll-getragene, feierlich-ergreifende „Gott sei des Zaren Schutz . . .“ Im Taumel der Begeisterung fielen sich Deutsche und Russen in die Arme. —

Im gespenstischen Licht einiger Fackeln sprach unterdessen ein Soldat mit verlebtem Gesicht am Ende der Seestraße im Schatten eines Häuservorsprungs zu etwa hundert Kameraden. Sie waren alle in voller Ausrüstung mit Handgranaten am Gürtel. „Schlagt die Betten tot,“ schrie der Redner mit heiserer Stimme. „Auf, zur lettischen Kommandantur! Wir wollen die Hunde lynchen. Auch die Offiziere der Entente müssen aus Mitau raus. Hier sind wir die Herren! Oder sollen wir es uns länger gefallen lassen, daß hier noch eine lettische Kommandantur, eine lettische Post und eine lettische Bank weiterbestehen, seitdem uns die Rigaer Regierung das Siedlungsrecht vorenthält?“ Gewandt nutzte der Redner

die schwüle Spannung des Abends und die gehobene Stimmung der Soldaten aus. Als der Zug sich auflösen begann, folgten ihm einige hundert Abenteuerlustige zur lettischen Kommandantur. Das Gebäude wurde gestürmt, ein lettischer Soldat, der sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte, erschlagen. Der Anführer sprengte den Geldschrank mit einigen Handgranaten; gegen achtzigtausend Mark fielen ihm und seinen nächsten Freunden in die Hand. Dann wurden die Fensterscheiben zertrümmert und das Mobiliar zerbrochen. In der Post und in der Bank erbeuteten die Plünderer noch mehr bares Geld, während eine andere Gruppe von Radaulustigen in das Quartier englischer Offiziere drang, einen von den Briten schwer mißhandelte und die anderen ausraubte. Zu spät, aber doch noch früh genug, um weiteres Unheil zu verhindern, griff Holst mit einer Polizeikompanie ein. Die Rädelsführer wurden zum Seil festgenommen, auf den Straßen hier und da Maschinengewehre aufgefahren. Die Erbitterung gegen die Plünderer war allgemein. Bis in die späte Nacht hinein durchzogen Patrouillen und größere Mengen bewaffneter Soldaten mit Fackeln die Stadt und sorgten für Ordnung.

Gegen zwölf Uhr nachts zogen die letzten Manifestanten mit tief herabgebrannten Fackeln durch die Katharinenstraße am Klub vorüber. Sie sangen: „O, Deutschland hoch in Ehren . . .“ Es regnete ein wenig; die Nacht war feucht. Grothe, der das Ereignis dieses Abends in großer Gesellschaft feierte, trat mit Brönnner auf den Balkon hinaus. „Lieber Doktor,“ sagte Brönnner, der Grothe vor einer Stunde das kameradschaftliche „Du“ angetragen hatte, aus befreiter Brust; „das erste Ziel ist erreicht. Wir haben eine größere Truppe in fester Hand, mit der wir zur gegebenen Zeit den Umschwung in Deutschland herbeiführen können. Erinnerst du dich noch an den Tag, da wir uns zwischen Königsberg und Inster-



burg im D-Zug kennen lernten? Da schwebte mir das vor, was nun Wirklichkeit wird. Nur eins tut mir leid: daß ich Elinor heute abend nicht bei mir habe. Sie würde sich freuen. Aber ich kann nicht daran denken, sie um ihren Besuch in Mitau zu bitten. Es geht ihr noch immer nicht besser.“ Grothe kühlte seine heißen Hände an der regennassen, gußeisernen Brüstung. Die Manifestanten zogen vorüber. Die Nacht war pechschwarz. Der Regen tat wohl. Innen jubelten sie in trunkenem Mut darüber, daß die Musik noch einmal die Kaiserhymne intonierte. „Ich weiß nicht, was ich denken soll,“ meinte Grothe traurig; „es will keine rechte Freude in mir aufkommen. Die Plünderungen heute abend haben mich tief verstimmt. Und dann — ist nicht das ganze Drum und Dran dieses Putzsches krankhaft, überspannt und oberflächlich!? Ich will nicht in Kassandras Fußtapfen treten; aber ich kann mir nicht helfen — ich bleibe skeptisch gestimmt!“ Brönnner strich sich die Regentropfen aus dem kurzen Haar. „Man soll nicht immer unken,“ warf er ein. „Ich gehöre nicht zu den Phantasten und Enthusiasten, denen ein rauschendes Fahnentuch, ein klingendes Wort und der Saumel eines schönen Augenblicks genügen, die graue Welt in rosenroten Farben prangen zu sehen. Ich verlasse mich nur auf die Tat. So wurde ich erzogen, und in dieser Richtung versuche ich, meine Kerls, meine herrlichen Soldaten, zu erziehen. Und mißlingt dann auch einmal, was man erstrebte — was tut's: ein anderes Mal fängt man's besser an, und allein darauf kommt es an, daß die Spannkraft nimmer erlahmt.“ Er reckte die Arme dem rinnenden Regen entgegen. „Glaub' mir,“ sagte er, auf eine eigene Art lächelnd; „ich breche noch nicht zusammen, wenn sich das Ziel hier draußen nicht erreichen läßt. Das Schicksal der großen Nation, deren ureigener Sohn ich bin, entscheidet sich nicht zwischen gestern und morgen. Auch werden diese Trunkenen und Tollen, diese Schwachen und

Wilden es nimmer bestimmen. Eine große Sicherheit ist in mir. Und ich weiß, irgendwo werden auch meine Hände ihr nützlichcs Werk tun. Ich habe sie Deutschland geweiht.“ Brothe sah staunend in die ernstcn Züge des Freundes, die eine wunderbare, zu den Eindrücken dieses Abends nicht passende Ruhe verschönte. Er senkte den Blick. Vielleicht war man von allen Zweifeln frei, wenn man unbeirrbar an Brönncr glaubte. Der aber sagte leise, wie im Selbstgespräch, und schon bereit, sich wieder in den Trubel des Festes zu stürzen: „Noch erkennen wir die Führer nicht; aber sie reisen schon in unserer Mitte heran. Und bedingungslos werden wir ihnen einmal doch folgen.“

Als sie ins Musikzimmer zurückkehrten, fanden sie alle an ihren Tischen stehen, die vollen Gläser in den Händen und mit roten Gesichtern das Preußenlied singen.

\*

\*

\*

Ein Fest, das Fürst Uvaloff=Vermondt zu Ehren der in Mitau zu Verhandlungszwecken weilenden Königsberger Majore Zacharias und von Wettern gab, und zu dem er alle Personen einlud, die in Mitau irgendwie Bedeutung hatten, wurde durch eine feierliche Truppenparade vor der russischen Garnisonkirche eingeleitet. Die russischen Truppen in voller deutscher Ausrüstung hatten in der Annenstraße und in der Palaisstraße Aufstellung genommen. Am Eingang zur Kirche hielt die Ehrenwache, bestehend aus zwanzig Rittcrn des Georgskreuzes von Mannschaftsrang. Der Gottesdienst in der düsteren, kühlen Kirche dehnte sich in die Länge. Brothe, der das lange Stehen nicht gewohnt war, setzte sich unter einem Heiligenbild in einer Nische auf eine kleine, niedrige Bank. Die Versammelten, die am Hochaltar standen, boten in

ihren Paradeuniformen und im Schmuck aller Orden ein glanzvolles Bild. Angewohnt in dieser mythischen Umgebung griechischen Kults nahmen sich freilich die hochaufgerichteten, strammen Gestalten der deutschen Offiziere aus — Graf von der Goltz mit dem Helm in der Hand, Medenau mit den himbeerroten Generalstabsstreifen am tadellos gebügelten Beinkleid, die Majore Zacharias und von Wettern und die Herren vom Generalkommando und den anderen Stäben. Alwaloff trug einen scharlachroten Escherfessenrock mit aufgenähten Patronentaschen und weißen Patronenhülsen aus Elfenbein darin. Die linke Brust des Fürsten schmückte das schwarze Malteserkreuz, das er als höchste Auszeichnung seines Befehlsbereichs kürzlich aus eigener Machtvollkommenheit gestiftet hatte. Sein großes Gefolge bestand aus ungezählten Generälen, Obersten und anderen Offizieren in glänzender Uniform. Der schwarzbärtige Leibwächter stand, den dunklen Burnus Alwaloffs über dem Arm, dicht hinter dem Fürsten. Die Zivilisten waren im Tract erschienen und nahmen sich in 'all dem Bunt des Militärs ernst und besonders feierlich aus. Monoton klang die tiefe Stimme des Popen, gelegentlich unterbrochen durch den wundervollen, traurig=getragenen Gesang eines unsichtbaren Knabenchors. Im bläulichen Dunst des Weihrauchs schimmerten vor dem Bilde der Jungfrau Maria viele hundert flackernd brennende Opferkerzen. Durch die hohen Fenster schien blasse Herbstsonne herein. Die goldenen Strahlen, die aus der hohen Kuppel niederfielen und die vielen Orden blitzen machten, verliehen der Stimmung etwas Weihevoll=Übernatürliches . . . Da sprach der Pope in dröhnendem Bass langsam den Segen und die Russen sanken in die Knie und berührten mit den Stirnen die kalten Fliesen des Fußbodens. Dann strömte alles auf die Straße hinaus. Die russische Kapelle spielte den Präsentiermarsch, mit gezogenem Säbel meldete ein

Oberst die Truppen, und, vom ganzen Gefolge begleitet, schritten Graf von der Goltz und Fürst Uwaloff die gut ausgerichtete Front ab. Nachdem Uwaloff hochauferichtet das Hoch auf Kaiser Wilhelm und den russischen Kronprätendenten Großfürsten Kyryll Wladimirowitsch ausgebracht hatte, intonierte die Kapelle hintereinander die beiden Kaiserhymnen, während die Truppen das Gewehr präsentierten. Dann fuhren die Autos vor, das Gefolge löste sich langsam auf, und die Kompagnien marschierten stampfend in ihre Kasernen.

Am Abend fand im großen Saal des Gewerbevereinshauses ein Bankett statt, an dem gegen hundert Personen teilnahmen. Es verlief reichlich steif, da vorerst die Damen fehlten, die zum offiziellen Essen nicht geladen waren. Graf Trubow-Trubnoi saß sehr gerade in feierlichem Schwarz mit dem breiten, blauen Andreasbände über der Weste und mehreren Ordenssternen an der Brust. Landrat von Hasterrot trug einen schönen, reich mit Brillanten geschmückten, russischen Orden an rotem Bande unter der Frackbinde. Rechts vom Fürsten Uwaloff hatte Graf von der Goltz, links Major Zacharias Platz genommen. Zu beiden Seiten schlossen sich ihnen Oberstleutnant Fock, Major von Wetter, Grothe und Medenau an. Am unteren Ende der Tafel präsiidierte der Oberst, der die Parade kommandiert hatte. Hier saßen die hohen, russischen Offiziere und die deutschen Freikorpsführer.

Reichlich spät hob der Fürst die Tafel auf. Die Musik spielte einen Marsch, und man verteilte sich auf die verschiedenen Nebenräume. Allmählich erschienen die Damen. Ihrer waren wenig genug im Mitauer Heerlager zu finden. Mit der Gräfin Trubow-Trubnoi, die in großer, auffallender Toilette war und übermäßig viel Brillanten trug, erschien die Landrätin von Hasterrot. Ein paar Damen des Mitauer Adels und die Frauen



höherer, russischer Offiziere folgten. Auch ein paar Krankenschwestern hatte der Fürst zugelassen. Die Stimmen schwirrten in den Räumen durcheinander, während Ordonnanzen den großen Saal in einen Tanzboden verwandelten. Brothe unterhielt sich mit dem Grafen Trubow-Trubnoi. Der alte Herr streifte bedächtig die Asche von seiner Zigarre. Seine Finger waren gelb, well und gichtgekrümmt. Unwillkürlich mußte Brothe daran denken, daß diese Hände einst das mächtige, russische Kaiserreich energisch regiert hatten; Rußland war immer mehr mit gekrampften Händen, denn mit dem Kopf regiert worden. „Wie finden Sie unseren Oberbefehlshaber?“ fragte der Graf lächelnd. Mit leiser Geringschätzung fuhr er zu sprechen fort: „Ich meine, er paßt sich den Verhältnissen gewandt an. Wenn man berücksichtigt, daß dieser Fürst noch vor wenigen Monaten einfach Bermondts hieß und einst Oberleutnant eines unbekannten Kavallerieregiments in der entlegensten Provinz war, dann kann man ihm eine gewisse Achtung nicht versagen. Ich stelle mir wohl vor, daß man hier eine andere, sagen wir, greifbarere Persönlichkeit gebrauchen könnte. Aber was wollen Sie machen?! Es hat keiner unserer namhaften Offiziere den Mut, dieses Abenteuer zu wagen. Es geht uns darin wie Ihnen. Auch Graf von der Goltz spricht ja bereits davon, daß er in Berlin nötiger sei, als hier. Da müssen wir dem Schicksal dankbar sein, das uns wenigstens Herrn Alwaloff bewilligt hat. Er ist für dieses Abenteuer prädestiniert, wenn ich so sagen darf. Er ist jung, hat nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen, und findet sich mit viel Talent in die Rolle eines Oberbefehlshabers. Was Sie aber wohl mit besonderer Genugthuung erfüllen wird, Herr Doktor, ist die Tatsache seiner außerordentlichen Sympathie für alles Preussische.“ Brothe verbeugte sich zustimmend. Der Graf, der das Deutsche mit leisem, südländischem Akzent, aber fehlerfrei und ge-

läufig sprach, blickte zu Alwaloff hinüber, der in eifrigem Gespräch mit Major Zacharias begriffen war. Brothe war, als träume er. Alle Gedanken und Vorstellungen verwirrten sich ihm. Wer brachte Klarheit und System in dieses abenteuerliche Durcheinander. Überall gähnten Abgründe, lagen Schatten, verlief der Ernst und die Würde unmittelbar in grotesker Komödie oder schlüpfrigen Sümpfen; der räthelhafte Alwaloff neben dem Staatsmann Trubow-Trubnoi, Graf von der Goltz, der Befreier Finnlands, als Führer von Söldnern und Abenteurern, nach der Kaiserhymne die Plünderung der lettischen Kommandantur, und ein dichter Schleier von Rätseln und Ungewissheiten vor der dunklen Zukunft. Und doch glaubte trotz allem ein so ernster und so ehrlicher Mensch, wie Brönner, an das Ziel.

Um Mitternacht war die Stimmung gegenüber der steifen Zurückhaltung, die während des Bankettes geherrscht hatte, ins Gegentheil umgeschlagen. Selbst die Gesellschaft hatte einen sehr gemischten Charakter angenommen. Die höheren deutschen und russischen Offiziere mit dem Grafen von der Goltz und dem Grafen Trubow-Trubnoi an der Spitze waren längst gegangen, desgleichen die Damen. Brothe aber war geblieben. In einem kleinen, von einer roten Ampel angenehm beleuchteten Raum trank er in Gesellschaft russischer Offiziere und ihrer Freundinnen ohne das ihm zuträgliche Maß einzuhalten. Besonders freundete er sich mit dem österreichischen Hauptmann Potiorec an. Dieser Offizier war mit seinem Freikorps erst vor einigen Wochen in Kurland eingetroffen. Die Truppe, die sich aus Tirolern rekrutierte, deren Heimatdörfer von Italienern besetzt waren, unterstand russischem Oberbefehl. Aber Potiorec, einem geborenen Abenteurer, behagten die Verhältnisse im Baltikum nicht. Er klagte Brothe sein Leid: keine Beute, kein Krieg, keine Bewegung; man versumpfe in diesem

elenden Nest. Und geschwähig verriet er jedem, der's hören wollte, er stehe mit polnischen Offizieren in Unterhandlung, ginge am liebsten mit all seinen Leuten nach Japan und habe schon daran gedacht, bei den Litauern Dienste zu nehmen.

Grothe war betrunken. Eifrig wachte er darüber, daß Friesen nicht zu häufig mit Mausl Mahler in den Tanzsaal hinüberging. Von dort her klang das dumpfe Dröhnen der Militärmusik. Fast hatte sich das Publikum der gewöhnlichen Armeefeste zusammengefunden. Nur die Soldaten fehlten; um so zahlreicher waren ihre Kokotten vertreten, die von den Offizieren durchaus nicht abgelehnt wurden. Awaloff, der bedenklich schwankte, wenn er sich minutenlang nicht zusammennahm, beugte sich mehrmals im Vorübergehen, eine Helferin oder Krankenschwester am Arm, über Grothe, sagte ihm Schmeicheleien und küßte ihn.

Grothe sprang plötzlich, von seltsamer Unruhe geplagt, auf, suchte im Tanzsaal nach Mausl Mahler und drängte sie, als er sie endlich gefunden hatte, in ein dunkles Nebengemach. Verworrene Wünsche wurden lebendig in ihm. Sonderbare Vorstellungen, ein Gemisch von väterlicher Sorge um Friesen und von Leidenschaft für das Mädchen, ließen ihn heftig auf Mausl einreden. „Mein Fräulein,“ sagte er schließlich erregt, „Herr von Friesen ist nichts für Sie, und Sie passen nicht zu ihm. Lassen Sie ihn laufen. Ich sehe, ihr beiden wollt euch heute abend nicht voneinander trennen. Ich aber muß über dem Zungen wachen. Dazu bin ich da. Auch liebt ihn eine andere!“ Mausl Mahler lehnte sich auflachend gegen die Wand und warf den Kopf zurück. Ein heller Lichtschein aus dem Saal traf ihr hübsches Gesicht. Erregt packte Grothe sie am Arm. „Wie schön du bist,“ sagte er verbissen. „Ich fürchte diese andere nicht,“ meinte Mausl fichernd. Und plötzlich sich von Grothe befreiend, schon in der Thür zum Tanzsaal, rief sie ihm mit dem Finger drohend zu: „Heute nacht, Herr

Doktor! Heute nacht wird Kurt die andere vergessen . . .“ Und sie verschwand im Gewühl der Tanzenden. „Kanaille!“ rief Grothe hinter ihr her; er kam sich verlacht, verspottet, gedemütigt vor. Welch ein Karrenspiel! Friesen und Ilse Bühren, Mausl Mahler und er selbst. Und von einem zum andern wob die Lust ihre krausen, gligernden Fäden . . . Verärgert kehrte er in das Herrenzimmer zurück.

Als nach einiger Zeit Klaus Hoehne einmal durch den Raum ging, rief Grothe ihn laut an. „Na,“ sagte Klaus, „Sie scheinen mir heute schön geladen zu haben! Was ist mit euch los!? Auch Medenau und Friesen sind vollkommen betrunken. Der Major wäre im Tanzsaal vorhin fast mit der Spruhde gestürzt. Und Friesen mußte eben von zwei Ordonnanzen nach Hause geschafft werden, weil ihm im Korridor etwas Menschliches passierte. Das Ballkleid einer Dame ist darunter zugrunde gegangen.“ „So, so,“ lallte Grothe. „Kommen Sie, setzen Sie sich und trinken Sie!“ Aber Klaus, der nüchtern war, dankte. „Der Rummel,“ sagte er, „paßt mir hier nicht. Ich gehe lieber zu Alexei Serebrjakow. Der hat sich krank gemeldet und Wera für diese Nacht in seinen Bau verschleppt. Ich werd’ ihm mal ein Stündchen lang Konkurrenz machen. Man muß die Zeit nützen, solange Dmitri in Memel ist.“ Mit schlauem Augenzwinkern ging er, und Alwaloff kam und setzte sich an Grothes Seite. Der Fürst schlug ein Pfänderspiel vor; es war eigenartig genug; eine Dame mußte ein Streichholz in den Mund nehmen. Die über ihre geschminkten, kirschroten Lippen hinausragende Hälfte sollte Leutnant Schulgin, des Fürsten Adjutant, mit dem Munde fassen und das Streichholz dann einer anderen Dame mit den Lippen darbieten. So ging das Spiel fort, immer in bunter Reihe. Wer das Streichholz nicht mit den Zähnen festhielt und es fallen ließ, hatte ein Pfand zu ent-



richten. „Der wandernde Ruß“ nannte Awasoff dieses Spiel und verstand es so einzurichten, daß an ihn die Reihe kam, den wandernden Ruß zu empfangen, als ein bildschöner, russischer Fährich das Streichholz zwischen den Lippen hielt. Grothe schloß sich von diesem Treiben, peinlich berührt, aus. Aber Lya Spruhde hat mit feuchten Augen: „Noch einmal!“ Und das Spiel begann zum allgemeinen Entzücken von neuem.

Awasoff wurde unterdessen gestört. Bläß, atemlos, das Gesicht noch häßlicher und verwüsteter, als sonst, stürzte Dmitri Serebrjakow ins Zimmer und trat hinter den Fürsten. Seine frische Kopfnarbe leuchtete brennend rot. „Merkwürdig,“ dachte Grothe, der Dmitri im Weirausch nur undeutlich hinter dem Schleier blauen Zigarettendunstes erkannte. Ihm war, als habe jemand vorhin erzählt, der ältere Serebrjakow sei für mehrere Tage nach Memel gereist . . . Hastig flüsterte Dmitri dem Fürsten etwas ins Ohr. Awasoff, ärgerlich, daß er bei seinem Vergnügen gestört wurde, wehrte ab. Aber die Schulter rief er Dmitri zerstreut zu: „Verhafte und erschieß wen du willst, aber stör' mich jetzt nicht. Du wirst deine Sache schon gut machen. Schulgin,“ berief er den Leutnant vorwurfsvoll, „du läßt das Streichholz ja so lang aus dem Munde hängen, daß ein Ruß unmöglich wird.“ Alle jubelten. Schulgins Lippen berührten Lya Spruhdes großen, frischen Mund. „Aber Durchlaucht,“ beteuerte Dmitri heiser, „ich muß Durchlauchts Unterschrift unbedingt haben! Es ist eine ernste Sache. Ich kann Spionage nachweisen. Ich habe die Beweise bei mir. Sie haben wichtige Dokumente an die lettische Regierung zu verkaufen versucht, die Verräter. Die Gefahr ist groß. Die Dokumente haben meine Beamten in der Wohnung der Spione gefunden. Um der Mutter Gottes willen, Durchlaucht, geben Sie Ihre Unterschrift.“ Abwesend, ganz hingerissen von dem Ruß, den gerade eine üppige,

blonde Helferin mit dem Fähnrich tauschte, streckte Alwaloff die Hand nach dem Papier Dmitris aus. Es schien ein Haftbefehl zu sein. Ohne ihn näher zu betrachten, setzte er in großen, flüchtigen Zügen seinen Namen auf das Blatt und reichte es dem Chef der Ochrana zurück. „Na, meinetwegen,“ sagte er böse; „aber, daß mir keine Dummheiten vorkommen, Dmitri Stepanowitsch!“ Dann erhob er sich und küßte Lya Spruhde. Das Streichholz fiel zu Boden. Alles schrie durcheinander. „Durchlaucht ist schuld, Durchlaucht müssen die ‚Lesginka‘ tanzen,“ kreischten die Frauen. Dmitri schob den ausgefertigten Haftbefehl mit einem scheuen Seitenblick nach Grothe in die Rocktasche und ging, während alle Alwaloff umringten, rasch hinaus.

Der Fürst gab leutselig zu, den Fall des Streichholzes verschuldet zu haben und erklärte sich bereit, statt ein Pfand abzuliefern, die „Lesginka“ zu tanzen. Alle klatschten Beifall. Der Fähnrich mußte eine Pistole herbeischaffen. Dann drängte man hinter Alwaloff, der in kühner Auslage vorschritt, in den Tanzsaal. Drei Ordonnanzen begannen auf ihren lautenähnlichen, russischen Instrumenten am Boden hockend den von wilden Rhythmen durchrasten, kaukasischen Tanz zu spielen. In großem Kreise rund um den Fürsten, der einen Arm in die Seite stemmte und die andere Hand mit schöner Geste leicht gegen den Hinterkopf preßte, stellten sich die Zuschauer und Zuschauerinnen auf. Einige von ihnen klatschten zum Takt der Musik in die Hände. Die deutschen Offiziere und Helferinnen sahen gespannt zu. Dann begann Alwaloff den wirbelnden, leidenschaftlich-wilden Tanz. Er tanzte vollendet; jede seiner Bewegungen war schön und wirkte, so anstrengend sie auch sein mochte, spielend leicht; daß er betrunken war, sah ihm in diesen Augenblicken niemand an. Dann kam der effektvolle Schluß der „Lesginka“. Der Fürst riß, sich immer noch

wie rasend drehend, die Pistole aus dem Gürtel seiner malerischen Tracht, blieb jäh in dramatischer Erstarrung stehen und gab unter den wilden Zurufen der Zuschauer rasch hintereinander drei Schüsse in die Decke und zwei in den Fußboden ab. Beim sechsten Schuß versagte die Waffe. Ärgerlich über dieses Mißgeschick, das in seinem erhigten Hirn den, wie er wußte, so nachhaltigen Eindruck des Tanzes zu beeinträchtigen drohte, zerrte der Fürst heftig am Verschuß, richtete dabei aber in berauschem Leichtsinn den Lauf der Pistole in die Menge der Zuschauer. Sie stob erschreckt auseinander. Ehe jedoch alle sich aus dem Schußfeld gerettet hatten, schnappte der Hahn, und dröhnend fiel der Schuß. Leutnant Schulgin stöhnte auf, griff nach seinem linken Bein und fiel dann in die Knie. Der Fürst warf die Pistole fort und eilte auf ihn zu. „Ich Hund, ich räudiger Schuft!“ schrie er außer sich und bedeckte Schulgins Hände mit Küßen. Dann richtete er sich auf und preßte theatralisch die Hände ans Gesicht.

Es erwies sich jedoch, daß Schulgin nur leicht verletzt worden war. Die Kugel hatte die Wade gestreift. Notdürftig verbunden, konnte er sogar ins Ampelzimmer zu den anderen zurückkehren. Und nun erst begann das Gelage, das Grothe in schwindendem Bewußtsein unsicheren Schrittes verließ, als es draußen schon ziemlich hell war und sich die ersten frühen Passanten auf den Straßen zeigten. Die übrigen, Medenau darunter, blieben sitzen. Tha Spruhde gefiel sich sogar noch in der Vorführung einer ganzen Reihe von modernsten Tänzen, die stürmisch beklatscht wurden, obgleich die Tänzerin, die sich zu viel Sekt zugemutet hatte, einmal im letzten Augenblick von dem kleinen Fährnrich vor einem schweren Fall bewahrt werden mußte. Erschöpft lehnte sie sich in seine starken Arme zurück. Er drückte sie an sich . . .

Als Grothe stolpernd ums Morgengrauen in sein

Schlafzimmer trat, bot sich ihm ein ungeahnter Anblick. Er wollte zuerst seinen Augen nicht trauen und glaubte, er habe die Türen verwechselt. Seine vom Wein vergifteten Begriffssinne fanden sich nicht gleich zurecht. Er schloß die Tür und machte ein paar unsichere Schritte tiefer ins Zimmer hinein. Im Raum war das ungewisse Licht des frühen Tages. Schatten und Dinge flossen in einfarbiges, gegenstandsloses Grau zusammen. Es kam hinzu, daß er in seinem trunkenen Zustande geneigt war, dem Ungewohnten und Fremden in der vertrauten Umgebung eine übermäßige und urfächliche Bedeutung beizumessen. Ihm wurde schwindelig; schwer ließ er sich auf einen der weichen Sessel fallen. Am Boden lagen in hunder Unordnung Mausi Mahlers Kleidungsstücke; ein Schuh lag auf dem Teppich, der andere an der Tür zum Arbeitszimmer. Mausi aber lag in Grothes breitem Bett. Der völlig nackte Körper war nur zur Hälfte zugedeckt. In tiefem Schlaf hob und senkte sich ruhig die Brust. Und friedlich war der liebliche Kopf auf das Kissen gebettet. Grothe erwog gar nicht die naheliegende Möglichkeit, daß Friesen in der Nacht, da er von den Ordonnanzen betrunken nach Hause gebracht worden war, die Zimmer und Betten verwechselt und Mausi in den falschen Raum geführt haben konnte, während er selbst irgendwo eingeschlafen war. In Grothes überhitztem Hirn blühten wirre Vorstellungen empor. Alles war wüst und außergewöhnlich, aber dennoch klar und selbstverständlich. Auf dem Schreibtisch welkte ein Strauß dunkelroter Rosen. Ihr süßer Duft mischte sich mit dem Geruch faulenden Wassers, das der nachlässige Bursche in der Vase nicht rechtzeitig erneuert haben mochte. Die Luft im Raume war stickig, verbraucht und schwül. Grothe schritt schwerfällig zum Fenster und stieß es auf; von der Drixe her schlug ihm der feuchte Schlammgeruch entgegen, der seit den Regentagen der letzten Zeit so streng war, daß Grothe, der ihn nicht



vertrug, seinem Burschen ausdrücklich verboten hatte, die nach der Bachstraße gelegenen Fenster zu öffnen. Aber in dieser Stunde tat ihm die Kühle des Morgens unendlich wohl, und den faulen Sumpfgeruch nahm er gleichgültig in Kauf. Auch mochte es sein, daß seine abgestumpften Empfindungsnerven ihn gar nicht spürten . . . Für Minuten lehnte Grothe die Stirn ans Fensterkreuz und sog die kalte Luft durstig ein. Bleierne Lasten fielen von ihm ab. Ein steter, zügelloser Wunsch wurde immer stärker in ihm. Er sah die Zusammenhänge und Hemmungen in ganz verändertem Licht; alle Fesseln lösten sich unter der Einwirkung dieses neuen, bedenkenlosen Zustandes. Seine Pulse klopften. Dann drehte er vorsichtig zweimal die Schlüssel beider Türen im Schloß, zog die dunklen Fenster-  
vorhänge zu und atmete erleichtert auf. Streng und süß  
dufteten im faulen Wasser die welken, dunkelroten  
Rosen . . .

\*

\*

\*

Sofort nach seiner Ankunft in Memel, wohin er dienstlich vom Fürsten geschickt worden war, hatte Dmitri Serebrjakow, der Ochrana-ches, wie für den Fall verabredet worden war, daß Wera in seiner Abwesenheit zu Alexei oder Klaus Hoehne in Beziehung treten sollte, von seinem zuverlässigsten Beamten ein entsprechendes Telegramm erhalten. Ihm wurde gemeldet, Wera sei wiederholt in Gesellschaft der beiden Offiziere gesehen worden. Kurz entschlossen, von Wut und Eifersucht geplagt, hatte er sich auf die Bahn gesetzt und war an jenem Abend, an dem Alwaloff das Bankett im Gewerbevereinshause gab, in Mitau eingetroffen. Vom Bahnhof ging er zu Fuß nach Hause. Wera fand er in seiner Wohnung nicht vor. Er ballte die Fäuste. Dann stürzte er ein Wasserglas voll Schnaps hinunter und ließ

seinen vertrauten Beamten Grigori Koromysl kommen. „Wo ist sie?“ fragte er heiser. Der Beamte sah sich gewohnheitsmäßig vorsichtig nach der Tür um. „In Alexei Stepanowitschs Wohnung. Ich lasse das Haus bewachen. Um elf Uhr ist auch Graf Hoehne hineingegangen,“ flüsterte er; „neulich hat Werotscha in Gesellschaft des Grafen und Alexei Stepanowitschs im Schloßgartenrestaurant gegessen; einmal sind sie zu dreien auf der Na zu Boot gefahren. Da hab ich an Euer Hochwohlgeboren telegraphieren zu müssen geglaubt.“ „Es ist gut!“ sagte Dmitri. „Geh, Grigori, und sorg dafür, daß alles bereit ist: ein Wagen mit zwei Pferden, drei zuverlässige Leute und du. In einer halben Stunde bin ich zurück. Wo ist der Fürst?“ „Im Gewerbevereinshause, Dmitri Stepanowitsch. Er vergnügt sich,“ berichtete Grigori. Dann ging er. Mit fliegenden Händen entnahm Dmitri einem Geheimfach seines Schreibtisches die vertraulichen Dokumente aus des Fürsten Archiv, die er von einem Adjutanten Awaloffs gekauft hatte. Sie sollten ihm nötigenfalls bei dem Fürsten als Beweis für den Spionageverdacht gegen Klaus Hoehne und den Stiefbruder dienen. Er füllte das Formular eines Haftbefehls mit dem Namen Alexeis und des Grafen aus und setzte die Worte: „und befehle, sie im Notfalle zu erschießen“ hinzu. Dann erreichte er es bei dem mit dem Pfänderspiel beschäftigten Fürsten im Ampelzimmer des Gewerbevereinshauses, daß Awaloff seinen Namenszug vertrauensvoll unter dieses ungelesene Schriftstück setzte.

Alexei Serebrjakow, Klaus Hoehne und Wera saßen indessen in Alexeis Schlafzimmer und plauderten. Klaus hatte ein rotseidenes Taschentuch um die elektrische Birne gewickelt. Das gab dem Licht im Raume etwas Gedämpftes und Trauliches. Den Burschen hatte Alexei fortgeschickt, niemand war im Hause, sie fühlten sich un-

gestört und unbeobachtet. Wera löste ihr schweres schwarzes Haar. Es floß ihr über die braunen Schultern duftend und glänzend auf die entblößte Brust herab. Alexei wühlte den Kopf in die weichen Haarwellen. Klaus sah diesem Bilde hungrig zu. Dann durfte auch er die schwarzen Ringeln durch seine Finger fließen lassen. Einmal schien es Wera, als sei im Vorzimmer, das einige Räume weiter am Ende des großen Quartiers lag, die Tür gegangen. Aber sie sagte nichts und schlang die nackten Arme um Alexeis Hals. Im Speisezimmer raschelte es. Run horchte sie auf. Auch Klaus und Alexei lauschten. „Der Bursche kann es nicht sein,“ stellte Alexei fest. „Er hat den Schlüssel gar nicht mit; er sollte klingeln, um uns nicht zu überraschen. Vielleicht ist's die Kage. Ich will mal nachschauen. Auch meine Revolvertasche hab' ich im Vorzimmer an den Kleiderhaken gehängt.“ Unwillkürlich griff Klaus nach seiner Waffe: wie Alexei, hatte er beim Ablegen die Pistole im Mantel stecken lassen. Serebrjakow erhob sich, schritt zur Tür und öffnete. Da sah er im dunklen Speisezimmer den Beamten der Ochrana Grigori Koromysl stehen. „Grigori, wer hat dich denn eingelassen?“ fragte Alexei erstaunt, „spionierst du, alter Schuft?“ Grigori grinste. Wera wickelte sich hastig in ein Tuch, und Klaus trat zu Alexei ins dunkle Speisezimmer.

In diesem Augenblick wurde hinter den beiden die Tür zum Schlafgemach zugeschlagen, der Schlüssel umgedreht, und stählerne Arme packten Klaus und Alexei, ehe sie sich wehren konnten, von hinten. Es spielte sich alles in wenigen Sekunden ab. Im Dunkel fiel ein Stuhl polternd zu Boden. Die Arme wurden ihnen auf dem Rücken gebunden, ein Knebel ward ihnen in den Mund gesteckt. Wütend, verzweifelt zerrte Alexei an den Stricken. Er erstickte fast, seine Rüstern blähten sich, mühsam rang er nach Atem. Klaus schlug mit dem Fuß heftig nach

einem der unsichtbaren Angreifer. Da traf ihn ein schmerzhafter Schlag in die Kniekehle. Er stürzte; über ihn warf sich ein schwerer Körper; eine säuerlich riechende grobe Faust stieß ihm den Knebel tiefer in den Mund, daß auch er schwer nach Luft ringen mußte. Dann schleifte ihn jemand in das Vorhaus. Das elektrische Licht flammte auf. Die Haustür war erbrochen. Grigori Koromysl stand davor, die Pistolen Alexei und Hoehnes in der Hand. Er lachte satanisch. Ein härtiger Soldat hielt Alexei am Arme fest; zwei andere richteten Klaus auf, dessen Uniform zerrissen war. Er fühlte, wie über seine zerschundenen, schmerzenden Hände warmes Blut rann. „Sie stehen unter Spionageverdacht und werden auf Befehl des Fürsten festgenommen,“ sagte Grigori in monotonem Dienston. „Sie haben geheime Dokumente an die Ketten zu verkaufen versucht. Hier ist der Haftbefehl.“ Er hielt das Blatt zuerst dem Grafen, dann Alexei hin. Beide erschrafen. Eine wilde, ohnmächtige Wut packte Klaus; wer wagte dieses teuflische Spiel mit ihm!? Er würde den Verleumder, wenn er wieder frei war, und das verbrecherische Mißverständnis sich geklärt hatte, an den Galgen bringen! Alexei begriff sofort, daß es sich um einen hündischen Anschlag seines Stiefbruders handelte und daß seine Lage verzweifelt war. Ihm wurde sekundenlang dunkel vor den Augen. Er hatte das Bedürfnis, zu sprechen. Aber der Knebel drückte hart und schwer auf die trockene Zunge; er brachte nur ein dumpfes Stöhnen heraus. „Bindet ihnen die Füße,“ befahl Grigori, „und schleppt sie zu den Wagen!“

Die Männer packten zuerst Alexei. Seine Füße waren im Nu gefesselt, dann trugen sie ihn hinaus. Er ließ willenlos alles mit sich geschehen. Im ungewissen Licht des Mondes, der hinter einem Wolkenschleier stand, unterschied er vor dem Hause eine Kalesche mit aufgeschlagenem Verdeck und davor eine dunkle Gestalt. Er



wurde in den Wagen gehoben. Ein Streichholz flammte auf. Voller Entsetzen erkannte Alexei im flackernden Schein dieses Lichtes die wutverzerrten, häßlichen Züge Dmitris. Der Stiefbruder hielt ihm die Faust unter die Nase. „Wart, du Hundesohn,“ knirschte er, „ich werde dich lehren, fremden Mädchen nachzustellen. Du sollst mir büßen für diesen Verrat!“ Das verkohlte Streichholz erlosch. Die Dunkelheit tat Alexeis Augen wohl. Er lehnte sich zurück./ Das Blut in seinen Schläfen hämmerte und drohte, den Schädel zu sprengen; er vermochte keinen der sich rasend überstürzenden Gedanken zu Ende zu denken. Nur ein Begriff wurde in ihm schmerzhaft klar: „Er wird mich töten!“ Dann hörte er wie aus Fernen noch einmal Dmitris Hohn. „Der Herr Graf, sehr angenehm! Ich habe den Säbelhieb nicht vergessen!“ Klaus wurde in den Wagen geworfen. Er straffte die Muskeln mit feuchender Anstrengung vergeblich gegen die Fesseln. Schwer lehnte sein Körper sich an Alexei. Nun mochte auch er das Verzweifelte ihrer Lage erkannt haben, und alle Lebenstriebe dieser kraftstrogenden Natur bäumten sich qualvoll gegen die Aussicht auf, wehrlos von Mörderhand zu sterben. Einer der Soldaten stieg auf den Boß, die Pferde zogen an, und die Räder rollten über das Pflaster. „Fahrt zur Stadtweide hinaus!“ befahl Dmitri. „Wir gehen zu Fuß mit. Komm, Grigori.“ Da begriff Alexei endgültig, daß sie verloren waren. Ein letzter Hoffnungs-schimmer glomm matt in ihm auf: wenn sie einer Patrouille begegneten; die konnte sie befreien! Aber der Gedanke erlosch gleich wieder. Erstens würde Dmitri Straßen wählen, in denen er nicht Gefahr lief, auf unerwünschte Zeugen zu stoßen, und zweitens lag der wahnwitzig gefaßte Haftbefehl gegen sie vor, den Dmitri jederzeit vortweisen konnte; im Chef der Ochрана würde niemand einen Verbrecher zu vermuten wagen. In Alexeis Ohren brauste es. Ein bittersüßer, fader Geschmack lag ihm

auf der Zunge. Es fiel ihm ein, wie jung er war. Und salzige Tränen, die kigelten, und die er nicht fortzuwischen vermochte, neigten ihm das Gesicht. Neben ihm rang Klaus noch immer rasend gegen die Gewalt, die ihm die Sücke antat.

Nach einer Weile rollten die Räder lautlos über weichen, grassbewachsenen Boden. Der Wagen schwankte ein wenig. Dann blieben die Pferde stehen. Das Verdeck wurde zurückgeschlagen. Sie waren auf einer weiten Wiese außerhalb der Stadt. Durch den dichten Nebel der Niederung schien geisterhaft der Mond. Die Luft war feucht und kalt. Matt schimmerte in den Gräsern der Tau. Zwei Soldaten traten an den Wagen und lösten den beiden Gefangenen die Fußfesseln. „Aussteigen!“ kommandierte Grigori. Alexei folgte dem Befehl freiwillig; seine Knie zitterten. Klaus aber klemmte sich mit der Schulter gegen die Armlehne des Siges; er mußte gewaltsam aus dem Wagen gezerrt werden. Dann warf er sich ins nasse, kalte Gras und preßte das Gesicht an die Erde. „Kein Schuß darf fallen,“ hörte Alexei Grigori sagen. Dmitri meinte: „Es ist das Beste, wir erstechen sie!“ In Alexeis Adern erstarrte das Blut. Er sah noch, wie Dmitri sich über Klaus Hocke warf und mit der Hand, in der das kurze finnische Messer für den Bruchteil einer Sekunde ausblitzte, zum Hieb weit ausholte. Dann fühlte er selbst einen harten Stoß gegen die Brust; er riß die Augen weit auf und drängte mit beiden Fäusten Grigori zurück, der ihm den Stich versetzt hatte; er sank ermattet in die Knie und wollte beten; aber seine Sinne umnachteten sich; ohne einen Schmerz zu spüren, ließ er sich ins Gras fallen und blieb lang ausgestreckt auf dem Rücken liegen. Sein Herz schlug voll; er fühlte es deutlich bis zum Halse hinauf klopfen. Plötzlich stockte es; in wahnwitziger Angst versuchte er, sich emporzuraffen. Aber es gelang

ihm nicht mehr. Und seine Augen schlossen sich ermattet von selbst, als er starb...

\*

\*

\*

Wera war, als die Thür zum Schlafgemach polternd ins Schloß fiel, erschreckt aufgesprungen. Sie hörte Lärm und den dumpfen Fall eines Körpers im Nebenraum, schlich sich leise zur Thür und horchte. Sie vermochte aber nicht zu begreifen, was nebenan geschah. Erst als die Männer ins Vorzimmer gegangen waren, versuchte sie die Thür zu öffnen. Sie schien verschlossen. Auch als sie sich dagegenstemmte, gab sie nicht nach. Wera kehrte zum Sofa zurück und blieb minutenlang ratlos sitzen. Um ruhig zu überlegen, war sie zu erregt. Phantastische Vorstellungen jagten durch ihr Hirn. Vielleicht waren Alexei und der Graf um ihre willen aus Eifersucht in Streit geraten. Wenn Klaus Alexei etwas angetan hatte! Oder war am Ende Dmitri plötzlich zurückgekehrt, heimlich ins Haus gedrungen und von den beiden erschlagen worden!? Sie preßte die kalten Hände gegen die Schläfen. Eine rasende Angst überkam sie. Flüchtig steckte sie ihr Haar auf und warf ein zweites Tuch über die Schultern. Dann ergriff sie einen Stuhl und begann mit dem Möbel gegen die verschlossene Thür anzurennen. Ehe die leichte Füllung splitternd zerbrach, versagten ihr einmal die Kräfte. Aber sie raffte sich wieder auf und schuf sich endlich einen Ausgang. In allen Zimmern drehte sie das Licht an. Im Speisezimmer lag ein Stuhl am Boden, und der Teppich war verrutscht. Die Haustür, die erbrochen worden war, stand offen. Nirgendes aber war Alexei zu finden. Die Mäntel und Mützen der beiden hingen am Haken. Waren sie so, wie sie standen, ins Freie getreten? Wera beschloß, das Haus zu verlassen; es war ihr unheimlich darin geworden. Da

trat ihr in der Haustür Alexeis Bursche Fjodor entgegen. Sie klammerte sich an ihn. „Fjodor, um Gottes und der Heiligen willen, wo ist der Leutnant?“ Und wirr und überstürzt erzählte sie, was sich zugetragen hatte. Fjodor kratzte sich den Kopf. Er verstand von allem, was sie sagte, nichts. Aufmerksam betrachtete er nur die offenbar mit einem Stemmeisen erbrochene Haustür. Ubergläubisch schlug er dreimal das Zeichen des Kreuzes, ehe er mit Wera forschend durch die hellerleuchteten Zimmer ging. „Ich gehe zur Polizei,“ sagte er schließlich. Hinter ihm her lief Wera in Angst und banger Ahnung aus dem Hause. In Dmitris Wohnung zurückzukehren, fürchtete sie sich. So sloh sie denn zu einer Freundin.

Gegen vier Uhr morgens erschien Holst, von Fjodor alarmiert, in Begleitung eines starken Aufgebotes seiner Sicherheitswache in Alexeis Wohnung. Er ließ seine Leute innerhalb und außerhalb des Hauses so versteckt Posten fassen, daß sie nicht gleich auffielen. Er erinnerte sich der Szene im Gewerbevereinshause an jenem Morgen, da Klaus Hoehne Dmitri verwundet hatte, und er ließ die Möglichkeit gelten, daß nun die Vorgänge dieser Nacht mit jenem Zwischenfall irgendwie zusammenhingen. Die Tatsache, daß Wera sich in Alexeis Wohnung befunden hatte, und die reichlich verworrenen Angaben Fjodors, der auch von Klaus gesprochen hatte, befestigten ihn in seiner Annahme. Mit Herrn von Gressin befunden hatte, und die reichlich verworrenen Angaben Serebrjakow, von Grigori begleitet, ins Wohnzimmer trat. Sein dünner, grauer Offiziersmantel war über und über mit Blut bespritzt, sein undichter schwarzer Bart struppig; die Augen seines gelben Gesichtes schienen tief in die Höhlen zurückgesunken zu sein. „Wen suchen Sie in dieser Wohnung, Herr Leutnant?“ schrie er Holst an. „Scheren Sie sich gefälligst. Hier lebt mein Bruder.“



Er hielt sich in plötzlichem Schwächegefühl am Türpfosten fest. Gressin ging auf die Straße hinaus und ließ das Haustor durch einen Doppelposten besetzen. „Herr Kapitän,“ sagte Holst ernst. „Mäßigen Sie sich in Ihren Ausdrücken. Sie waren nie mein Vorgesetzter, und es geht mich gar nichts an, daß Sie Chef der Ochrana der russischen Armee sind. Militärpolizeidirektor der Stadt Mitau bin ich. Und in dieser Eigenschaft teile ich Ihnen mit, daß ich am Orte eines Verbrechens stehe. Ich habe Grund anzunehmen, daß Ihrem Bruder und dem Grafen Klaus Hoehne etwas zugestoßen ist. Wie steht es damit, Herr Kapitän? Woher rührt das Blut an Ihrem Mantel?“ Dmitri stützte den Kopf gegen die Wand. Er lachte mit heiserer Stimme kurz auf und breitete die eine Hand bedächtig über den großen roten Fleck auf dem hellgrauen Tuch. „Was heißt, das Blut?“ sagte er langsam. „Ich habe die beiden Verräter hingerichtet, wie sie es als Spione verdienten. Ich will Ihnen die Beweise für ihre Schuld geben und den Befehl des Fürsten, auf dessen Grundlage ich rechtmäßig gehandelt habe.“ Er zog die Papiere aus der Tasche und reichte sie Holst, ohne ihn anzusehen. Auch seine krallenartige Hand war blutig. Angeekelt nahm Holst die Papiere in Empfang. Er war erstaunt, unter dem ungeheuerlichen Hastbefehl die offenbar ordnungsmäßige Unterschrift des Fürsten zu finden; daß hier trotzdem ein verhängnisvolles Mißverständnis vorlag, war ihm klar. Noch verblüffter war Holst freilich, als er einen Blick auf die Dokumente aus dem Archiv des Fürsten warf. Es handelte sich um ein Verbrechen, das der Urheber nach genau vorher überdachtet, kompliziertem Plan begangen hatte. Und Klaus und Alexei waren ihm zum Opfer gefallen. Vielleicht würde Awaloff die dunklen Zusammenhänge aufklären können. Daß weder Klaus, noch Alexei Spionage getrieben hatten, war selbstver-

ständig. Am Weras willen hatte Dmitri Rache an den beiden geübt.

Holst schob die Papiere in die Tasche. Da fuhr Dmitri auf. „Aber was tun Sie?“ brüllte er; „geben Sie mir sofort die Dokumente und den Befehl zurück. Sie sehen, daß ich auf Befehl des Fürsten an zwei Spionen nach Kriegsrecht gehandelt habe. Und dann verlassen Sie das Haus. Sofort, befehle ich! Sie haben hier nichts zu suchen.“ Holsts Stirnaden schwollen an. Er trat auf Dmitri zu und legte ihm die Hand schwer auf die Schulter. Der wich zurück. „Ich erkläre Sie für verhaftet, Kapitän Serebrjakow,“ sagte er. „Wie Sie zum Haftbefehl und zu den Dokumenten gekommen sind, entzieht sich vorerst meiner Kenntnis. Auf rechtmäßigem Wege haben Sie sich jedenfalls keines der Papiere verschafft. Und an Ihrem eigenen Bruder und dem Grafen Hoehne haben Sie Weras wegen wie ein gemeiner Mörder gehandelt. Gressin, sorg dafür, daß der Kapitän entwaffnet und abgeführt wird.“ Dmitri war in sich zusammengesunken. Seine Nerven versagten plötzlich, er hatte in den letzten Stunden zu viel erlebt; der Last dieser Eindrücke widerstand selbst sein verrohtes Gemüt nicht. Dann aber fiel ihm Wera ein. Er hatte das quälende, drängende Empfinden, als sei noch etwas zu tun übrig geblieben. „Wera!“ schrie er auf. „Wo ist das Mädchen? Ihr habt es mir fortgenommen.“ Taumelnd löste er sich von der Wand. „Gebt mir die Dirne, die Betrügerin,“ röchelte er; „ich will sie erwürgen, mit diesen meinen eigenen blutigen Händen will ich sie töten.“ In einem Anfall von Raserei versuchte er, sich auf Holst zu stürzen. Aber ehe er einen Schritt tun konnte, befiel ihn ein epileptischer Krampf. Dicken Schaum vor dem Munde, stürzte er und wälzte sich am Boden. Wild schreiend schlug er mit den Händen und Füßen um sich. Holst ließ ihn vorerst, nun er unschäd-

lich war, austoben. Zwei von den Leuten der Sicherheitswehr packten Grigori am Kragen und schleppten ihn hinter Holst her ins Speisezimmer. Weil der Russe auf alle Fragen Holsts anfangs verstockt schwieg, winkte der Polizeidirektor nur mit der Hand und ging ins Schlafgemach. Als er dann nach einer Weile zurückkehrte, hatten einige Kolbenhiebe und derbe Faustschläge dem Verbrecher den Mund geöffnet. Mit einem rot unterlaufenen Auge, das rasch zuschwoll, legte er stöhnend ein restloses Geständnis ab, das dazu beitrug, die letzten Zusammenhänge aufzudecken.

Aufs peinlichste berührt, gab der unter den Folgen des Festes schwer leidende Fürst am nächsten Tage zu, in blindem Vertrauen den Haftbefehl unbesehen unterschrieben zu haben. Da auch ihm viel daran lag, daß das Verbrechen aufs strengste gesühnt würde, ernannte er ein Kriegsgericht, das Dmitri und Grigori nach dem Standrecht schon in den nächsten Tagen aburteilen sollte. Das Urteil lautete gegen beide auf Tod durch den Strang und wurde an den Mördern vier Tage nach der Blutthat vollzogen, nachdem Awaloff das Gnadengesuch strikt abgelehnt hatte. Die Beisetzung Klaus Hoehnes und Alexeis aber gestaltete sich überaus prunkvoll und bot dem Fürsten Gelegenheit, nicht nur seine Teilnahme öffentlich zum Ausdruck zu bringen, sondern auch den Mitauern ein neues Schauspiel phantastischen, militärischen Glanzes zu bieten.

\*

\*

\*

Es war Herbst geworden. In den vier Wochen seit der Ermordung Klaus Hoehnes und Alexei Sferibrjakows hatte sich mancherlei geändert. Grothe stand, die Daumen in den Westentaschen, am Fenster seines Arbeitszimmers und sah auf den Fluß hinaus. Er hatte zuvor in seinem Tagebuch geblättert. Der dicke, inhalts-

reiche Band ging zu Ende; vielleicht, daß die letzten weißen Seiten noch für den Oktober, der begonnen hatte, und für die ersten Tage des Novembers reichten. Früh brach die Dämmerung herein. Der Regen klatschte an die Scheiben, über den dunklen Fluß jagte der Sturm frierende Schauer. Raum ein Mensch ließ sich auf der Straße blicken. Feucht und schwer sank aus den rostbraunen Kronen der Linden Blatt um Blatt; vom Winde gefaßt, wirbelte das welke Laub die Straße hinab, bis es im Rinnstein oder in einer Lache liegen blieb. Im Ramin, vor dem der Rauchtisch und die Klubsessel standen, brannte ein prasselndes Feuer. Brothe zog fröstelnd die Fenstervorhänge zu und drehte das Licht an; er haßte diese langen herbstlichen Dämmerstunden; gewaltsam schuf er sich behaglichere Arbeitsstimmung.

Seit Tagen steckte Brothe in Arbeit und Ausregung. Die reichlich bemessenen Pflichten faßte er dennoch als Rettung vor jenen Zweifeln und Gewissensnöten auf, die ihm seit der Nacht, da er die Herrschaft über sich verloren und seinen besten Freund betrogen hatte, das Leben verleiden. Er war so weit gewesen, ernstlich die Möglichkeit einer Flucht in Erwägung zu ziehen, weil er sich lebensmüde und mit dem Dasein zerfallen fühlte. Denn der Erkenntnis eigenen Niederganges und des drohenden Zusammenbruchs jenes Werkes, mit dem er sich verwachsen fühlte, hielten seine schwachen Kräfte nicht stand. In jenen Tagen, da er glaubte, entscheiden zu müssen, ob er freiwillig aus dem Leben schied, sich Hals über Kopf aus dem Mitauer Sumpf in die Berliner Wüste flüchtete, oder sich endgültig von den schillernden Wogen des Chaos verschlingen ließ, war ihm klar geworden, daß er in keiner Weise zu den starken Naturen gehörte, die dem Leben, wenn es einmal unbequem wurde, abschüssige Bahnen wies oder schimmernde Hoffnungen rauh zerbrach, tapfer die Stirn zu bieten vermochten. Er verfiel nicht



in den Fehler, nach dieser Erkenntnis alles an sich selbst gering zu achten. Er blieb sich seiner Persönlichkeit sehr wohl bewußt. Aber das Gefühl, trotz aller Vorzüge, die ihn auszeichneten, die höchsten Höhen niemals erklimmen zu können, weil er Defekte besaß, die ihn kennzeichneten, und die Größe nicht aufbrachte, sich von ihnen zu befreien, entmutigte ihn völlig. Er kam sich wie ein Baum in der Großstadt vor, der schon im Juni welk, staubig und braun ist. Und resigniert verglich er die ganze Generation der Lebenden mit einem solchen vor dem Herbst sterbenden Baum. Unser Geschlecht," sagte er einmal sinnend zu Medenau, „haben Krieg und Revolution bis ins Mark getroffen; die Fäulnis sitzt tief innen im Herzen. Wir werden das gelobte Land der Wiedergeburt und Erneuerung nimmer schauen. Wir sind geächtet und verfehmt, eine zu leicht befundene Generation, die zugrunde gehen muß, damit wieder Ordnung werden kann.“ Also ist es keine Sünde wider Moral und Ethik, dachte er, dem Nachwuchs durch freiwilliges Scheiden den Weg frei zu machen. Und der Entschluß reifte in ihm, auf irgendeine Art in Würde zu sterben.

Da traten überraschend die Ereignisse zu Beginn des Oktobers ein. Sie räumten eine Reihe von Hindernissen und Unklarheiten hinweg und schienen endlich zur Tat zu drängen. Grothe, der wie kein zweiter mit der Lage der Dinge und den handelnden Personen des Dramas vertraut war, glaubte sich in diesem Augenblick seinen Pflichten nicht leichtfertig durch Fahnenflucht entziehen zu dürfen. Er stürzte sich in die Arbeit und vergaß darüber die bittersten Zweifel und Gewissensnöte. In freien, unbewachten Augenblicken hatte er freilich das Gefühl, nicht er leiste all die verantwortungsvolle Arbeit am Schreibtisch, in Versammlungen und Konferenzen, sondern ein seelenloses Rudiment seines Ich. Er selbst war gestorben, sein tiefstes Inneres war tot. Und es

dauerte vielleicht nicht lange, bis er unter die gewaltige Rechnung von Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit, Unglaube, Schwäche und Fehl endlich doch den Schlußstrich zog.

Dem Drängen der Reichsregierung und der Entente auf Heimkehr der deutschen Truppen aus Kurland hatte Graf von der Goltz zu Anfang Oktober dadurch am jähesten die Spitze abbrechen zu können geglaubt, daß er sich kurz entschloß, offiziell den Befehl zur Räumung Kurlands zu geben. Unter der Hand war aber mit dem Fürsten Awaloff-Bermondts die Vereinbarung getroffen worden, daß die deutschen Formationen mit ihren bisherigen Führern sich freiwillig russischem Befehl unterstellten und im Lande blieben. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Kurlandkämpfer trat tatsächlich in russische Dienste über und legte russische Hoheitsabzeichen an. Graf von der Goltz aber reiste mit dem Generalkommando und dem Rest der Truppen aus Mitau ab, machte in Litauen Zwischenstation und sollte dann die deutsche Grenze überschreiten. Damit hoffte man, Berlin für einige Zeit beruhigt und die Entente beschwichtigt zu haben. Nur die Abteilung des Majors von Medenau, zu der Grothes Büro gehörte, blieb als offizielle Abwicklungsstelle zurück. In Wirklichkeit übernahm Medenau im Namen des Grafen die gesamte politische Verantwortung für das Unternehmen. Aber die Offiziere der Entente durchschauten das Spiel, schlugen Lärm, und die pazifistische deutsche Presse forderte ihrerseits in Angst vor alliierter Repressalien auf deutschem Boden die Liquidation des baltischen Abenteuers. Nur verschwindend geringe nationale deutsche Kreise blieben sich der großen Bedeutung des Kurlandunternehmens bewußt. Graf von der Goltz wurde abberufen, an seiner Stelle ein General ernannt, der die Truppen zur Vernunft bringen und zurückführen sollte, und die deutsch-litauische Grenze für

Transporte jeder Art nach Kurland gesperrt. Nur Transporte, die aus Kurland kamen, durften die Grenze passieren.

Da zog man in Mitau die Konsequenzen. Kurland wurde als russische Provinz erklärt und in Mitau bildete sich unter dem Vorsitz des Grafen Trubow-Trubnoi eine westrussische Regierung, der ein lettisches Selbstverwaltungskomitee unter Führung Reedras angegliedert wurde. Den Oberbefehl über die sämtlichen deutschen und russischen Truppen in Kurland und Litauen übernahm Fürst Awaloff. Die westrussische Regierung, die Beziehungen zum Auslande anknüpfte, mit der deutschen Militärpartei in Verbindung blieb und eigenes Geld herausgab, galt als dem Oberbefehlshaber unterstellt. Das Problem schien nach dem Muster des gordischen Knotens gelöst. Aber schon in den ersten Tagen bewölkte sich der Horizont bedrohlich. So entgegenkommend der Nachfolger des Grafen von der Goltz, Generalleutnant von Eberhardt, auch war, und so offensichtlich auch er seine schützende Hand in aller Heimlichkeit über dem Unternehmen hielt, so stockte doch an der Grenze aller Verkehr und es kam zu den größten Anzuträglichkeiten: alle Zufuhr blieb plötzlich aus; für die seinerzeit geplante rechtzeitige Verproviantierung mit allem Heeresbedarf auf ein Jahr war, wie sich zu spät herausstellte, nicht im Entferntesten gesorgt worden. Auch die Militärpartei in Königsberg, der in der Hauptsache daran lag, die Baltentruppe für ihre Zwecke nach Ostpreußen zu überführen, zeigte kein genügendes Interesse. In den Städten der Ostmark aber gestaltete sich die Stimmung gegen die demoralisierten Baltikumer immer bedrohlicher, so daß von dorthier keine Sympathie und keine Hilfe zu erwarten war. Und die Ketten zogen, unter dem Druck der Entente und von den Briten in jeder Weise ausgiebig unterstützt, an der Demarkationslinie gut ausgebildete und

ausgerüstete Truppen zusammen, die eine drohende Haltung annahmen. Eine kriegerische Auseinandersetzung nach dieser Richtung hin schien an dem Tage, da Grothe sich anschickte, Brönner aufzusuchen, bereits unausbleiblich. So viel Gründe auch dafür sprachen, daß es richtiger war, Zeit zu gewinnen und sich für den bevorstehenden Kampf erst noch zu rüsten, so wesentlich war es doch, loszuschlagen, ehe die Ketten ihren Aufmarsch beendet hatten, und damit den lettischen Staat von vornherein zu zertrümmern, bevor er der westrussischen Regierung die Stirn bot. Möglich, daß dann sogar die Briten, vor eine vollendete Tatsache gestellt, die Regierung des Grafen Trubnow-Trubnoi als rechtmäßige Vertreterin der Interessen des den Engländern verbündeten russischen Volkes anerkannten. Grothe gab sich dieser Hoffnung unter der Voraussetzung hin, daß unverzüglich losgeschlagen wurde. In diesem Sinne waren er und Medenau unermüdlich tätig.

Den Manteltragen hochgeschlagen und den weichen Filzhut tief ins Gesicht gedrückt, ging Grothe gegen zehn Uhr durch Sturm und Regen zu Brönner hinüber. In der Tür zu des Freundes Wohnzimmer blieb er befremdet sekundenlang stehen. Er begrüßte Brönner und seine Gäste, die er nicht vermutet hatte, kühl. In der That war das Bild ungewöhnlich und paßte zu des beliebten Freikorpsführers ganzem Wesen nicht. Das Zimmer war vollgeraucht und überheizt. Auf dem Sofa saß, eng an Brönner gelehnt, in nachlässiger Haustoilette eine Dame von fragwürdigem Aussehen, und auf der Chaiselongue außerhalb des Reichthums der Hängelampe rekelte sich im Halbdunkel Brönners Adjutant mit Mausl von Mahler. Auf dem Tisch standen Weinflaschen, Gläser, Teetassen und die Reste des Abendessens. Brönner zog finster die Augenbrauen zusammen; das ärgerliche Erstaunen in Grothes Zügen war ihm ebensowenig entgangen, wie der kühle Gruß des Gastes. Er schämte sich seiner Umgebung;



aber sein Stolz lehnte sich trotzig dagegen auf, daß ein Außenstehender ihn tadelte. „Du,“ sagte Grothe und nahm dem Sofa gegenüber an dem unaufgeräumten Tisch Platz. „Ich kam eigentlich, dich aufzufordern, in die Zanzare zu stoßen. Es muß durchaus unverzüglich angegriffen werden. Aber ich störe dich wohl!“ „Nicht im geringsten,“ erwiderte Brönner gereizt. „Ich bin ganz Ohr. Anna und Mausi werden ebenso erfreut sein, deine Ansichten zu hören, wie ich.“ Grothe lächelte. „Du scheinst gereizt zu sein, Siegfried. Lassen wir es also!“ Brönner wurde rot; er befreite seinen Arm heftig aus der Umflammerung seiner Geliebten. „Es ist übermäßig heiß im Zimmer,“ schalt er. „Wer hat nur wieder so unsinnig geheizt? Hinter allem muß man selbst her sein. Ja — was den Angriff anbelangt . . . Gewiß er muß vonstatten gehen. Morgen schon oder übermorgen! Und ich hoffe, es wird geschehen. Aber versprichst du dir viel davon? Mir erscheint das ganze Unternehmen seit einiger Zeit hoffnungslos. Die Bande ist ja nicht unter einen Hut zu bringen: die Eiserne Division will nicht, wie Awaloff will; die deutsche Legion ist auf die Eiserne Division eifersüchtig, und das russische Freikorps Wjergolitsch in Litauen erkennt den Fürsten nicht als Oberbefehlshaber an. Hol’s die Pest! Ein böser Stern schwebt über den Anfängen der westrussischen Armee und Regierung.“ Grothe schüttelte unwillig den Kopf. Er räusperte sich. „Seltsam,“ sagte er, „ich hoffte, mir bei dir Mut zu holen, Siegfried, weil du früher all solche Hindernisse nicht gelten ließt und behauptetest, man müsse sie mit eisernem Willen überwinden. Ich sehe die Schwierigkeiten, die du da erwähnst, und leider noch sehr viel mehr andere. Aber verzagst du wirklich? Früher . . .“ Brönner wollte etwas dazwischenrufen; er verschluckte sich, begann zu husten und wehrte nur heftig mit der Hand ab. Als er sich wieder erholt hatte, erhob er sich. „Verzeih,“ sagte er mit abgewandtem Blick;

„ich bin ein schlechter Hausherr. Ich hab' dir keinen Wein angeboten. Wart', ich bring' dir ein sauberes Glas.“ Er ging in sein Schlafzimmer hinüber.

Da folgte ihm Grothe und zog die Thür hinter sich zu. Brönnner stand an seinem Nachttisch und griff nach dem Wasserglase. Grothe, der am runden Tisch mitten im Zimmer stehengeblieben war, sagte herzlich: „Siegfried, ich erkenne dich nicht wieder. Du bist zu schade für diese Art Umgang und diesen Untergang. Mensch, reiß' dich zusammen! Denk' an Elinor und denk' daran, daß du dich für bessere Dinge aufzubewahren hast, als hier im Mitauer Sumpf zu versinken. Lieber, alter Freund!“ Grothe war ehrlich bewegt. Solche weiche Regungen waren seinem Wesen im Grunde fremd. Aber es mochte sein, daß er um diesen Mann da rang, um nicht selbst an allem zu zweifeln, woran er bisher mitgebaut hatte. „Laß mich,“ stieß Brönnner rauh hervor. Seine breiten Schultern bebten. Grothe rührte sich nicht. Da wandte sich der andere jäh um und sah ihn starr an. Er hielt dem Blick stand. „Wolf,“ flüsterte Brönnner, „quäl' mich nicht! Warum rüttelst du daran? Ich begann mich wohl zu fühlen in diesem Schmutz, mit diesen Weibern und ihren Freunden. Denn sonst hielt ich's nicht mehr aus.“ Seine Stimme versagte plötzlich. Er griff nach der Lehne eines der Stühle, die rund um den Tisch standen, und setzte sich schwerfällig, das Wasserglas noch immer in der Hand. Er stellte es bedächtig auf die Tischplatte; der Stuhl unter ihm knarrte. Plötzlich stützte er das Kinn in beide Hände. Als er zu sprechen begann mit einer Stimme, die tränenloses Weinen fast erstickte, war ihm die Zunge schwer und trocken. „Vor zwei Wochen war ich drauf und dran, dich zu besuchen, Wolf, und dir mein Herz auszuschütten,“ sagte er stockend. „Aber ich ließ es. Ich glaubte, es wäre richtiger, allein damit fertig zu werden. Nun bereue ich tief, es unterlassen zu haben. Ich danke dir, daß du

gekommen bist! Weißt du, es ist unmöglich, mit einer Stiernatur, wie ich sie besitze, als Mönch zu leben. Ich habe mir auch niemals Vorwürfe deswegen gemacht, daß ich hier und da einmal eine andere in den Armen hielt. Darauf kommt es auch gar nicht an. Die Person kann ich jeden Tag zum Hause hinauswerfen. Sie bedeutet mir nichts. Und doch hast du recht mit deinem Wort vom Untergang. Ich war nahe daran, mich rettungslos in den Pfuhl hinabzustürzen, um alles zu vergessen, um mich zu betäuben — um Elinors willen!“ Er barg plötzlich das Gesicht in beide Hände und schluchzte auf. Wie er so in seiner Verzweiflung darsaß, gebückt und niedergebroschen, sah er aus wie ein hilfloses Kind. Ein merkwürdiges Unbehagen beschlich Brothe; er empfand es als beschämend für den sonst so aufrechten Mann, ihn nun bemitleiden zu müssen. Da fuhr Brönner dumpf fort: „Es sind wohl schon drei Wochen her, da erhielt ich einen kurzen Brief von Elinor. Sie schrieb mir, sie dürfe die Schuld nicht auf sich laden, mein Leben an das ihre zu ketten. Ich hätte ein Recht auf eine frohe und aufrechte Frau. Mir das zu werden und zu sein, fühle sie sich nicht stark genug. Seit dem Tode Ritas sei etwas in ihr zerbrochen. Sie ahne, daß sie nimmer gesunden würde, und daher bitte sie mich, unser Verhältniß als gelöst zu betrachten. Der Brief betäubte mich fast. Ich wollte zu der Heiligen eilen und sie anflehen, bei mir zu bleiben. Da trafen am anderen Tage zwei Briefe ein, die mich vollends zerbrachen. Der eine war von meiner Mutter: sie theilte mir darin schonend mit, mein Schwiegervater Root sei mit einem Berliner Arzt nach Siege gekommen; der habe Elinor nach kurzer Beobachtung in eine Nervenheilanstalt zu überführen für notwendig befunden, was denn auch geschehen ist. Ich solle mich nicht aufregen, es sei nicht so schlimm, und wie denn all die anderen Redensarten bei solchen Gelegenheiten lauten. Das andere Schreiben

rührte von meinem Schwiegervater her. Der tiefbekümmerte, alte Herr fand trotz der eigenen Sorgen den Mut, mich gütig zu trösten. Ein Brief des Arztes an meine Schwiegermutter war beigelegt. Der Arzt sprach von einem schweren Nervenleiden Elinors, das ihre Überführung in die Heilanstalt erfordert habe. Es handele sich um Schwermut, um eine besonders komplizierte Form seelischer Depression; man ahne gar nicht, wie viele Leidensgenossen Frau von Berg in dieser Notstandszeit habe. Keine Rede aber könne davon sein, daß die junge Frau unheilbar krank sei. Zweckmäßige Pflege in der Anstalt werde sie im Laufe eines Jahres völlig wiederherstellen.“ Brönner holte tief Atem. „Ein Jahr, Grothe, denk', ein ganzes Jahr!“ Er sah den Freund ratlos an. „Da, als ich unter diesem Schlage wankte, hab' ich mich zu betäuben versucht.“ Grothe sagte kein Wort; es war richtiger, er schwieg. Brönner brauchte keinen weichlichen Trost. Nun er sich mitgeteilt hatte, würde er am ehesten wieder zurechtfinden. Beide Fäuste gegen die Tischplatte stemmend, richtete sich Brönner nach einer Weile auf. Er drückte Grothe fest die Hand. „Ich danke dir nochmals,“ sagte er ruhig; „du bist nicht zu spät gekommen. Noch bin ich obenauf. Zeuffel von Salomon mag die Weiberbagage übernehmen; er sehnt sich danach. Nachts noch gehe ich zu meinem Korps an die Front. Und wenn die Bettenkugeln mich verschonen, wird auch noch Elinor einmal mein!“ Sie verabschiedeten sich; Grothe verspürte keine Lust, sich nun noch mit den Damen zu unterhalten, und ging über die Hintertreppe auf die Straße hinaus. Glückselig, wer noch obenauf ist, dachte er resigniert. Ein wenig Neid empfand er.

Als Grothe zu Brönner gegangen war, hatte Friesen das Licht in seinem Arbeitszimmer ausgedreht. Er wollte Grothe im Kasino erwarten. Als er den großen Saal durchschritt, fand er zu seiner Überraschung Ilse Bühnen



trotz der späten Stunde noch immer eifrig tippend vor ihrer Schreibmaschine sitzen. Grothe hatte sie gebeten, eine besonders dringende Arbeit außerhalb der Dienststunde zu vollenden. Um Ilse behilflich zu sein, begann Friesen ihr das Manuskript in die Maschine zu diktieren. Aber die Arbeit ging deshalb nicht rascher vonstatten. Die beiden jungen Menschen waren zerstreut. Friesen überlas einige Zeilen, Ilse verschrieb sich mehrmals. Ihr Gesicht glühte; wirr hing ihr das krause, kastanienbraune Haar in die Augen; und die schmalen, kleinen Finger griffen immer die falsche Taste. Da warf Friesen kurz entschlossen das Manuskript fort, setzte sich auf den Tischrand und ließ die Beine baumeln. Ilse wich seinem Blick beharrlich aus. „Was soll das?..." rief sie in gut gespielter, ärgerlicher Ungeduld; „geben Sie das Blatt doch wenigstens mir, Herr von Friesen.“ „Das könnte Ihnen so passen!“ entgegnete jener ausgelassen. „Ne, Fräulein Ilse, ich erteile Ihnen hiermit als Ihr vorgesetzter Leutnant den dienstlichen Befehl, sich mit mir zu unterhalten.“ Sie sprang auf. „Fällt mir nicht ein!“ rief sie; „ich bin außerhalb der Dienststunden zu nichts verpflichtet!“ Da ließ er sich vom Tischrand gleiten; sie nickte ihm zu und wollte gehen. Er vertrat ihr den Weg. Beide mußten lachen, beider Augen waren blank. „Fräulein Ilse,“ begann Friesen und drohte ihr mit dem Finger. Er wollte ihr etwas ganz besonders Lustiges sagen; aber jäh entfuhr es ihm: „So befehle ich Ihnen denn, Fräulein Ilse, sich mit Ihrem vorgesetzten Leutnant auf der Stelle zu verloben!“ Als er die Worte ausgesprochen hatte, wurde er brennend rot. Ilse ging es ebenso. Für Sekunden tauchten ihre Blicke ineinander. Dann hing Ilse plötzlich lachend an Friesens Hals. „Endlich!“ jubelte sie. „Wie furchtbar lange hat das gedauert!“ Er war im ersten Augenblick verdukt. „Ja,“ stammelte er, „so leicht hab' ich's mir wirklich nicht vorgestellt. Für heute hatte ich auch gar

keine ernststen Absichten. Rein zufällig ist es gekommen.“ „Ich bitte dich, Kurt? Zufällig, sagst du?“ wollte sie schelten. Aber mit brennenden Rüssen verschloß er ihr den Mund. Als er ihre Lippen endlich freigab, jubelte sie, noch immer in seinen Armen: „Denk', was Mama sagen wird!“ „Und Wolf Grothe, unser Alter!“ echote Friesen.

In diesem Augenblick ging die große Korridortür und Grothe trat ein. Er sah die beiden sich in den Armen liegen und ahnte, was geschehen war. Ilse befreite sich aus Friesens Umarmung. „Wenn man vom Wolf spricht, dann kommt Wolf Grothe,“ zitierte Friesen übermütig und ging dem Freund raschen Schrittes entgegen. „Ich melde dir pflichtschuldigst, Herr Chef, daß ich mich soeben endlich verlobt habe. Das Objekt hat mir schon lange vor=geschwebt. Aber wie es heute dazu gekommen ist, weiß weder ich, noch Ilse.“ Grothe entzog sich der selbstverständlichen Pflicht nicht, dem Brautpaar herzlich zu gratulieren; er lud die beiden sogar in sein Arbeitszimmer, obgleich er matt und zerfahren war, und mit sich selbst in Hader lag.

Als Friesen und Ilse dann um Mitternacht gingen, setzte sich Grothe mit einem Roman an den verglimmenden Kamin. Aber schon nach den ersten Seiten entsank der Band seinen Händen. Er starrte lange in das sterbende Feuer und fand, so müde er war, den Entschluß nicht, zu Bett zu gehen. Brönner schüttelte die Fesseln leicht ab; mit festem Glauben an sein Werk und seine Liebe würde er nun wieder seinen geraden Weg bergan gehen. Und Friesen, der Grothe noch näher stand, war glücklich in einer reinen, frohen Liebe zu einem prachtvollen Mädchen. Nur er selbst stand einsam abseits. Er hatte es nie zuvor so deutlich empfunden, wie verlassen er war.

\*

\*

\*

In der Frühe des 9. Oktober ließen sich die Letten, provoziert durch russische Patrouillen, dazu hinreißen, die deutsch=russischen Linien an der Straße Mitau=Riga anzugreifen. Der vorbereitete Gegenstoß der Eisernen Division und des Korps Alwaloff kam gleich darauf an der ganzen Front zur Entfaltung. Grothe saß in nervöser Spannung bei Medenau und stürzte sich auf jede neue Meldung von der Front. Am Morgen hatte er Ärger gehabt: die Landeswehr, die als lettische Truppe unter englischem Befehl seit Wochen vor Dünaburg im Kampfe gegen die Bolschewiken lag, hatte es endgültig abgelehnt, den Letten in den Rücken zu fallen, wenn der deutsch=russische Angriff auf Riga begann. Und an der deutsch=litauischen Grenze bei Sauroggen war es zu einem regelrechten Gefecht zwischen deutscher Reichswehr und deutschen Baltikumern gekommen. Gewaltsam hatte die Reichswehr einen von zwanzig Angehörigen der Deutschen Legion begleiteten Munitionstransport festgehalten. Die Nachrichten von der Front lauteten um so günstiger. Gegen zehn Uhr abends war überall die Düna erreicht; die Letten flohen in Unordnung nach Riga hinein und begannen die Stadt zu räumen. Die deutsch=russischen Truppen standen dicht bei der Vorstadt Thorensberg auf dem Südufer des Flusses. Am Morgen des 10. Oktober war auch Thorensberg fest in deutscher Hand, die Zugänge zu den Dünabrücken besetzt. „Ja, warum gehen wir denn nicht nach Riga selbst hinein, sondern bleiben gewissermaßen mitten in der Stadt, am Dünahafen stehen? Es ist doch Unsinn, auf halbem Wege Halt zu machen!“ entrüstete sich Grothe, als um die Mittagszeit die Lage sich nicht geändert hatte. Medenau zog die Schultern hoch. „Es fehlt eben die einheitliche Führung,“ sagte er niedergeschlagen. „Jeder tut, was er will, und alle scheuen die Opfer, die der Kampf um die Brücken erfordern dürfte.“

Am Nachmittag fuhr Medenau mit Grothe im Auto nach Thorensberg hinaus. Die Vorstadt hatte kaum gelitten. Die Truppen lagen in rasch ausgehobenen Schützengräben oder, durch Häuser gedeckt, dicht am Fluß. Von den Türmen Rigas aus sahen die Letten die meisten Uferstraßen Thorensbergs ein; verschwenderisch und ohne Rücksicht auf Munition, die ihnen die Engländer reichlich lieferten, schossen die Letten aus Maschinengewehren und Karabinern herüber. Trotz des regnerischen Tages, der schlechten Quartiere und der mangelhaften Lebensmittelzufuhr war die Stimmung der Leute vorerst durchweg glänzend. Am Morgen war Alwaloff in Thorensberg gewesen und hatte Georgskreuze verteilt. Der Reiz dieser Neuheit stachelte die Truppen an.

In einem villenartigen Thorensberger Hause besuchte Grothe auch Brönnner, der mit seinem Korps als erster die Eisenbahnbrücke erreicht hatte. Mit geballten Fäusten und rot im Gesicht fluchte er: „Die Pest soll die oberste Führung holen! Ich war heute morgen bereits auf dem anderen Dünaufer. Auf den Schultern der Letten kam ich mit meinen Leuten über die Brücke und setzte mich drüben fest. Aus meiner Stellung hätte die Bande mich nie mehr herausgeschlagen. Und heute abend wäre ich mit meinen tausend Mann im Besitze Rigas gewesen. Da kam um elf Uhr ein blöder Rückzugsbefehl, und ich mußte wieder nach Thorensberg herein. Jetzt liegen meine Leute in nassen Gräben, werden heftig beschossen, und müssen zusehen, wie die Letten den Brückenkopf drüben in eine Festung verwandeln. Und warum das alles!? Weil die oberste Führung es nicht durchsetzen kann, daß alle Formationen einheitlich und geschlossen vorgehen. Irgendein russischer Oberst zum Beispiel soll sich getweigert haben, sein Bataillon einem Sturm auf Riga auszusetzen. An die Wand mit dem Kerl, sag' ich; aber der Fürst streichelt ihm nur zurendend die Wangen. Und deine Landeswehr,



Wolf, bleibt ihren lettischen Gebietern gehorsam und treu! Weinen könnte ich über all diese Schande.“

Es war bereits dunkel, als die Freunde auf die Straße traten. Brönner begleitete Grothe, mit seiner Taschenlampe leuchtend, bis zum Auto Medenaus, das außerhalb Thorensbergs auf der Straße nach Mitau hielt. „All diese Enttäuschungen, mein Lieber, haben dennoch ihr Gutes,“ sagte er unterwegs und hing sich in den Arm des Doktors; „denn denk’ dir, ich habe meine Kerls wieder ehrlich achten gelernt. Seit dem Zusammenbruch vor einem Jahr war mir dieses erlösende Gefühl trotz aller Liebe, die ich den Leuten meines Korps entgegenbrachte, fremd geworden. Gewiß, ihre Disziplin erfüllte mich mit Stolz. Befriedigt haben meine Offiziere und ich beobachtet, wie die Leute wieder Haltung annahmen, wie sie sich zu gesunden Anschauungen zurückfanden und allmählich wieder wurden, was sie einst waren, preußische Soldaten mit Mark in den Knochen und mit Ehre im Leibe. Aber sie blieben vorerst in meinen Augen doch immer noch Söldner, von denen es zweifelhaft war, ob sie im Ernstfalle halten würden, was sie äußerlich versprochen. Und nun sieh, Wolf, sie haben die Probe glänzend bestanden. Laß es gut sein; sie rubelten und sofften leider auch, wie all’ die anderen verwilderten Leute hier draußen, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Aber gestern im Feuer war das alles versflogen und vergessen, wie ein wüster Traum. Von meinen Kerls jedenfalls, die, ohne mit der Wimper zu zucken, vorgingen, als sei es 1915, kann ich getrost sagen, daß sich mit ihnen nach wie vor die Welt erobern läßt. Welch ein Jammerbild boten da die Russen, oder selbst unsere Truppen, die, neu angeworben und schlecht geführt, direkt aus der Atmosphäre der Revolution kamen, um hier zu abenteueren. Wie immer die Dinge auslaufen — ich muß dafür sorgen, diesen Stamm wundervoller Soldaten dereinst heimzuführen. Ein ernüchtertes

Deutschland wird soldatischen Geist und Sinn wieder zu schätzen lernen. Und da sollen meine braven Kerls die Ersten sein, die dem verlotterten Nachwuchs wieder Zucht und Ehre beibringen.“ Grothe hatte sinnend zugehört. „Ja,“ meinte er nach einer Weile, „es ist allenfalls richtig, daß es fast zu schade ist, diese Leute hier draußen zu opfern.“ Aber Brönner schüttelte den Kopf. „Nur keine Sentimentalitäten!“ sagte er fest; „gerade für unsere Besten brauchen wir nach dem Tauchebad des vergangenen Jahres diese Feuerprobe hier draußen. Jedes Kapitel der Geschichte hat seinen vernünftigen Sinn. Lernen wir ihn deuten, auch wenn vielleicht der Schein gegen uns spricht.“

\*            \*

Unmittelbar nach dieser Fahrt an die Front brachte Grothe einen wundervollen Tag bei seinen Eltern in Petraggen. Das Wetter war denkbar schön. Noch ein letztes Mal zum Abschied schien der Herbst unter der blauen, straffgespannten Seide duftlosen Himmels all' seine buntschimmernde Farbenherrlichkeit entfalten zu wollen. Mit dem Vater und mit der Mutter ging Grothe durch Park und Garten. Auf den Wegen raschelte das dürre, braune Laub. Smaragdgrün leuchtete unter den fast schon entblätterten Bäumen der Rasen. Der Fluß strömte geschwollen in seinen Ufern. Sie standen eine Weile lang auf einer der Brücken und sahen zu, wie sich im lehmbräunen Wasser kleine, wirbelnde Strudel und Trichter bildeten. Spinnweben zogen in lauer Luft. Die Sonne wärmte noch um die Mittagszeit; fast war es heiß. Mit einer Frau schleppte der Gärtner schwer an einem Korb voll großer, roter, strengduftender Winteräpfel. Aber dem Blumengarten aber lag tiefe, verträumte Stille. In bunter Pracht blühten die Asters, letzte Rosen, später, weißer Floß und feuerrote Geor-

ginen. Herb roch es nach feuchter Erde; der Flocken strömte leisen Weinduft aus. Die toten Stauden der Sommerblumen hatte der Frost gebräunt. Und an den weißen Mauern des alten Herrenhauses leuchtete rot der wilde Wein. Grothe breitete die Arme aus. Sein häßliches Gesicht, seltsam verschönt durch das verinnerlichte Erlebnis dieses Bildes, drückte lächelnden Schmerz aus. Ihm war unendlich schwer zumute, er wußte selbst nicht, weshalb. Aber er fühlte tief innen, daß er am liebsten haltlos hätte weinen mögen . . . „Immer,“ sagte er bewegt, „fallen Abschiedstage in den Herbst! Oder ist mir nur so? Wir verließen Petraggen das letztemal im Winter. Wenn wir es jetzt verlassen — ob wir's noch jemals wiedersehen?!“ Die Mutter strich ihm übers Haar. „Du siehst vielleicht zu schwarz, Junge. Ich finde nämlich diesmal keinen Grund, die Heimat zu verlassen. Vor Riga stehen deutsche Truppen, und an unserer Front herrscht Ruhe. Sollte es den Letten denn wirklich gelingen, die Awaloff-Truppen aus dem Lande zu drängen? Hast du Geheimnisse vor uns? Ist etwas Besonderes geschehen? Warum drängst du uns, so frühzeitig zu reisen?“ Grothe blickte zu Boden. „Weil alles schwankend und ungewiß ist,“ sagte er. „Über Nacht kann alles zusammenbrechen. Ich habe oft das Gefühl, wir stehen auf Sumpfland.“ Auf der Veranda wurde Erika Bodenbachs helles Kleid sichtbar. Ihr Töchterchen auf dem Arm, stieg sie, von Sonnenlicht übergossen, strahlend zum Garten hinunter; es war, als lösche ihr junges Leben den Herbst, und als blühe wieder der Sommer empor . . . Da mußte Grothe sich abwenden. Er ging ein Stück in die Astersbeete hinein. Auf einer der hellblauen Blüten schaukelte ein riesenhafter, dunkler Falter, weiße Totenköpfe auf den mattglänzenden, schwarzen Schwingen . . .

Nach dem Essen führte Johannes Grothe seinen Sohn auf den Hof. Alle Ställe und Scheunen, Insthäuser und

Speicher waren von den Leuten des Grafen Rogga besetzt, der mit seinem Freikorps einen Teil des Libauer Abschnittes hielt. Auf dem Hofplatz standen Traintwagen, Feldküchen, Lastautos. Pferde wurden in der Sonne gepust, zwei Soldaten schleppten blutige Fleischstücke über den Hof. Es war ein ewiges Kommen und Gehen von Soldaten und ihren fragwürdigen Begleiterinnen. Mit ihren Frauen und Dirnen teilten die Leute ihr Bett und Quartier, Verpflegung und Arbeit. Die Truppe schien verwahrlost und verkommen. Hunde bellten. Gegen einen klaffenden, weißen Soldatenkötter mußte sich Johannes Grothe auf seinem eigenen Hof mit dem Stock verteidigen. „Man nimmt ja alles gern auf sich,“ sagte er beklommen, „und die Leute sind zu unserem Schutze da. Aber es fragt sich, wie das alles ausgehen wird. Schön ist es nicht. Und der Graf ist mit allen seinen Offizieren immer betrunken.“ Die lettischen Arbeiter und ihre Frauen grüßten den alten und den jungen Herrn stumm und feindselig. Grothe fühlte sich beengt; finster sah er zu, wie ein Soldat Bretter vom Gemüsegartenzaun brach und sie zu Brennholz zerkleinerte. Auch der Vater sah es; aber er sagte nichts. Der Hof schien heruntergewirtschaftet; die Einquartierung hinderte alle und jeden an ruhiger Arbeit. „Der reine Jahrmarkt, nicht wahr, Herr Doktor?“ rief im Vorübergehen der alte Inspektor Grothe zu. Am Ententeich zankte sich die Wirtschaftlerin Katrine mit einem Unteroffizier, den sie grob verdächtigte, eine Gans gestohlen zu haben. Als sie zum Hause zurückgingen, begegnete ihnen am Pferdestall Graf Rogga mit drei jungen Offizieren. Er war nachlässig gekleidet, sein Rock war voller Flecken, und er stank nach Schnaps. Grothe zu sehen, tat er überaus erfreut. Er begann sofort seine militärischen Pläne zu entwickeln. Libau zu besetzen, sei eine Kleinigkeit. Seine Leute könnten den Befehl zum Angriff gar nicht erwarten. Schon allein deshalb, weil sie ihre



Bräute in der Stadt hätten . . . Rogga lachte und leckte sich die Lippen. Er schien Grothe stark vertrottelt, seit er ihn zuletzt in Mitau gesehen. Aber in Mitau wünsche man aus rätselhaften Gründen vorerst keinen Angriff auf Libau, fuhr der Graf fort, wahrscheinlich, um die Libauer Betten nicht unnütz zu beunruhigen. Ihm sei es schließlich gleich. Auf dem wundervollen Gut des Herrn Grothe lasse es sich prächtig leben. Und sein Weinvorrat sei auch noch groß, wie Herr Grothe bestätigen könne. Plötzlich sagte er ernst: „Ich bin übrigens erschüttert über den Tod des Grafen Klaus Hoehne. Der arme, alte Graf! In kurzer Zeit auf diese schreckliche Weise beide Söhne und die Nichte zu verlieren! Er soll in Berlin sein. Ich hab' ihm geschrieben und ihn aufgefordert, sich auf meinem Gut in Bayern ganz zu Hause zu fühlen.“

Als Vater und Sohn übers Rondell auf das Haus zuschritten, meinte Johannes Grothe finster: „Du hast recht, Wolf, es ist Sumpfboden. Ich will Mama überreden, nach Swinemünde zurückzukehren. Ich traue dem Frieden nicht mehr.“ Grothe erwiderte nichts. Er hatte Kopfweh. Am späten Abend fuhr der Wagen vor, um ihn zur Bahn zu bringen. Er nahm von den Eltern und von Erika herzlichen Abschied. Auch Katrine drückte er die Hand. Sein Blick irrte zerstreut über die Hirschgeweide und Gehörne im Vestibül. Die ganze Zeit über war ihm, als habe er etwas versäumt. Benommen von dieser Zwangsvorstellung, die ihn ungeduldig machte, stieg er in den Wagen. Aber plötzlich löste sich alle Unruhe. Heiß und übermächtig quoll der Abschiedsschmerz in ihm empor. Das Vaterhaus und die Heimat, seine Jugend und tausend Erinnerungen! Seine Liebe zu all diesen teuren Dingen wurzelte hier in Petraggen . . . Er strich sich hastig über die Stirn. Er begriff nicht, weshalb er so bewegt war. Vielleicht kehrte er, wenn auch er, wie Brönner, mutig den Kampf wieder aufnahm, in drei

Wochen zu einem nächsten Besuch nach Petraggen zurück. Dann fiel wahrscheinlich schon erster Schnee . . . Seine Gedanken verwirrten sich. Und einem unüberwindlichen Drange sich willenlos fügend, sprang er noch einmal aus dem Wagen, lief die Freitreppe hinauf und schloß im Vestibül die Mutter stürmisch in die Arme. Als sie den grauen Kopf an seine Brust lehnte, und er die Wärme ihres Atems an seinem Halse spürte, umflorte sich sein Blick. „Guten Abend!“ sagte er rauh, stürzte aus dem Hause und fuhr davon.

Die Nacht war dunkel, sternenlos und kalt . . .

\*

\*

\*

„Ich fürchte, es ist der Anfang vom Ende,“ sagte Medenau zu Grothe und legte den Hörer aus der Hand. Er hatte mit dem Chef des Stabes telephoniert. Grothe saß dicht am Schreibtisch des Majors in einem roten Plüschsessel. Es war ein Uhr nachts. Medenau war nur halb bekleidet; er hatte sich an diesem Abend früh zur Ruhe begeben. Grothe, der im Klub von einem direkt aus Thorensberg kommenden, nahezu erstarrten Hauptmann über den Ernst der militärischen Lage unterrichtet worden war, hatte Medenau aus dem Schlaf geklopft und ihn gebeten, sich beim Chef des Stabes danach zu erkundigen, was an den überraschenden Angaben des Hauptmanns Wahres sei. Der Stabschef teilte mit, die Letten seien tatsächlich abends in großen Mengen über das Eis der Düna gegen die deutsch-russischen Truppen in Thorensberg vorgeedrungen und hätten die Front an mehreren Stellen durchbrochen. Um die Truppe vor Umgehung und möglicher Vernichtung zu bewahren, hatte Alwaloff den Befehl zur Räumung Thorensbergs und zum sofortigen Rückzug erteilen müssen. Die gesamte Dünafront mußte zurückgenommen, eine neue Stellung

zwischen Riga und Mitau im Sirulsumpf bezogen werden. Der schwere Nachtkampf, an dem sich auf lettischer Seite englische Schiffsgeschütze beteiligten, war noch im Gange.

In Medenau's überheiztem, hell erleuchtetem Arbeitszimmer herrschte minutenlang beklommenes Schweigen. Gegen die schwarzen, glänzenden Fensterscheiben legte draußen der Wind feinkörnigen, trockenen Schnee. Es fror Stein und Bein. Früh im Jahr, Mitte November, hatte ein unverhältnismäßig strenger Winter seinen Einzug gehalten. Friesen stand am glühend heißen Ofen und wärmte sich die erstarrten Hände. Lya Spruhde, die ein Morgenkleid übergeworfen hatte, klapperte am Sofa'sisch mit Tassen und Löffeln. Leise summt der See-kessel. Medenau zerdrückte die schwelende Zigarette. „Raum einen Monat lang hat die Herrlichkeit des lettischen Krieges gedauert,“ sagte er endlich in Gedanken. Brothe fuhr zusammen. Er streckte die Beine aus und sah zur Decke hinauf. „Sie halten das Spiel also endgültig für verloren?“ fragte er bedrückt. Er fühlte erst jetzt, wie beharrlich er in den drei letzten Wochen, da sich der Zusammenbruch schon offensichtlich vorbereitet hatte, bemüht gewesen war, sich an die schwindende Hoffnung zu klammern, ein Wunder könne geschehen und den ins Rollen geratenen Stein doch noch aufhalten. „Ja,“ sagte Medenau und nahm an seinem Schreibtisch Platz. „Es hat keinen Sinn, sich Illusionen hinzugeben. Mein gesunder Menschenverstand sagt mir, daß unser Unternehmen rettungslos verloren ist, seit sich die Engländer offen am Kampf beteiligen, die deutsche Grenze für alle Zufuhren gesperrt bleibt, die Gruppe täglich mehr versagt, die Führung ohnmächtig ist, im Lande der Aufstand sich vorbereitet, und der frühe Winter Flüsse und Sümpfe als Hindernisse für den Vormarsch der feindlichen Übermacht ausschaltet.“ „Willst du Rum zum See, Ewaldchen?“ unterbrach ihn Lya vom Seetisch her; ihr großer Mund

stand offen; ihr Haar war zerwühlt, der Morgenrock schmutzig. Grothe sah zum erstenmal, wie alt sie war. Diese Nacht entkleidete sie all ihrer verführerischen, falschen Reize. —

Grothe lag in dumpfem Halbschlaf. Er träumte tollen Unsinn, der in gar keiner Beziehung zur Wirklichkeit stand. In Schweiß gebadet, warf er sich auf die andere Seite und wollte versuchen, einzuschlafen. Da klopfte jemand laut an seine Thür. Er fuhr auf. „Wer da?“ rief er heiser. Ein tropfendes Stearinlicht in der Hand, trat in Hemdsärmeln und mit wirrem Haar der Feldwebel ein. „Herr Doktor,“ sagte er hastig, „stehen Sie auf, Herr Doktor! Die Stadt wird geräumt. Eben war ein Posten unten. Er hat die Wache herausgeklopft. Befehl von der Kommandantur: bis acht Uhr morgens müssen wir Mitau verlassen haben. Die Betten sind nördlich von der Stadt durchgebrochen, Mitau ist nicht mehr zu halten!“ Im Schlafanzug sprang Grothe aus dem Bett. Wach und nüchtern stand er mitten im Zimmer. Der Fußboden war kalt; seine Füße froren. Abernächtigt und erregt fröstelte er. „Es ist Unsinn,“ schalt er. „Wie spät soll es denn sein?“ „Drei Uhr, Herr Doktor,“ meldete der Feldwebel. Draußen war es dunkel. „Unsinn!“ wiederholte Grothe. „Ich war doch erst vor zwei Stunden bei Major von Medenau.“ Ein nervöses Gähnen befiel ihn. Zitternd vor Kälte und Unrast trat er ans Fenster und schob den Vorhang zurück. Ein paar Gaslaternen brannten auf der Bachstraße. Aber die grauen Steine des Fahrdammes wehte der Wind trockenen, glitzernden Schnee. Kein Mensch war zu sehen. Die Sterne flimmerten fern und tief am schwarzen Himmel. Jenseits des Flusses stand gespenstisch und rätselvoll die eisige Winternacht...

Grothe wollte sich ankleiden. Der Feldwebel hielt das Licht schief in der bebenden Hand. Die kleine



Flammenzunge flackerte unruhig. Da kam Griesen, schon völlig angekleidet, ins Zimmer und wollte das elektrische Licht andrehen; aber es versagte. „Donnerwetter!“ fluchte er. „Die Lampen im ganzen Haus funktionieren nicht; das ist doch noch nie vorgekommen! Es brennt übrigens in der Stadt; hast du die Feuerhörner gehört?“ Brothe fuhr in seine Hosen. „Nein,“ sagte er ärgerlich. „Mir ist der ganze Alarm unverständlich. Weiß Gott, wer der Esel ist, der ihn angeordnet hat. Haben Sie das ganze Haus geweckt, Feldwebel?“ Im großen Saal wurden Stimmen laut; auch oben in den Zimmern der Damen rührte es sich. „Ja wohl,“ gab der Feldwebel zur Antwort; „ich hab’ die Ordonnanzen herumgeschickt und alle wecken lassen.“ „Sehr unnütz,“ brummte Brothe; „Sie hätten damit warten sollen, bis ich mich telephonisch nach den Ursachen des Alarms erkundigt hatte. Jetzt entsteht vielleicht ganz unnütz eine Panik. Auf den Straßen ist es ganz ruhig; offenbar hat jemand von den jungen Offizieren auf der Kommandantur auf eigene Faust überstürzt gehandelt.“ Während Brothe sich den Rock zuknöpfte, ging Griesen aus dem Zimmer; er wollte auf die Straße hinunter und zur Stadt; vielleicht, daß man Näheres erfuhr.

Im großen Saal brannten einige Kerzen auf den Tischen. Die Mädchen und die Ordonnanzen standen schweigend in einer Gruppe beisammen, als Brothe zu ihnen heraustrat. Die Wache wurde heraufgerufen, die die Meldung vom Posten erhalten hatte, und ausgefragt. Der Mann berichtete, vor einer halben Stunde sei laut an die Haustür geklopft worden. Durch den Türspalt habe ihm ein Kamerad zugerufen, die Stadt werde geräumt. Wie der Kamerad ausgesehen hatte und ob er wie ein Posten ausgerüstet gewesen war, konnte er in der Dunkelheit nicht feststellen. Aber nebenan die vom russischen Kriegsgericht und von der deutschen Intendantur

seien auch alarmiert worden. In den Häusern brenne Licht; es werde gepackt. Grothe rief Medenau an. Der Major meldete sich sofort. Auch er war alarmiert worden. „Ich stehe vor einem Rätsel,“ wetterte er; „ich habe bei allen Stäben angefragt; von keiner Behörde ist der Befehl zum Alarm ausgegangen. Der Stabschef theilte mir ausdrücklich mit, daß vierzig Kilometer weit von Mitau gekämpft wird. Die Front hält stand; der Rückzug geht geordnet vor sich. Die Letten können also im äußersten Fall vor Tagen nicht daran denken, Mitau ernstlich zu bedrohen. Weiß Gott, wer die Finger im Spiel hat. Ich kann Ihnen sagen, hier ist die Hölle los! Bei mir rennt alles kopflos durcheinander; Lha weint. Die Russen am Markt und in der Seestraße schleppen ihre Archive auf die Straßen und laden sie auf Wagen. Die ganze Stadt ist in Aufregung. Und zum Überfluß brennt es im Kellergeschoß des Schlosses. Brandstiftung natürlich! Die Rechnungsbücher der samosen russischen Hauptkriegskasse brennen. Schluß!“

Grothe kehrte zu seinem Personal zurück und versuchte, die Verstörten zu beruhigen. Ilse Bühren war in Sorge um Friesen; sie ärgerte sich, daß er so allein zur Stadt gegangen war. Aber sie atmete auf, als Grothe sagte: „Wegen des unnützen Alarms wird eine Untersuchung eingeleitet werden, meine Herrschaften. Weiß der Himmel, wer sich einen infamen Spaß daraus gemacht hat, die Stadt nachts in Aufregung zu versetzen. Zur Beunruhigung liegt kein Grund vor. Ich muß Ihnen freilich mittheilen, daß in dieser Nacht auch Thorensberg endgültig geräumt worden ist. Damit rückt die Front Mitau bedenklich nahe. Aber im Vertrauen auf unsere Truppen, die nicht vor den Letten, sondern vor den schweren englischen Schiffsgeschützen zurückgewichen sind und nun Stellungen beziehen werden, die sie dem britischen Feuer nicht mehr aussetzen, wollen wir morgen in gewohnter

Weise an die Arbeit gehen. Es bleibt Ihrem Ermessen überlassen, ob Sie, um gegen alle Zufälligkeiten des Krieges gefeit zu sein, Ihre unentbehrlichsten Habseligkeiten verpacken und zum Abtransport nach Deutschland bereitstellen wollen. Da der Kampf Mitau nun so nahe rückt, müssen wir uns, um sorgloser arbeiten zu können, von allem unnützen Ballast befreien. Der Feldwebel wird morgen auch das große Archiv der Abteilung verpacken, und mit allem anderen unnützen Gepäck lasse ich es von zuverlässigen Leuten fortschaffen. Für Ihre Abbeförderung, sollte sie überhaupt einmal nötig werden, wird rechtzeitig Sorge getragen sein. Ich bitte also um Ruhe und Fassung!“ Mit einer leichten Verbeugung entließ Grothe sein Personal, das sich bald im stillwerdenden Hause verließ.

Als Grothe am andern Morgen durch die Straßen ging, bot sich ihm in der Stadt ein seltsamer Anblick. Überall stieß er auf Spuren der nächtlichen Panik, die sich übrigens trotz des nüchternen Tageslichtes keineswegs völlig gelegt hatte. Wohl ließ der Oberbefehlshaber durch Maueranschläge verkünden, daß die Front überall standhalte, die Etappe nach wie vor in Mitau verbleibe und die Verbreiter falscher Gerüchte streng nach Kriegsgesetzen bestraft werden würden. Aber die Masse hatte das Vertrauen verloren und glaubte an die Möglichkeit einer Wiederherstellung der Lage nicht mehr, seit Thorensberg verloren war. Es stellte sich heraus, daß lettische Agenten die nächtliche Panik provoziert hatten, um im Rücken der gegnerischen Front Verwirrung anzurichten. Zwei dieser Agenten wurden im Laufe des Tages festgenommen und nach kurzem Verhör an Ort und Stelle erschossen. Ohne das deutsche Rückgrat wäre die Awaloffarmee in jener Nacht wahrscheinlich in wenigen Stunden rettungslos zusammengebrochen. Tatsächlich war die Mehrzahl der russischen Offiziere der

Stappe völlig kopflos und ließ sich durch nichts mehr beruhigen. In langen Reihen standen die unbespannten, bis obenauf beladenen Bagagewagen vor den Quartieren der Russen. In den Amtsräumen gähnte Leere, alle Arbeit stockte, der Apparat hinter der Front geriet in hoffnungslose Verwirrung. Notdürftig hielten deutsche Kräfte den Betrieb aufrecht; aber es ließ sich absehen, daß diese ohnehin erschöpften Männer die doppelte und dreifache Arbeit nicht lange würden leisten können.

Gegen Abend sollte, um den Stappenpunkt von überflüssigen, nervösen Menschen zu befreien, ein Flüchtlingszug für deutsch-baltische Zivilisten nach Tilsit abgelassen werden. Ununterbrochen waren Hand- und Rollwagen mit dem Gepäck dieser Flüchtlinge zum Bahnhof unterwegs. Unter die Zivilisten mischten sich jedoch auch zahlreiche fragwürdige deutsche Soldatentypen, die ihren Verbänden entlaufen waren und danach trachteten, nun die Situation hier draußen kritisch wurde, mit dem, was sie errafft und errubelt hatten, möglichst rechtzeitig nach Deutschland zu entweichen. Überall in der Stadt tauchten diese Leute plötzlich auf. Es war, als hätten sie sich im Drunter und Drüber des beginnenden Chaos erst jetzt aus ihren Verstecken hervorgewagt. Die Hände in den Hosentaschen, die Mütze tief im Nacken, und trotz der Kälte in sadenscheinigen, vertragenen Röcken, lungerten sie mit ihren unrasierten, verlebten Gesichtern als Auswurf des zerfallenden Söldnerheeres umher und spähten nach Beute aus. Als sie im Laufe des Tages immer zahlreicher wurden und aufzufallen begannen, schlossen die meisten Geschäftsinhaber und Gastwirte ihre Läden und Wirtschaften, was zu neuen Anzuträglichkeiten führte und von den Behörden als feindselige Handlung, als Boykott gegen die Armee, aufgefaßt wurde. Holst ließ einige Lebensmittelläden und Gasthöfe von den Patrouillen seiner verstärkten Sicherheitstruppe gewaltsam wieder öffnen.



Aufläufe ließen sich dabei nicht vermeiden, da die Inhaber protestierten. Und Mitau durchlief noch am Abend das Gerücht, Plünderungen, die der Polizeidirektor zulasse, hätten begonnen. Von der Front her aber hörte man ums Dunkelwerden den ersten dumpfen Kanonendonner; in den alten, verfallenen Stellungen des Weltkrieges begann sich die von Riga zurückflutende Alwaloffarmee noch einmal zu setzen. Schaurig=schön rötete sich über den Wäldern jenseits der Aa der blasser, klare Abendhimmel und blieb in leuchtendes Rot getaucht, als längst die neue Nacht hereingebrochen war. Die Gehöfte an der Straße Mitau—Riga gingen eines um das andere in Flammen auf...

Für eine Stunde kehrte Grothe vor dem Abendessen in das Engelbrechtsche Haus zurück, um festzustellen, wie der Feldwebel mit dem Packen zurechtgekommen war. Todmüde vom vielen Gehen und ganz erstarrt vor Kälte, trat er in den Saal. Die Beleuchtung funktionierte wieder. Stroh und Papier lag am Boden. Die Ordonnanzen knieten vor hohen Aktenstößen. Einige Damen halfen. Friesen kommandierte. In Grothes Zimmer standen die Koffer bereits fertig gepackt. Mit dem Flüchtlingszuge sollte der Feldwebel das Gepäck nachts selbst fortschaffen. Grothe sah sich fremd und betrübt in seinen beiden Räumen um. Sie waren unwohnlich und schienen verlassen. Das Feuer im Kamin hatte der Bursche ausgehen lassen. Das unterstrich die unbehagliche Stimmung. Ein Gefühl der Trostlosigkeit befiel ihn, als er sich zerstreut an seinen fast leergeräumten Schreibtisch setzte. In den Zimmern war nur das Allernotwendigste zurückgeblieben, so viel, daß der Bursche es, wenn es nötig wurde, zusammen mit Friesens kleinem Feldkoffer bequem im Auto unterbringen konnte. Grothe fühlte plötzlich, wie seine Kraft und Energie schon heute rasch erlahmte, wie völlig unfähig er, selbst wenn er wollte, wäre, sich den Ereignissen ent-

gegenzustemmen. Das Strohfeuer seines Enthusiasmus für das Unternehmen war herabgebrannt. Er kannte nur noch Resignation. Auch in ihm begann der Zusammenbruch seine Wirkung zu tun. Er spürte es deutlich... Da sprang er auf; er mußte unter Menschen gehen und dieser Auflösung entfliehen.

Im Saal lief ihm Ilse Bühren in die Arme. Er schüttelte ihr die Hand. „Der Sargdeckel wird geschlossen,“ sagte er zu ihr. „Ich entfliehe diesem Grab zum Major. Bestellen Sie es Kurt, damit er weiß, wo ich bin. Später im Klub. Ich komme erst nachts zurück.“ Er lief hinaus. Mit ihren blanken blauen Augen sah Ilse ihm nach. Sie schlüpfte in Griesens Zimmer und küßte ihn auf beide Wangen. „Kurtel,“ sagte sie. „Denk, wenn ich dich nicht hätte! Wohin sollte ich mich allein mit Mama im großen Deutschland wenden? Mein Bruder ist bei der Landeswehr. Nun sind wir ganz von ihm abgeschnitten.“ Griesen warf den Aktenband, den er in der Hand hielt, auf den Tisch. Er schloß sie in die Arme und drückte ihren Kopf an seine Brust. Dann preßte er einen Kuß auf ihre Stirn. „Dumme Ilse! Du sollst sehen, was für ein schönes, neues Leben im deutschen Vaterlande ich uns zimmre. Ich habe viel hier draußen gelernt. Mir tut es um das Jahr nicht leid, das ich hier beim Leben in der Lehre verbracht habe. Und meiner alten Dame stelle ich einen anderen Kurt vor, als den, der sie vor zwölf Monaten abenteuerlustig wie ein Knabe verließ.“

\*

\*

\*

Am Abend des 16. November brach in Mitau eine neue Panik aus. Die Stadt brannte an zwei Stellen. Von der Front her rollte der Donner einer schweren Kanonade.

Grothe stand unterdessen im Vorraum zu Medenaus Arbeitszimmer am Apparat und ließ sich von Brönnner, der aus einem Bauernhause im Kampfgebiete sprach, berichten, daß die Front vorerst zum Stehen gebracht sei. Die Betten drängten nur langsam nach; es sei dennoch auffallend, daß sie schon so bald vorfühlten. Sie hatten ihre Taktik überhaupt geändert und bei Thorensberg wie die Löwen gekämpft. „Das ist das deutsche Blut der Bastarde,“ schrie Brönnner in den Apparat hinein. „Auf unserer Seite gibt es hingegen leider viele Drückeberger, die nur solange mitmachen, als es sich ohne ernste Lebensgefahr rubeln läßt. Na, ich sag’ dir überhaupt,“ schloß er; „ich hab’ dir viel zu erzählen. Weiß Gott, wo und wann wir uns in diesem Chaos wiedersehen. Vielleicht überhaupt nicht mehr, denn die Betten schießen wie die Irrsinnigen. Teuffel von Salomon ist in der vorigen Nacht gefallen. Bauchschuß! Nach einer Stunde tot. Wir haben schwere Verluste. Viele brave Kerls, in denen noch alter Geist steckte, sind nicht mehr. Sollte ich nicht zurückkehren, Wolf, so halte du die Fahne hoch. Hier draußen ist’s vorbei — das fühle auch ich. Wir ersticken an eigener Fäulnis. Aber deshalb darf man nicht verzagen. Auf zu neuen Taten im Vaterlande!“

Bedächtig legte Grothe den Hörer aus der Hand. In diesem Augenblick traten ernst und schweigend Fürst Alwaloff-Bermond und Leutnant Schulgin aus Medenaus Zimmer und der Major kam Grothe fast feierlich entgegen und drückte ihm die Hand. „Kommen Sie, Herr Doktor,“ sagte er; „ich habe Ihnen eine entscheidende Mitteilung zu machen.“

Als sie Platz genommen hatten, begann Medenau mit mühsam gemeisterter Bewegung: „Es scheint endgültig zu Ende zu sein. Vor vier Stunden hat Alwaloff offiziell den Oberbefehl niedergelegt und mich gebeten, Sorge dafür zu tragen, daß die deutschen und russischen

Truppen unverzüglich nach Deutschland abtransportiert werden. Die Front ist nämlich im Zusammenbrechen. Die Unterführer hoffen, die Katastrophe noch einige Tage hinhalten zu können. Aber bis dahin müssen wir einen Waffenstillstand haben. Er wird sich natürlich nur erreichen lassen, wenn wir Letten und Engländern sichere Garantien dafür bieten können, daß die Truppe unverzüglich aus dem Lande geführt wird. Ich habe mich zu diesem Zwecke sofort durch den Fernschreiber an Generalleutnant von Eberhardt in Tilsit gewandt mit der Bitte, den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen und uns unter seinen Schutz zu stellen. Nach Rücksprache mit der Berliner Regierung und der Königsberger Entente-Kommission hat mir der General soeben eine zusagende Antwort erteilt. Alles ist so unglaublich rasch gegangen. Die russische Armee und die russische Regierung haben zu bestehen aufgehört!“ Grothe sagte nichts. Er holte nur seine Uhr hervor und zog sie bedächtig auf. Medenau fuhr fort: „Generalleutnant von Eberhardt reist morgen früh mit dem Generalkommando von Tilsit nach Mitau, um die Räumungsoperation einzuleiten. Nun, Herr Doktor, was sagen Sie? Weshalb reden Sie nicht? Graut Ihnen vor Ihrem Berliner schönen Heim, von dem Sie sich im März gar nicht trennen zu können vorgaben?“ Grothe nickte zerstreut. „Seit vorgestern überrascht mich nichts mehr. Von meinem Vater erhielt ich heute ein Telegramm aus Königsberg. Er ist mit den Meinigen schon dort und will in Gartz eine Villa mieten. Alles geht leicht und selbstverständlich vor sich. Betragen ist geräumt. Dort hausen bereits die Letten.“

\*

\*

\*

Um acht Uhr abends am 20. November wurde Grothe telephonisch zu Generalleutnant von Eberhardt



berufen, der in seinem Wohnzuge auf dem Bahnhof empfing. Grothe machte sich zu Fuß auf. Die Straßen, die laut Polizeiverordnung neuerdings nach Einbruch der Dunkelheit nicht ohne besonderen Ausweis betreten werden durften, waren leer. Nur ein paar Patrouillen gingen die Häuser entlang. Der Himmel schien bewölkt. Jedemfalls ließ sich kein Stern blicken. Trotzdem fror es stark. Ein orkanartiger Ostwind, der wütend an den Laternen und Fensterläden rüttelte, und den feinen Schnee in harten Stößen von den Dächern segte, ließ den Frost doppelt empfindlich fühlbar werden.

Der General, ein corpulenter Herr in den besten Jahren mit strengen, kühnen Augen, empfing Grothe mit einem Seufzer. „Ich bin urplötzlich vor die bittere Tatsache gestellt worden,“ sagte er, „einen kurzen Entschluß fassen zu müssen. Es ergeht soeben an alle Behörden in Mitau der Befehl, sich zum Abtransport noch im Laufe dieser Nacht bereit zu machen. Ob es mir gelingen wird, die Stadt so lange zu halten, bis die ordnungsmäßige Räumung durchgeführt ist, eine Aufgabe, die ich mir eigentlich gestellt hatte, läßt sich zur Stunde mit Gewißheit leider nicht mehr sagen. Die Ketten sind in großer Übermacht nachmittags nördlich von Mitau überraschend durchgebrochen. Ich fürchte, die Räumung muß bis spätestens drei Uhr nachts durchgeführt sein. Dann können die Ketten an der Aa sein, während eine andere feindliche Gruppe, die durchgebrochen ist und im Rücken unserer Aufstellung steht, in jener Stunde vielleicht schon in die Stadt eindringt. Sie sehen, Eile tut not! Der Rückzug wird schwer und gefährvoll sein, da der Feind ungestüm nachdrängen dürfte. Bis die letzten Züge abgelassen sind, werden die Truppen, die bereits auf Mitau zurückgenommen werden, die Stadt zu halten versuchen. Wir treffen uns, so Gott will, in Schaulen lebend wieder, wo die Armee sich vor Überschreiten der deutschen Grenze

auf litauischem Territorium sammeln soll. Bis dahin, Herr Doktor, guten Abend!“

Nachdenklich ging Grothe durch die noch immer stillen, ahnungslosen Straßen zur Stadt zurück. Der Sturm heulte. Das Spiel der Leuchtfugeln über der Front war etwas häufiger geworden. Sonst wies nichts darauf hin, welche Entscheidung unterdessen gefallen war. In einer Stunde wird Panik und Angst durch diese schlafende Stadt jagen, stellte Grothe fest. Er piffte leise vor sich hin und hieb mit dem Stock Herzen in die Luft. In diesen Augenblicken war ihm alles gleich. Klar und umsichtig, als handele es sich um einen gewöhnlichen Auftrag, erteilte er im Engelbrechtschen Hause seinem erschrockenen und verwirrten Personal nach einer kurzen Erläuterung der Lage die Anordnung zur Übersiedlung in die auf dem Bahnhof für seine Abteilung bereitstehenden Waggonen. Friesen, den er gern bei Ilse ließ, betraute er mit der Führung des Transportes. Er selbst wollte allein mit dem Chauffeur im Auto bis Schaulen fahren. Seine letzten Sachen packte er mit dem Burschen zusammen. Friesen verbrannte im großen Saal im Ramin überflüssige Akten. Ilse verschloß die Schreibmaschinen.

Um zehn Uhr ging Grothe, ohne sich umzuschauen, rasch aus dem Hause. Er hatte das Auto an den Bahnhof bestellt. Von dort aus wollte er erst dann aus Mitau hinausfahren, wenn auch der Zug des Generalkommandos sich in Bewegung gesetzt hatte. Als er hinaustrat, schlug dumpfer, brausender Lärm an sein Ohr. Die schlafende Stadt war jäh erwacht und reckte in tödlichem Schreck die Glieder. Am Himmel aber standen rund um Mitau wie lodernde Fanale die feurigen Gluten naher und ferner Brände. Von rotem Widerschein war die Stadt fast umschlossen. Nur nach Süden zu hing über den Straßen zur deutschen Grenze der Himmel schwarz herab wie ein

Frauertuch in all der zuckenden Röte. Noch war die Rückzugsstraße also frei . . . Grothe schlug den Pelzfragen hoch. Es hatte zu schneien begonnen; wie eine Flut von kühlen, rosenroten Blütenblättern wirbelten die Flocken, vom Sturm getragen, im gespenstischen Licht der Brände . . . In langen, ununterbrochenen Kolonnen rollten Bagagewagen durch die Hauptstraßen südwärts. Größere und kleinere Trupps bewaffneter deutscher und russischer Soldaten folgte ihnen. Auf den Kisten und Säcken der Wagen hockten vermummte Gestalten: Frauen, Kinder, Dirnen, Helferinnen. Eine Gruppe von russischen Schwestern in dicken Wintermänteln, durchbrochenen Strümpfen und halbhohen, graziösen Schuhen watete zu Fuß durch den stellenweise hoch aufgewehten Schnee zum Bahnhof; Wagen und Pferde reichten nicht für alle Flüchtlinge. Schwer schleppten die Mädchen an ihrem Gepäck. Vor dem Quartier Awaloffs hielten einige brausende Autos mit großen, leuchtenden Azethlenaugen; des Fürsten markante Gestalt wurde für Sekunden an einem der hellerleuchteten Fenster sichtbar; er trug bereits reisefertig die schwarze Lammsfellmütze und den Burnus. Auf der Großen Straße, in der die meisten Geschäfte lagen, herrschte gegen Mitternacht gereizte Spannung. Viele fragwürdige Elemente lungerten umher, die Streit und Händel mit Holsts Patrouillen suchten. Es kam schließlich am Markt zu einer Schlägerei; einige Schüsse fielen, Blut floß. Als die Patrouillen es aber aufgaben, in diesen Stunden der Auflösung Ordnung zu schaffen, und das Feld räumten, begannen dunkle Elemente die Läden zu plündern. Einige Russen, Offiziere darunter, beteiligten sich daran. Und mehrere Tiroler von Potiorecs in Auflösung begriffenem Freikorps taten mit. Der Kanonendonner im Norden und Osten der Stadt kam näher. Betrunkene, die den Klub und die Weinhandlungen geplündert hatten, zogen gröhlend durch die

Straßen, schlugen die Fenster der Bürgerwohnungen oder die Scheiben der Gaslaternen ein und wälzten sich im Kinnstein. Vorübergehende nahmen ihnen ihre Beute lachend ab.

Über Erwarten rasch vollzog sich die Räumung. Als Grothe sich gegen ein Uhr nachts zum Bahnhof aufmachte, hatten die militärischen Behörden die innere Stadt in der Hauptsache verlassen. Es blieben nur noch Nachzügler und zahlreiche Deutsch-Balten zurück, die ihr Gepäck nicht so rasch zur Bahn schaffen konnten. Um so größeren Zuzug erhielt um diese Zeit das lichtscheue Gesindel, das im Sinne mittelalterlicher Bräuche tat, als sei die Stadt ihm von den Obersten des weichenden Söldnerheeres zur Brandschatzung preisgegeben. Diese Elemente begnügten sich nicht damit, das Wertvollste aus den verlassenen Quartieren herauszuschleppen. Hier und da legten sie Feuer an.

Grothe ging zum Bahnhof hinaus. Zwischen den langen Reihen von leeren Viehwagen, in denen sich Militär und Zivilisten bunt durcheinander unterbrachten, war dort nahezu alles versammelt, was in Mitau irgendwie zum Alwaloffunternehmen Beziehungen unterhalten hatte. Jedermann floh vor der Rache der Ketten, die sich in nichts von den roten Horden der Bolschewiken unterscheiden sollten.

Nicht alle vertrauten sich freilich den Flüchtlingszügen an, da es ihnen fraglich erschien, ob es gelingen würde, die Transporte rechtzeitig aus dem Bahnhof zu schaffen. Diese hatten es vorgezogen, sich den Trainkolonnen anzuschließen, und durch die eisige Nacht auf der Chaussee nach Süden zu marschieren. Die Bahnsteige waren vom lodernden Brande des jenseits der Aa liegenden, nahen Güterbahnhofes, den Pioniere übereifrig angezündet hatten, grell erleuchtet. Es schneite noch immer. Medenau trat auf Grothe zu; er drückte ihm stumm dreitausend



Mark in die Hand. „Was soll es mit dem Gelde?“ fragte Grothe erstaunt. Der Major lächelte: „Ihr letztes Monatsgehalt. Ich kam in aller Aufregung der letzten Tage nicht dazu, es Ihnen auszuhändigen. Bei der Abrechnung heute steckte ich es zu mir.“ „Auch das noch!“ rief Grothe; „mir wird ganz wirr im Kopf.“ Graf Trubow-Trubnoi und Fürst Alwaloff-Bermondt, die im einzigen Wagen zweiter Klasse des Zuges, der für die russischen Stäbe reserviert war, ein Unterkommen gefunden hatten, standen schweigend ein wenig abseits vom übrigen Publikum, solange ihr Gepäck in den Wagen gehoben wurde. Das Personal der politischen Abteilung hatte Friesen vorzüglich untergebracht. Als Grothe an dem Wagen vorüberkam, stand Friesen in kurzem Jagdpelz in der breiten Schiebetür, einen Arm zärtlich um Ilse's Hüfte geschlungen. Das Gesicht des Mädchens hatten Kälte und Eifer gerötet. Der Widerschein des Brandes tauchte die beiden jungen Menschen in magisches Licht. Wie zuversichtlich sie ins neue, geordnete Leben fahren! dachte Grothe. „Glückliche Reise!“ rief er herzlich zu ihnen hinauf. Er wurde sich plötzlich dessen bewußt, daß er die ganze Zeit dunkel der Vorstellung gelebt hatte, er sei nur auf den Bahnhof gekommen, all den anderen das Geleit zu geben, während er selbst irgendwo hier draußen im Chaos zurückblieb. Lösten sich wirklich schon alle Beziehungen zwischen ihm und den vielen Menschen, in deren bunten Kreis er noch gestern gehört hatte? Ein Gefühl trauriger Einsamkeit und völligen Verlassenseins überkam ihn. Einer jähen Regung folgend, reckte er den Arm zu Friesen empor, faßte des Freundes Hand und steckte ihm die Geldscheine zu, die Medenau ihm gegeben hatte. „Nimm,“ sagte er rauh, „du wirst es gebrauchen können.“ Und rasch ging er fort. Im Gewühl stieß er auf Holst. Der Polizeidirektor machte ihn auf eine Gruppe betrunkenen, russischer Offiziere aufmerksam, die ihre Hab-

seligkeiten in das verwaschene Tuch einer russischen Fahne gebunden hatten. „Ein grotesker Untergang,“ rief er; „Gott sei des Zaren Schutz! . . .“

Um drei Uhr morgens, als der Zug des Generals abgelassen worden war, setzte sich Grothe in seinem Auto zurecht. Während der Chauffeur den Motor anspringen ließ, blickte er sich ein letztes Mal ernst um. Der Sturm hatte sich ein wenig gelegt. Ruhiger sanken die Flocken. Gegen den hellen, roten Himmel hoben sich starr und schwarz die Äste und Zweige der nackten Bäume ab. Die Luft schmeckte von den vielen Bränden nach Rauch. In der Stadt aber fielen vereinzelte Schüsse.

Schaurige Bilder bot dann die eisige Fahrt, die Grothe fast erstarren machte. Bei heftigem Schneetreiben und fünfzehn Grad Kälte bevölkerten Tausende zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß die schnurgerade Heerstraße nach Süden. Unter diesen Umständen kam das Auto langsamer vorwärts, als Grothe lieb war. Immerwährend schrillte warnend die Signalpfeife. Dann stoben die Fußgänger auseinander: Männer mit kleinen Kindern an der Hand, Frauen, denen die Füße den Dienst versagten, Soldaten in Decken und Tücher gewickelt, bewaffnete Trupps und elende Mitläufer. Fast bis Platon, zwanzig Kilometer weit, begleitete der ununterbrochene Zug dieser Spitze des geschlagenen Heeres das schraubende Auto. Die Wagen waren schneeberweht, die Pferde erschöpft und befroren. Unheimlich polterten zwischen den hochgeladenen Trainwagen Geschütze. Mit drei und vier abgetriebenen Säulen bespannt, folgten altertümliche Kutschen des Mitauer Adels. Die Feldküchen dampften. Hier und da ragte die Gestalt eines Reiters über das Durcheinander der Fuhrwerke hinaus. Es war, als seien die Elendgestalten aus dem Rückzug der großen Napoleonischen Armee im Winter 1812 in Eis und Schnee zu neuer Qual und neuem Sterben auferstanden . . .

Fast gleichzeitig mit den beiden Zügen der Generalität traf das Auto in Schaulen ein. Brothe schlief. Der Chauffeur mußte ihn wecken. Mehrmals versuchte er vergeblich, sich zu erheben. Schließlich stand er auf festem Boden und ging auf den kleinen Bahnhof zu, vor dem das Auto hielt. Aber seine Füße fühlte er kaum. Ihm war dunkel vor den Augen, und in der Lunge spürte er stechenden Schmerz. „Dumm,“ dachte er, „ich habe mich erkältet.“ Medenau kam auf dem Bahnsteig vor dem Zuge des Generals auf ihn zu. „Gottlob, Sie sind da!“ rief er erfreut; „ich war in Sorge um Sie. Die Straßen sind unsicher. Es ist wirklich leichtsinnig von Ihnen gewesen, die Reise bei diesem Wetter im Auto zurückzulegen.“ Brothe nickte apathisch. „Leichtsinnig war es in der Tat,“ sagte er mit heiserer Stimme. „Ich hab’ mir einen tüchtigen Schnupfen geholt. Angefallen hat mich aber niemand.“ „Dann haben Sie Glück gehabt,“ stellte Medenau fest. „Auch wir sind im letzten Augenblick durchgeschlüpft. Wissen Sie, Doktor, daß wir in der Falle sitzen? Hinter uns haben die Litauer die Schienen aufgerissen. Schaulen ist von ihren Banden vollkommen eingeschlossen. Auch der Bahnkörper nach Deutschland ist an mehreren Stellen zerstört. Es sieht höchst kritisch aus. Ich fürchte, von der ganzen Armee werden sich nur Trümmer in die Heimat retten. Alle Wege sind verlegt. Der General sprach schon von der Möglichkeit, daß auch wir uns mit den dreihundert Mann russischer Truppen, die in Schaulen liegen, und den Mannschaften, die zu den beiden Generalkommandos gehören, zu Fuß werden zur Grenze durchschlagen müssen. Der Himmel weiß, was aus der Eisernen Division und der Deutschen Legion, den Russen und Flüchtlingen und den Transporten wird, die nun zwischen Mitau und Schaulen stecken bleiben.“ Brothe hatte fast gleichgültig zugehört. Nur Friesen und Ilse fielen ihm blighaft ein. Er sah die Gestalten der

beiden jungen Menschen den Bruchteil einer Sekunde lang, vom Widerschein der Brände beleuchtet, glücklich in der Schiebetür des Viehwagens stehen. Dann erblickte er seinen Burschen. „Mensch,“ rief er ihm zu; „und wenn die Welt untergeht — ich bin zum Umsinken müde! Sag’ mir, wo ich schlafen kann. Verzeihung, Herr Major; ich vermag aber wirklich nicht mehr zuzuhören.“ Er wankte hinter dem Burschen her zum Wagen zweiter Klasse, in dem für ihn und Friesen ein Abteil reserviert war.

Erst am späten Nachmittag wurde er von Medenau aus totenähnlichem Schlaf aufgerüttelt. „Menschenkind,“ schalt der Major gutmütig, „unsereins regt sich hier um das Leben von Tausenden auf, und Sie schlafen wie ein Gerechter. Kommen Sie! In wenigen Minuten müssen die ersten Flüchtlingszüge, die den ganzen Tag über auf der Strecke gelegen haben und heftig beschossen worden sind, eintreffen. Sind Sie denn gar nicht in Sorge um Ihr Personal? Vielleicht sind unsere Leute in den beiden Zügen, deren Besatzungen sich glücklich den Weg freigemacht haben. Drei Züge liegen noch wer weiß wo draußen.“ Der Major war in Pelz und Mütze. Grothe gähnte. Ihn fror. Ein Fieberschauer nach dem anderen lief ihm über den Rücken. „Gut, ich komme,“ sagte er ergeben und richtete sich auf. Seine Glieder schmerzten; er fühlte sie wie bleierne Lasten.

Raum waren sie auf den Bahnsteig hinausgegangen, als die beiden Züge langsam dicht hintereinander einfuhren. Auf den vereisten Lokomotiven starrten Maschinengewehre. Auf einem der offenen Wagen gleich hinter der Lokomotive des ersten Zuges standen Offiziere und Soldaten in Stahlhelmen neben einem leichten Feldgeschütz. Die meisten roten Waggon wiesen im Holz der Wände helle Kugelspuren auf. Ein alter Personenwagen war besonders arg mitgenommen; eine litauische Granate hatte seine Wand eingedrückt. Als die Züge



hielten, strömten die Insassen auf den Bahnsteig. Wirr und erregt schwirrten die Stimmen durcheinander. Die meisten Gesichter waren blaß und überanstrengt. Jemand rief nach einer Tragbahre. In Decken eingehüllt, wurde ein Verwundeter vorübergetragen. In den offenen Waggontüren standen Männer und Frauen, Soldaten und Zivilisten, Kinder klammerten sich an die Röcke der Mütter. Dieser und jener begann von seinen Erlebnissen zu erzählen. Gruppen bildeten sich vor einzelnen Waggonen.

Unruhig spähte Grothe nach Friesen aus. Medenau hatte er im Gedränge längst verloren. Endlich entdeckte er am Ende des Zuges den Freund. Er atmete erleichtert auf. Auch Ilse steckte den Kopf aus der Thür. Beide winkten ihm von Weitem lebhaft zu. Als er den Wagen erreicht hatte, sprangen Friesen und Ilse herunter. Es gab ein herzliches Händeschütteln. In jähem Aberschwang schlang Ilse ihre Arme um Grothes Nacken. Er wurde ein wenig verlegen, aber war doch tief gerührt. Auch das Personal umringte den Chef. Er mußte zwei und drei Hände auf einmal drücken. Dann begann Friesen zu erzählen. Auf halber Strecke war der Zug ums Morgengrauen plötzlich stehengeblieben, da sich der Bahnkörper als zerstört erwies. Es fehlte nicht viel, dann wäre der nachfolgende Zug in ihren Transport hineingefahren. Die Litauer, durch die Häuser eines nahen Dorfes gedeckt, eröffneten auf beide Züge sofort das Feuer aus Maschinengewehren, Karabinern und sogar aus einem Geschütz. Es entstand naturgemäß eine Panik; dann übernahm aber ein schneidiger, alter Major das Kommando und organisierte in wenigen Minuten die Verteidigung. Die Frauen, Kinder und ersten Verwundeten flüchteten in den Graben des Bahndammes. Aber zwei Stunden lagen auch Ilse und ihre Mutter auf dem Eis dieses Grabens. Dann wurden im Zuge Maschinengewehre aufgestellt,

auf freiem Felde auch das Feldgeschütz in Stellung gebracht und das Feuer der Banditen erwidert. Die Schießerei dauerte lange. Erst als ein paar Häuser des Dorfes in Brand geschossen waren, befahl der Major den Angriff. Er ging selbst als erster vor und fiel am Eingang des Dorfes. Der Ort wurde im Sturm genommen, die Litauer in den Wald hineingetrieben und eine Anzahl Gefangener gemacht. Dann schritt man zur Wiederherstellung der Strecke. Die Arbeit, an der sich sogar die Damen beteiligten, nahm viele Stunden in Anspruch. Unterdessen rückten die Litauer heutigierig wieder vor. Man hielt sie von einem neuen Überfall nur dadurch zurück, daß man ihre Gefangenen in langer Reihe auf den Trittbrettern der Züge aufstellte. Wenn die Litauer geschossen hätten, wären ihren Kugeln ihre eigenen Leute zuerst zum Opfer gefallen. Die Gefangenen ließ man übrigens während der ganzen Fahrt bis zur letzten Station auf den Trittbrettern stehen und erreichte damit, daß sich der Überfall nicht wiederholte.

\*       \*       \*

Grothe lag mit hohem Fieber angekleidet auf dem verwühlten Bett in seinem Abteil. Obwohl er sich matt und schwerkrank fühlte, hatte er doch zugesagt, abends in die nahe Villa eines Lederfabrikanten hinüberzugehen, in welcher der Führer der Deutschen Legion, Oberstleutnant Fock, und Brönnner ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Brönnner hatte vor, eine Punschbowle zu brauen. Die äußerste Gefahr schien nämlich abgewandt. Die Liteten waren an der litauischen Grenze stehen geblieben, die Litauer hatten den Kampf abgebrochen, die ersten Formationen der Deutschen Legion erreichten Schaulen, und die Bahnverbindung nach Deutschland war wieder hergestellt. Als Vertreter des ostpreussischen Wehrkreiskommandos

war mit dem Zuge einer alliirten Kontrollkommission Major Zacharias aus Königsberg eingetroffen, um mit Generalleutnant von Eberhardt über die Unterbringung der Baltikumer in Deutschland zu verhandeln. Auch ihn, Major von Medenau und Friesen hatte Brönnner eingeladen.

„Was macht Ilse?“ fragte Grothe und nahm einen Schluck heißen Brog. Friesen, der auf seiner Bank saß und in einem Roman geblättert hatte, warf das Buch fort. „Danke,“ entgegnete er; „sie läßt dich grüßen. Die beiden Frauen tun mir in ihrem schmutzigen Wagen leid. Gottlob, daß nun die Strecke wieder frei ist. Mit dem ersten Zuge sollen sie nach Deutschland abfahren. Zu meiner Mutter. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so glücklich heimkehren würde, als ich vor einem Jahr haltlos und als Abenteurer nach Kurland hinausging. Nun kann ein neues, frohes Leben beginnen.“ Grothe wandte sich ab. Sein Kopf tat weh.

In den traulichen Raum der Fabrikantenvilla trat Grothe mit Friesen, als alle anderen sich schon versammelt hatten. Auf seinen Wangen brannten heftische, rote Flecken. Er mußte husten, als er den Oberstleutnant begrüßte. Brönnners Gesicht rahmte ein wirr sprossender, schwarzer Bart ein. Er sah verändert, noch männlicher, noch härter aus. Man hatte Grothe erzählt, daß er auf dem furchtbaren Rückmarsch der unerschrockenste und kühnste Führer gewesen sei. Neben ihm nahm sich die gepflegte Erscheinung des Königsbergers Majors schwächlig und salonfähig aus. Von der Decke brannte eine elektrische Hängelampe in blauseidenem Schirm herab. Die Punschterrine und die vollen Gläser dampften auf dem Tisch. Grothe ließ sich auf einem Lehnstuhl nieder. Erschauernd schüttelte er sich. „Noch immer nicht besser, Herr Doktor?“ fragte der Oberstleutnant teilnehmend. „Sie sehen recht schlecht aus. Trinken Sie ein Glas von

Brönners verrücktem Teufelsgebräu in einem Zuge leer; das wird Ihnen gut bekommen. Ich spreche aus Erfahrung“ Grothe nickte und trank. Die heiße, starke Flüssigkeit tat ihm wohl. Der konzentrierte Alkohol begann ihm langsam die Sinne zu umnebeln.

Laut schwirrten die Stimmen durcheinander. Man tauschte die Eindrücke der letzten Tage aus, versuchte Rückschau und Ausblick zu halten. „Es läßt sich nicht abstreiten,“ sagte der Oberstleutnant. „Die Leute haben sich prachtvoll gehalten. Gewiß, es ist die Gruppe der Kriegszeit nicht mehr. Viel Halunken sind darunter. Aber auf diesem Kern könnte neu gebaut werden. Wenn die Führung nicht versagt hätte, wir nicht von aller Welt abgeschnitten gewesen wären, während die Letzten glänzend versorgt wurden, und die russischen Kriegsgefangenenverbände, die in den Lagern vertrottelt sind, besser standgehalten haben würden — wir hätten die Sache geschmissen. Auf die deutschen Mannschaften konnte man bauen.“ Grothe nahm an der Unterhaltung kaum teil. Er hörte die Stimmen wie von Ferne rauschend an sein Ohr klingen und sah die einzelnen Gesichter klein und gleichsam verwischt durch einen bläulichen Dunst. Wozu sich ereisern, dachte er. Es ist zu spät. Aus dem Trümmerfeld läßt sich nichts mehr retten. Die ganze Welt ist ein Scherbenhaufen. Es wäre vergeblich, nach einem Strohhalme zu greifen, nach einer Insel der Glückseligen zu suchen. Es war schon das Beste, man schlich sich still davon; aber er fand die Kraft nicht, sich zu erheben. Seine Gedanken folgten seinem Willen nicht mehr. Da hörte er Brönnner allein sprechen.

„Ich gebe zu,“ sagte er, „daß wir uns restloser nicht auflösen konnten, als es geschehen ist. Wir haben allen Grund, an unsere Brust zu schlagen und zu bekennen: mea culpa, maxima mea culpa! Aber was hilft das Winseln! Besser machen, aus den Fehlern lernen, heißt



die Parole. Es darf um keinen Preis geduldet werden, daß wir erlahmen. Vorwärts zu neuen Taten in der Heimat! Es wird genug zu tun geben. Eine Schar Undeutscher regiert Deutschland. Unter ihnen verstehe ich alle jene, in denen fremdes, niederes Blut, mit dem unsere Rasse im Laufe der Jahrhunderte verwässert worden ist, zum Durchbruch gekommen sein muß, so daß sie kaum mehr Deutsche sind. Daher das mangelnde Nationalgefühl des internationalisierten Proletariats unserer Industriestädte und der regierenden Männer aus diesem Stande. Ehe nicht neue Wirren, die ich für unvermeidlich halte, diese Fremdkörper im Volk hinweggeschwemmt haben werden, so daß sie an Einfluß verlieren, und ehe nicht das edelrassige deutsche Blut wieder zur Geltung gekommen sein wird, meine Herren, glaube ich an keine baldige, friedliche Erneuerung. Nur Gewalt kann den Prozeß der Reinigung beschleunigen. Auf welcher Seite in dem bevorstehenden Kampf wir heimkehrenden Baltikumer stehen werden, brauche ich wohl nicht anzudeuten. Wir stellen uns jedem wagemutigen Manne zur Verfügung, der danach trachtet, gewaltsam die Gegenwart zu liquidieren. In diesem Sinne dürfen wir uns trotz des Mitauer Bankrottes immerdar stolz daran erinnern, Baltikumer gewesen zu sein. Und sollte uns auch alles fehlgeschlagen sein, eine historische Tatsache haben wir dennoch aufgerichtet: die unbesiegbare Idee der deutsch-russischen Einigung, durch die allein die Welt sich in neuem Gleichgewicht wiedergestalten kann. Am Gottes willen, ich bin der letzte, der es leugnen möchte, unser Versuch, diese Idee schon heute zu verwirklichen, sei in Fäulnis und Schmutz erstickt. Aber die Idee als solche war und ist nicht faul und wird es nimmer sein. An ihr muß festgehalten werden. Allen Ernstes: verzagen wir nicht. Unererschütterlich glaube ich trotz allem an eine herrliche, neue, deutsche Zukunft. Und

sollte sie auch erst empordämmern, wenn unsere Söhne Greise sind — ihr den Weg mit allen Kräften treu und redlich zu bereiten, ist unsere verdamnte Pflicht und Schuldigkeit.“ Er schwieg. Seine rechte Faust lag ge-  
ballt auf dem grünen Tuch des Tisches. „Gut!“ sagte Medenau ernst, „ein Hundsfott, wer anders denkt und den Kopf hängen läßt. Wir wollen starke Naturen sein.“ Ein Hustenanfall befiel Grothe. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. „Ein Hundsfott!“ sagte er leise. Es tat seinen gereizten Gehörnerben wohl, daß Brönners scharfe, harte Stimme verflungen war. Eine neue Punsch-  
auflage wurde von Fock's Burschen hereingetragen. Der Oberstleutnant war kupferrot im Gesicht.

Grothe erhob sich. „Ich fühle doch,“ sagte er be-  
nommen, „daß ich ernstlich krank werde. Wahrschein-  
lich ein Grippeanfall. Die Herren müssen mich ent-  
schuldigen.“ Es kostete ihn große Überwindung, sich von  
jedem einzeln zu verabschieden. Aber auch das war  
schließlich überstanden. Brönner und Friesen, der mit-  
ging und besorgt um den Freund war, halfen ihm in den  
Pelz. Grothe stülpte sich den Hut auf. Zum Abschied  
sagte Brönner: „Ich besuche dich morgen früh. Ich  
hab' dir noch ein Geheimnis zu verraten; es handelt sich  
um die militärischen Vorbereitungen eines Putches in  
Döberitz. Und von Elinor hab' ich vorzügliche Nach-  
richten.“ „Es wird mich freuen,“ nickte Grothe. Dann  
trat er an Friesens Arm in die Nacht hinaus. Ihre Füße  
versanken in tiefem, nassem Schnee. Rühler Regen, mit  
einzelnen Schneeflocken vermenget, schlug ihnen ins Gesicht.  
„Wenn ich nicht so entsetzlich frieren würde!“ klagte  
Grothe.

Als sie ihr Abteil erreicht hatten, ging Grothe sofort  
zu Bett. Friesen deckte ihn mit mehreren Decken und  
Pelzen zu. Dann entkleidete auch er sich und streckte  
sich aus.

Grothe lag noch lange wach. Sein ganzer Körper glühte. Trotzdem fror er so erbärmlich, daß er bereute, Friesen nicht gebeten zu haben, ihn schwerer zuzudecken. Nun schloß der Junge. Grothe starrte mit glänzenden Augen zur Decke hinauf. Die Maschen des Gepäcknetzes über ihm warfen krause Schatten an die lackierte Wölbung der Oberlage. Aus jeder einzelnen Masche sahen ihn dunkle, flimmernde Menschengen an. Das Stearinlicht auf dem Klapptisch flackerte. „Diese dummen Augen!“ dachte Grothe; er wehrte sich gegen die Fieberphantasien. Aber dann begann sich plötzlich alles über ihm und unter ihm zu drehen, spitze, rote Flammen schossen aus den Maschenvierecken, grüne Leuchtkugeln standen über den Wäldern des Sirulsumpfs, und Tha Spruhde reichte dem Fürsten Awaloff einen runden, gelben Apfel. Der Apfel brach in zwei Hälften auseinander und aus ihnen blühte ein Strauß dunkler Rosen hervor. Sie welkten rasch; die fast schwarzen Blütenblätter fielen in Ilse's Schoß. Deutlich sah Grothe das grüne, saule Wasser, in dem die Rosen verwelkt waren. Friesen goß es in weitem Bogen zum Fenster hinaus. Aber der dünne, gläserne Bogen blieb erstarrt in der Luft stehen, und unter ihm gingen Arm in Arm Xenia Hoehne und Dmitri Eserebrjakow hindurch. Mit einem seltsamen Ausdruck in den fahlen Leichengesichtern lächelten sie Grothe zu. Dieses Bild marterte ihn; er streckte nach den beiden abwehrend die heißen, trockenen Hände aus. Da verschwand der Spuß...

Grothe war in kalten Schweiß gebadet. Aber er fror nicht mehr. Nun versuchte er zu schlafen. Er wälzte sich auf die andere Seite. Wenn er die Augen aufmachte, sah er die verschlungenen Arabesken der Wandtapete in greifbarer Nähe seines Gesichtes. Um nicht von neuen Phantasiegebilden aufgeregt zu werden, machte er die Augen fest zu. Nach einer Weile versiel er tatsächlich

in Halbschlaf; aber schwere, komplizierte Träume plagten ihn. Brönner hielt noch einmal seine zuversichtliche, himmelsstürmende Rede. Grothe mußte auf dieses Bekenntnis zu unerschütterlichem Glauben an Deutschland antworten. Immer wieder fehlten ihm die richtigen Worte, um auszudrücken, was er meinte. Er stand am Pult im großen Tanzsaal des Mitauer Klubs, von einem welken, staubigen Baum überschattet, während die Betten schon auf dem Markt mit der Deutschen Legion kämpften. Trotzdem bewahrten die Versammelten, die erwartungsvoll lauschten, was er sagen würde, vollkommene Ruhe. Merkwürdig, dachte Grothe, sehen sie denn gar nicht, daß alles durcheinander gerät? Brönner lächelte triumphierend. Elinor Berg lehnte den Kopf zärtlich an seine Schulter. In ihrem Blick lag selige Hingebung. Klaus Hoehne, ein finnisches Messer in der Brust, lehnte mit verschränkten Armen gleichmütig an einer Säule. Auch Grothes Schwester Erika in hellem Sommerkleide war mit ihrem Kind auf dem Arme im Saal. Zu ihren Füßen hockte Leutnant Grot. Hinten saßen Alwaloff, Graf Trubow-Trubnoi, Gaston Mausdorff und viele andere, die er nur undeutlich erkannte. Er spürte, daß alle Augen anklagend und ein wenig verächtlich auf ihn gerichtet waren. Er fühlte deutlich, daß er sich rechtfertigen mußte. Man warf ihm Schwäche und Feigheit vor... „Das Chaos...“ begann er; aber wieder fehlten ihm die richtigen Ausdrucksmittel, um all diesen Selbstgefälligen zuzurufen, wie schwer er litt. Begriffen sie denn den Zwiespalt der Zeit nicht, leuchtete ihnen denn gar nicht ein, daß es der Mühe nicht wert war, mit müdem, dünnem Blut in den Adern den Stürmen der Gegenwart die Stirn zu bieten!? Nirgends war Rettung, nirgends eine Insel der Glückseligen. Denn die ganze Welt war faul. Was ihr hier draußen erlebtet, ist nur ein Vorspiel und der Auftakt, wollte er rufen. Verzweifelt, am Rande seiner Kräfte,



rang Grothe nach Worten. Aber es war vergeblich; er brachte keinen Ton heraus; und die Augen der Versammelten blieben anklagend und ein wenig verächtlich auf ihm haften. „Wenn ich doch sterben könnte,“ dachte er, „wenn ich doch gestorben wäre, wie ich wollte — in Würde und Schönheit.“ Da versank plötzlich alles, und er hörte, wie so oft, da er noch Kind gewesen war, die sanfte Stimme seiner Mutter: „Schlaf, Herzensjunge, schlaf; ich wache bei dir!“ Die Sinne schwanden ihm und er schlief ein.

Es begann zu tagen, als Grothe nach kurzem, festem Schlaf erwachte. Die Kerze war herabgebrannt. Der Regen klopfte eintönig an die Fensterscheiben. Er hatte stark transpiriert; das Fieber mochte gefallen sein; jedenfalls fühlte er sich wohler. Aber ein dumpfer Druck lag auf seinen Sinnen. Mit offenen Augen blieb er unter der Last seiner Decken reglos eine Weile lang auf dem Rücken liegen. Die Ruhe und Stille taten ihm wohl. Er hatte das Empfinden, lange in aufgewühlten Wassern schwimmend um das Ufer gerungen zu haben. Nun war er am Ziel; es galt nur noch, sich aus der Tiefe emporzuheben und das Land zu betreten...

Er warf die Decken ab und sprang auf. Noch tat sein Rücken ihm weh und die Hände zitterten. Aber er hatte dennoch einen Entschluß gefaßt. Er wollte hinaus aus dieser Enge seines dumpfen Abteils.

Rasch kleidete er sich an, nahm den Pelz um und schob die Pistole in die Tasche. Friesen schlief noch fest. Das graue Licht des neuen Tages lag auf seinem jungen Gesicht. Grothe preßte die Rippen aufeinander. Er setzte sich und begann mit dem Tintenstift einen kurzen Brief an den Freund zu schreiben. Aber auch jetzt fügten sich seine Worte nur unklar zu verworrenen Sätzen. Mutlos hielt er im Schreiben inne. Dann zerriß er rasch entschlossen den Bogen und erhob sich. Er warf keinen

Blick mehr auf Griesen. · Wankend ging er zur Tür. Die ersten Schritte fielen ihm nicht leicht. Aber er gewöhnte sich ans Gehen. Er schritt durch den feinen Sprühregen den Zug entlang. Der Posten sah ihm verwundert nach; Grothe blickte sich nicht um. Langsam wanderte er durch das erwachende Städtchen aufs freie Feld hinaus. Der Schnee auf der Straße war fest angefahren; es ließ sich leicht darauf ausschreiten. Am Horizont dunkelte der Wald. Dorthin wollte er gehen...

Ede und flach dehnten sich zu beiden Seiten des Weges die weiten, litauischen Schneefelder. Kein Mensch war zu sehen. Nur ein paar Krähen hockten im Frühnebel auf einem Düngerhaufen, den ihre Krallen längst durchwühlt hatten. Ihnen zuzusehen, blieb Grothe eine Weile lang am Grabenrand stehen. Die Vögel breiteten ihre Schwingen aus und segelten krächzend in den regenverweinten Morgen hinein.

Da reckte auch Wolfgang Grothe zögernd die Arme empor. Er tat es unbewußt, theils unter dem Eindruck eines physischen Wohlbehagens, das seinen ermatteten Körper plötzlich durchströmte, theils im emporrauschenden Gefühl einer dunklen Erkenntnis, der Flügel zu wachsen begannen... Er tat ein paar Schritte und merkte, daß seine Schuhe durchnäßt waren. Darüber mußte er lächeln. Aber dieses Lächeln erstarrte in seinen Zügen, als er sich dessen bewußt wurde, daß er der dumpfen Enge seines Abteils vor kaum einer halben Stunde in der Absicht entflohen war, ein Ende zu machen und abzuschließen... Irgendwo am Grabenrand... in fremdem, trostlosem Land... von Krähen umschwirrt... ein Gesträuchelter, Mutloser, Elender...

Etwas in ihm bäumte sich gegen diese Vorstellung auf. Er senkte in Zorn und Scham den Blick und schritt, die Hände auf dem Rücken, eilig aus. Der feuchte Frühwind, der ihm Wald- und Schneeduft entgegentrug, wehte

ihm flatternd ums Haupt. Brausend und rauschend aber wogten Gedanken in ihm selbst empor und verflangen, und Bilder tauchten auf und verschwanden. Er biß die Zähne aufeinander. Sein Ruf und sein Name fielen ihm ein, sein Streben und Wollen von Jugend auf. War er einen Berg hinaufgeklommen, um sich von nebelhaften, unerkannten Händen, von jäh empor schäumenden und wieder verebbenden Gewalten in den Abgrund stoßen zu lassen!? Er — Wolfgang Grothe!?... Gewiß, da waren diese verworrenen Erlebnisse der letzten Zeit, diese entfesselten Fahrten ohne Hemmung auf einem gurgelnden, in allen Farben des Regenbogens schillernden Strom, der in wüstem, regellosem Lauf über die Ufer getreten sein mochte. Da war eine unmännliche Leidenschaft, man hatte sich im Saumel der Dinge und Begriffe vergessen und berauscht, man hatte gelogen, betrogen und den Mut verloren. Es wirbelte bunt genug durcheinander: sündige Gedanken und leichtfertiger Glaube, Eigennuß und Reid, ein Haufe Karten und ein freches Mädchengesicht, Blut und verbotene Wünsche...

Wolfgang Grothe runzelte die Stirn. Aber war man denn nicht seinerzeit als überlegender Mann, der sich selbst nicht allzu dumm dünkte, und dem auch die anderen einige Achtung entgegenbrachten, aus einem ernst aufgefachten Leben heraus bewußt abenteuerlustig hinausgezogen, das Chaos, das heißt die Wirren und ihre Umwelt, als nüchterner Zuschauer zu erleben?! Schlimm genug, daß einen dabei selbst einige Spritzer des Schlammes der Geschehnisse mitten ins Gesicht getroffen hatten! Revolution, Niederbruch und Schicksalswende eines Volkes sind kein Kinderspiel...

Grothe stemmte die Fäuste in die Seiten. Es gibt Krisen, dachte er, Krisen sowohl im Leben der Völker, als auch in jedem Einzelschicksal, auf dem Krankenbett und in der raumlosen Kammer der Seele. Man über-

windet sie, wenn man sie überwinden will. Hatte nicht Brönner, hatte nicht selbst dieser gute, kleine Friesen, der doch im Grunde genommen wirklich kein lorbeergeschmückter Held des Lebens war, dem Drunter und Drüber seinen Willen entgegengesetzt!? Und in ihm selbst, in Dr. Wolfgang Grothe, hatte da nicht eben erst gesundes deutsches Bürgerblut die Krise einer Fieberkrankheit spielend überwunden?!

Aufwühlend, aber dennoch besänftigt und gemildert durch emporsteigende Tränen, quoll Lachen aus der Brust eines gequälten Menschen. Grothe blickte auf und sah sich um. Ein Wald war ganz nahe gerückt, dünner Regen tropfte, Wind wehte lau und feucht, und rechts und links gähnte die Weite dieser userlosen, flachen Schneefelder. Des Weges daher aber zog ein schwerbeladenes Gefährt. Auf hochgetürmtem Hausrat hockten ver mummt ein Weib und drei Kinder; der Mann ging keuchend nebenher und trieb die müden, dampfenden Gäule an. Da blieb Grothe stehen und rief den Fremden mit heiserer, über stürmenden Gedanken des Sprechens entwöhnter Stimme an: „Wer und wohin?“ — „Heimwärts,“ sagte der Bauer, ohne aufzusehen; „heimwärts, Herr!“ Grothe gesellte sich zu ihm. „Seid ihr Flüchtlinge, Leute?“ fragte er und legte dem Mann die Hand auf die Schulter. Der erschöpfte Mensch blickte im Gehen ernst zu dem Fragenden auf. „Jawohl, Herr,“ entgegnete er im harten, gurgelnden Deutsch der schwäbischen Bauern, deren Väter sich einst auch in Litauen angesiedelt hatten, „für uns Schwaben ist schlecht Wetter. Aberall verjagen sie uns. Aber die deutsche Heimat ist geblieben. Die nimmt uns auf. Wir wollen nicht untergehen.“

Grothes Hand sank von der Schulter des Bauern herab. Er blieb zurück und sah das schwankende Gefährt sich mühsam auf dem verschneiten Wege vorwärts schieben. Fern lag die Stadt. Sinnend legte Grothe den



Finger an den Mund. Weder weinte er, noch stieg noch einmal das schüttelnde Lachen in ihm empor. Er dachte sekundenlang daran, daß auch er verlor, was jener Bauer verloren hatte, das deutsche Heim, das Elternhaus und Betraggen, von dem er in sternloser Nacht so schweren Abschied genommen. Aber das Vaterland und das deutsche Volk blieben. Diese Güter verlor er nicht.

Wir wollen nicht untergehen — hatte der Bauer in ruhiger, unbeirrbarer Zubeisicht gesagt... Brothe nickte vor sich hin. Nein, auch er wollte nicht untergehen... Und erfüllt von dem Wunsche, Brönnert in seiner Lederfabrikantenvilla aufzusuchen und diesem starken Freunde die Hand zu drücken, ging er eiligen Schrittes durch den Regen zur Stadt und zu den Menschen zurück, entschlossen, zu kämpfen und sich zu behaupten.

---

Im Stahlhelm-Verlag, Magdeburg,  
sind erschienen:

**Kurt Hesse**  
**An den Straßenecken  
der Welt**

In diesem glänzend geschriebenen Werk  
schildert der bekannte Verfasser die Ein-  
drücke seiner soeben beendeten Weltreise.

Preis: geb. M. 8.50  
geh. „ 6.90.

.....

**Kurt Unter**  
**Der Arbeiter im neuen  
Deutschland**

Ein neues, Aufsehen erregendes Werk des  
bekannten Verfassers von  
„Unsere Stunde kommt!“

Beide Werke sind durch jede gute Buch-  
handlung zu beziehen.

# Die Grauen Bücher

---

Im Stahlhelm-Verlag, Magdeburg,  
erscheint unter dem Titel

## „Die Grauen Bücher“

eine Sammlung hochwertiger literarischer  
Werke, in denen teils in realistischer Dar-  
stellung, teils in theoretisch-philosophischen  
Essays das Kriegserlebnis behandelt wird.

---

Bisher erschienen:

Ernst Jünger, Feuer und Blut

Delbanco, Von der Seele des  
Kriegsfreiwilligen

Friedrich Freyfa, Der Gefreite

„Die Grauen Bücher“ erscheinen in vor-  
nehmster Ausstattung und sind durch jede  
gute Buchhandlung zu beziehen.